Y Asc 536 Z
8° Hom 536 Z

P. Benedictus

<366388401000 17

S

<366388401000 17

Bayer. Staatsbibliothek

AK

Predigten

auf die

Festtage des Herrn,

der

Mutter Gottes und anderer Heiligen,

derer Feste

in der

katholischen Kirche

noch gefeiert werden.

Von

P. Gerard Franz.

Zweyter Jahrgang.

Mit Erlaubniß des Augsburg. hochw. Ordinariats.

Augsburg 1802,

bey Aloys Gerstle.

Td/711492.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

IMPRIMATUR.

Ant. Coelestin. Nigg, S. S. Theol. Doct. Eccl. Cathed. Canon. Vicarius generalis.

Jo. Lud. Roessle, S. S. Theol. Licent. Eminentiſſ. ac Sereniſſ. Archiep. et Elect. Trev. Ep. Aug. Conſil. Eccleſ. Act. Can. ad S. Maurit. Major Poenitent. Sem. Ep. Regens & Librorum Cenſor.

Pfaffenhusii die 14. Aprilis
1802.

BIBLIOTHECA PUBLICA MONASTERII

Inhalt.

IMPRIMATUR

NEPKÖNYVTÁRI KÖZPONTOT
NEM
ADHATÓ
EL

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Feste des Herrn.

Seite

Auf das erste heilige Weihnachtfest. 1ster Thl. 1

Auf das zweyte heilige Weihnachtfest, und des heiligen Erzmärterers Stephanus. 2ter Thl. 11

Auf das dritte heilige Weihnachtfest, und des heiligen Evangelisten Johannes. 3ter Thl. 21

Auf das neue Jahr. 29

Auf das Fest der Erscheinung des Herrn. . 42

Auf das Fest des heiligsten Namens Jesu. . 55

Auf das erste heilige Osterfest. 1ster Thl. . 65

Auf das zweyte heilige Osterfest. 2ter Thl. . 77

Auf die Himmelfahrt Christi. . . . 87

Auf das erste heilige Pfingstfest. . . 99

Auf das zweyte heilige Pfingstfest. . . 109

Auf das Fest der heiligsten Dreyfaltigkeit. . 119

Auf das heilige Fronleichnamsfest. . . 127

Zweyte Abtheilung.

Feste der Mutter Gottes.

Auf das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens. 139

Auf das Fest der Reinigung Mariens. . 150

Auf das Fest der Verkündigung Mariens. . 161

Auf das Fest der Himmelfahrt Mariens. . 171

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Feste der Heiligen.

	Seite
Auf das Fest des heiligen Apostels Andreas.	182
Auf das Fest des heiligen Apostels Thomas.	192
Auf das Fest des heiligen Apostels Matthias.	202
Auf das Fest des heiligen Joseph. . .	213
Auf das Fest der heiligen Apostel Philippus und Jakobus.	224
Auf das Fest des heiligen Johannes des Täufers.	235
Auf das Fest der heiligen Apostel Petrus u. Paulus.	244
Auf das Fest des heiligen Apostels Jakobus.	255
Auf das Fest des heiligen Apostels Matthäus.	268
Auf das Fest der heiligen Apostel Simon u. Judas.	278
Auf das Fest aller Heiligen Gottes. . .	289
Auf den Gedächtnißtag aller verstorbenen Christgläubigen.	300

Zugabe zum zweyten Jahrgang.

Auf das Fest des heiligen Joseph von Kalasanz.	310
Auf das Fest des heiligen Benedikts. . .	329
Von der Zubereitung auf die Tage der Trübsal bey einer gewissen Gelegenheit. .	343
Auf das zweyte Osterfest bey Gelegenheit einer Primiz.	355
Auf das Fest der Reinigung Mariens. .	367

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Abtheilung.

Feste des Herrn.

Auf das erste
heilige Weihnachtfest.

Es ist euch heute der Heiland geboren worden, Christus der Herr. Luk. II. 11.

Eingang.

Ist wohl auch nur ein einziger Christ in der Welt, der an dem heutigen Tage nicht die lebhafteste Freude empfindet, wenn er sich den heutigen Tag als das feierlichste Gedächtniß jenes Tages vorstellt, der unter allen Tagen, die gewesen sind, und noch seyn werden, der feierlichste, der gnadenreicheste, der erfreulichste Tag ist; eines Tages, an welchem seit der Schöpfung diese Sonne das erstemal eine Welt erleuchtete,

deren Bewohner nun Freunde Gottes und Erben der Seligkeit warden; eines Tages, an welchem die Engel Gottes herniederkamen, und durch himmlische Gesänge der Welt ihren Erretter verkündigten; eines Tages, an welchem die ganze Menge der Himmelsbürger in vereinigten Chören sang: Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr, der Allmächtige, der da war, und der da ist, und der da kömmt; (*) eines Tages endlich, um dessentwegen unser Geburtstag uns erfreulich, unser Todestag wünschenswerth, und jener Gerichtstag glorreich seyn muß; denn uns ist heute der Heiland geboren worden, Christus der Herr.

Freylich, wenn wir die Geburt jenes Kindes, das an dem heutigen Tage geboren worden ist, nur so mit fleischlichen Augen ansehen; wenn wir bemerken, daß die Geburt dieses Kindes bey seinen eigenen Landsleuten gar kein Aufsehen machte: so scheint sie nichts ausserordentliches und erfreuliches für uns zu seyn. Denn wir sehen weiter nichts, als ein armes Kind vom niedrigsten Stande in gemeinen Winteln auf einer Streue liegen. Wenn wir aber die Geburt dieses Kindes mit den Augen des Geistes und einem gläubigen Herzen betrachten, so werden wir unter der Hülle der Niedrigkeit die allerhöchste Hoheit erblicken. Dieß, meine Freunde! werde ich euch diese Weihnachtferien hindurch in folgenden drey Sätzen zeigen, und zwar

I. den durch die Niedrigkeit seiner Geburt erhöhten Jesus in Absicht auf seine Herkunft,

II. den durch die Niedrigkeit seiner Geburt erhöhten Jesus in Absicht auf die äussern Umstände seiner Geburt,

III.

(*) Offenb. IV. 8.

III. den durch die Niedrigkeit seiner Geburt erhöhten Jesus in Absicht auf die Folgen seiner Geburt.

Erster Theil.

Wenn wir die Abkunft Jesu nach dem Fleische betrachten, so können wir uns keine niedrigere vorstellen, als diese. Wir mögen die Väter, von denen er abstammte, oder seine Eltern, oder den Ort seiner Geburt ansehen: so ist eines niedrigerer, als das andere. Und doch wird durch eben diese Niedrigkeit seiner Herkunft die Hoheit seiner Person nur in ein desto helleres Licht gesetzt. Dieß werden wir heute vernehmen, wenn ich 1) die Niedrigkeit seiner Herkunft und 2) aus dieser Niedrigkeit die Hoheit seiner Person werde gezeigt haben.

Dieß ist, leider! der traurige Wechsel der Familien. Heute thut sich eine aus dem unbekanntesten Winkel der Welt hervor, und schwingt sich hoch über andere empor; morgen sinkt eine andere von der höchsten Stuffe des Ruhms herab, und verliert sich allmählig in ein politisches Nichts. Der Weise hat daher nicht nnrecht, wenn er sagt: **Ein Geschlecht vergeht, und das andere kömmt empor.** (*) Und wer weiß es nicht, wie wenig Achtung die Welt für diejenigen hat, die aus einem zerfallenen Stamme entsprossen sind? — So lange die Familie blüht, und fest auf dem Wipfel des Ansehens steht, beugt sich Jedermann vor ihr, und schätzt sich glücklich, ihr Fußschemmel zu seyn. Sobald sie aber zu welken und zu sinken anfängt: so sinkt auch der Altar der Verehrung in den Herzen ihrer Anbeter, und die es sich einst zur Ehre rechneten, ihre unterthänigen Knechte zu seyn, machen sich nun eine Pflicht daraus, ihre

(*) Ekkles. I. 4.

ihre stolzen Gebiether zu werden. Dieß, denke ich, braucht keine weitere Beweise; weil wir hievon schon die auffallendsten Beweise erlebt, und vielleicht noch öfters erleben werden.

Ein eben so trauriges Schicksal hatte das Geschlecht, von dem Jesus dem Fleische nach abstammte. Gott zog es aus dem Staube der Niedrigkeit hervor, und setzte es auf die höchste Stuffe menschlicher Würde. Aber in der Folge sank es so tief herab, daß bey seinen Abkömmlingen nicht die geringste Spur mehr von seiner vorigen Grösse sichtbar war. David, der Stammvater Jesu, war der jüngste Sohn Isai eines sehr gemeinen Israeliten, und weidete die Schaafe. Er war noch ein Knabe, als Samuel ihn auf Befehl Gottes zum Könige von Israel salbete. Die Siege, welche er in der Folge über die Feinde Israel erfochten hatte, erwarben ihm Ansehen und Zutrauen, so daß er zu Hebron vom ganzen Geschlechte Juda einmüthig zum Könige gewählt wurde. So schwung David sich vom Hirtenstabe bis zum königlichen Zepter empor. Allein je mehr nach seinem Tode die Weiberliebe an dem Hofe überhandnahm, desto leichter war es den Ausschweifungen aller Art, sich der Herzen seiner Nachfolger zu bemächtigen. So, wie diese von dem Gott ihrer Väter gewichen waren, wich auch Gott von dem Hause Davids; und die ganze Familie dieses Königs war in so grosse Dürftigkeit und Verachtung herabgesunken, daß man zur Zeit der Geburt Jesu sich nur blos des Namens noch erinnern konnte.

Wie unkenntbar diese königliche Familie war, als Jesus geboren wurde, ergiebt sich auch daraus, daß seine Eltern, die beyde vom Hause Davids abstammten, bey ihren Landsleuten in so wenig Achtung standen und so

arm

arm waren, daß der grosse Haufe der Juden von Jesu selbst nicht vortheilhaft dachte, wenigstens nichts grosses sich von ihm versprach. Denn da er einst in der Synagog die gründlichsten Aufschlüsse über den Sinn des Gesetzes gab: so stießen sich alle an ihm; weil sie es nicht begreifen konnten, woher ein Mensch von so niederer Herkunft so grosse Einsichten und Kenntnisse des Gesetzes erlangt hätte: **Wo hat er diese Weisheit und Geisteskräfte her?** fragten sie einander, **ist er nicht der Sohn eines Zimmermanns? heißt nicht seine Mutter Maria? wo hat er alles dieses her?** (*)

Betrachten wir endlich den Geburtsort Jesu, so war es ein sehr geringer Flecken, und trug sehr vieles zur Verachtung bey, womit seine Nation ihm begegnete. Eben dieser Flecken, der nach der Weissagung des Propheten Michäas erst durch die Geburt Jesu, des Messias groß und ansehnlich werden sollte, konnte bey den Juden niemals verehrungswürdig werden; weil sie Jesum nicht als den verheissenen Messias erkannten. Bethlehem blieb also in den Augen der Juden immer ein sehr unbedeutender Ort, für den sie wenig Achtung hatten. Am verächtlichsten aber machte ihn sein Vaterland Galiläa. Die Verachtung gegen dieses Land war bey den Juden so groß, daß sie glaubten, derjenige wäre geschimpft genug, den sie einen Galiläer hießen. Dieser Wahn kam vermuthlich daher, weil sie aus der Schrift beweisen wollten, daß ein Prophet in Galiläa aufstehen würde, und daher dieses Land als ein ungesegnetes oder wohl gar verworfenes Land betrachteten. Wie fuhren sie nicht deßwegen über den Nikodemus her, als er ein-

(*) Matth. XIII. 55.

mal in ihrer Versammlung die Vertheidigung Jesu auf sich genommen hatte! **Bist du auch ein Galiläer?** sagten sie, **forsche in der Schrift und sieh, daß kein Prophet in Galiläa aufsteht.** (*)

Freunde! hätte wohl der himmlische Vater seinen Eingebohrnen in Absicht auf seine Herkunft dem Fleische nach tiefer herabwürdigen können? — Ein verfallenes Haus war sein Stammhaus, seine Eltern lebten in Armuth, sein Geburtsort war ein nichtsbedeutender Flecken, sein ganzes Vaterland den Juden verächtlich und verhaßt. Was mangelte noch, die Herkunft Jesu niedriger und verächtlicher zu machen? — Und doch verdunkelte sein geringes Herkommen seine Hoheit so wenig, daß sie vielmehr dadurch um so glänzender wird.

Es ist wahr, Jesus stammte aus der verfallenen Familie Davids her, sein Geburtsort Bethlehem war ein sehr unansehnlicher Ort. Aber eben diese Umstände machen uns an Jesu denjenigen kenntlich, der als der Heiland der Menschen, als Christus der Herr von den Propheten vorherverkündiget wurde. Eben diese seine niedere Abkunft von dem gesunkenen Hause Davids ist ein unläugbarer Beweis, daß er der verheissene Messias, der Erretter der Welt, und der Versöhner der ganzen Menschheit ist. Die Juden selbst konnten hierinn nicht widersprechen, daß der Messias aus der Zunft Juda und dem Stamme Davids würde geboren werden. Eben sein geringer Geburtsort beweist ihn als denjenigen, der nach der Weissagung des Michäas über Israel herrschen soll, und dessen Ausgang von Anbeginn und von den Tagen der Ewigkeit ist. Eben diese Umstände seiner niedrigen

(*) Joh. VII. 52.

niedrigen Herkunft überzeugen uns vollkommen, daß er derjenige ist, von dem Isaias weissagte: Es wird eine Ruthe aus der Wurzel Jesse hervorkommen, eine Blume wird aus seiner Wurzel aufgehen. Der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Raths und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Gottseligkeit — die Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden, und die Treue das Band seiner Nieren seyn. (*)

O Freunde! wie groß muß doch derjenige seyn, von dem der Prophet eine so glänzende Schilderung macht! — welche Hoheit seines Karakteres drücken diese Worte aus! Wer ist er aber, den hier der Prophet mit so erhabenen Eigenschaften darstellt? — Jesus ist's — der in Absicht auf seine Herkunft so sehr erniedrigte Jesus. Welche Hoheit seiner Person liegt nicht in der Niedrigkeit seiner Abkunft dem Fleische nach. —

Aber noch weit grösser und anbetungswürdiger muß Jesus, seine Lehre und sein Versöhnungswerk in unsern Augen werden, wenn wir bemerken, daß derjenige, der wegen seines niedern Herkommens so verächtlich scheint, der Sohn Gottes sey, daß nicht der Adel seiner menschlichen Herkunft, nicht die Hoheit seiner Familie, nicht der äussere Glanz seines Standes, sondern die göttliche Würde seiner Person, seinen Lehren und Thaten ihren Werth giebt. Oder glaubt ihr wohl, meine Freunde! daß sein Name in der ganzen Welt würde angebetet, und seiner Lehre allenthalben so viele Achtung erwiesen werden, wenn seine Eltern wirklich noch in dem

(*) Isa. XI. 1.

Besitze der königlichen Würde gewesen, und er auf dem Throne geboren worden wäre? — Glaubt ihr wohl, daß er bey all seiner menschlichen Grösse in den Augen der Menschen so groß geworden wäre, als er wirklich ist, und in alle Ewigkeit seyn wird? — Nichts weniger, als dieses. — Denn gesetzt, Jesus wäre aus dem ansehnlichsten Geblüte entsprossen, aber nicht zugleich Gottes Sohn gewesen: so wäre er ein Mensch gewesen, wie wir, und wir hätten keinen Grund, seiner Lehre so fest anzuhangen, so zuversichtlich auf sein Erlösungswerk zu vertrauen, und ihn als unsern Mittler und Fürsprecher bey Gott anzubeten. Wenn wir aber unter der niedrigsten Gestalt eines Menschen einen Gott erblicken: so muß seine Person in unsern Augen um so grösser seyn, je niedriger seine Herkunft dem Fleische nach ist; und seine Lehre muß dadurch so ungezweifelt wahr werden, daß wir dabey den Zweck unsrer endlichen Bestimmung nie verlieren können, sein Versöhnungswerk so beruhigend für uns, daß wir unsrer Seligkeit getrost entgegen sehen dürfen.

Sehet, liebe Freunde! so erhaben ist derjenige, den ich euch in Ansehung seiner Herkunft so klein gezeigt habe. Nicht Fleisch und Blut macht den Menschen groß, sondern die grossen Eigenschaften, die unter der Hülle des Fleisches verborgen liegen. Es kann aber in dem niedrigsten Menschen eine grosse Seele stecken, so wie in dem höchsten eine kleine. Welch ein unbescheidener Hochmuth wäre es demnach, wenn wir uns auf unsre Herkunft viel einbilden, und deßwegen Andere verachten wollten; weil sie ihrer Geburt nach minder sind, als wir.

Oder ist es vielleicht eigenes Verdienst, wenn man von hohen Ahnen abstammt? oder ist es eigene Schuld, wenn man ein Bettelweib zur Mutter hat? — Ist es nicht lediglich ein Werk Gottes und freye Willkühr des Schöpfers, um die wir uns weder verdient noch unverdient gemacht haben, daß er diesem einen prächtigen Pallast, jenem aber eine arme Hütte zum Geburtsorte bestimmt hat? — Grosse Eigenschaften und schöne Thaten sind der einzige Beweis wahrer Grösse, wir mögen unsrer Geburt nach noch so klein seyn, als wir wollen. Wenn uns aber diese mangeln, so sind wir klein, wenn auch unsre Ahnen noch so groß wären. Jesus dient uns hierinn zum Muster. Er war klein in Absicht auf seine Herkunft nach dem Fleische; aber groß, unendlich groß in seinen göttlichen Eigenschaften und Thaten.

Beschluß.

Beten wir also heute den grossen Gott an, der dort in der Krippe unter der Gestalt eines kleinen und niedrigen Kindes liegt. Seine Herkunft ist der Menschheit nach zwar gering; aber um so höher erscheint seine Person wegen den Eigenschaften, die sie begleiten. Wie die Sonne in einem leichten Nebeldunst sich als ein grosser feuriger Körper unsern Augen darstellt, beym heitern Himmel aber ihre Grösse nicht bemerkt wird: so erscheint Jesus auf Erde um so grösser, je niedriger die Umstände seiner menschlichen Herkunft sind, die ihn umgeben.

Wir aber, meine Freunde! lernen von Jesu Demuth und Erniedrigung bey aller unsrer Grösse, durch

welche uns etwa unsre Geburt vor andern ausgezeichnet hat! — Denken wir vielmehr, daß alle menschliche Grösse, welche die Geburt verleiht, etwas geringes vor Gott sey, wenn nicht Seelengrösse damit verbunden ist. Die Welt läßt sich zwar vieles kosten, um einen Adelsbrief zu erkaufen, der sie über andere emporhebt. Aber wenn Tugend die Seele nicht adelt, so bleibt der Mensch klein, wie hoch er über andere hinaussieht. Und es ist eine wahre Thorheit, wenn man sich groß zu seyn dünkt, und doch die erniedrigendsten Eigenschaften besitzt. Ein solcher Mensch ist vor Gott ein widersprechendes Ding, ein wahres Ungeheuer! Und wie viele derley grosse Männer spielen nicht ihre Rolle auf der Schaubühne der Welt, die kaum der Fußschemmel eines niedrigen, aber rechtschaffenen Mannes zu seyn verdienten! — Amen.

Auf das zweyte

heilige Weihnachtfest,

und des

heiligen Erzmärterers Stephanus.

Zweyter Theil.

Euch ist heute der Heiland geboren worden, Christus der Herr. Luk. II. 11.

Eingang.

Wir haben gestern die Hoheit Jesu in der Niedrigkeit seiner Geburt in Absicht auf seine Herkunft nach dem Fleische kennen gelernt. Ich habe euch gezeigt, daß die Familie, von welcher er abstammte, gänzlich verfallen war, daß seine Eltern niedrige und dürftige Leute waren, und sein Geburtsort und sein Vaterland in einem äusserst geringen Ansehen standen. Ich habe euch aber auch gezeigt, daß weder seine gesunkene Familie, noch die Armuth seiner Eltern, noch sein unansehnlicher Geburtsort seine Hoheit verdunkelt, sondern den Glanz derselben vielmehr erhöht.

Heute komme ich auf meinen zweyten Satz, der uns die Hoheit Jesu in der Niedrigkeit seiner Geburt in Absicht auf die äussern Umstände derselben zeigen soll.

Ge-

Gewiß, wenn wir alle äussere Umstände erwägen, welche die Geburt Jesu begleiteten: so ist vielleicht noch niemals ein Kind so gering geboren worden, als das Kind Jesus. Die Umstände seiner Geburt waren in jeder Rücksicht so armselig, daß Niemand ohne nähere Offenbarung Gottes das Kind zu Bethlehem für die herrliche Person erkennen konnte, von welcher Isaias am neunten Kapitel weissagte: **Uns ist ein kleines Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben worden, und seine Herrschaft ist auf seiner Schulter: Er soll wunderbar, Rathgeber, Gott, Starker, Vater der künftigen Zeiten, und Fürst des Friedens genennt werden. Seine Herrschaft wird sich vermehren, und der Friede wird immer dauern: auf dem Throne Davids und in seinem Reiche wird er sitzen, damit er es befestige, und mit Gericht und Gerechtigkeit stärke von nun an bis in Ewigkeit. Der Eifer des Herrn der Heerschaaren wird das thun.** (*)

Für ein solches Kind, welches hier der Prophet so erhaben schildert, und das kein anders ist, als der kleine Jesus, sind die Umstände, unter denen er geboren ward, in Wahrheit gar zu erniedrigend. Aber nichts desto weniger werden wir auch aus diesen sehr geringen äussern Umständen seiner Geburt seine Hoheit neuerdings hervorglänzen sehen. Ich zeige daher 1) die Niedrigkeit seiner Geburt in Absicht auf die äussern Umstände derselben, 2) seine Hoheit, die darinn verborgen liegt.

Wenn man die Menschheit in ihrer Kindheit betrachtet, so kann man sich nichts elenders vorstellen, als diese.

(*) Isa. IX. 6. u. f. w.

diese. Ein neugebornes Kind, Gott, wie armselig ist es! — Nachdem es neun Monate lang in dem Schoose seiner Mutter, wie in einem Kerker eingeschlossen, nebst seinen eigenen Schwachheiten auch noch viel Ungemach von seiner Mutter gelitten hat, (wie es gemeiniglich geschieht, wenn die Mütter in ihrer Schwangerschaft so pflichtvergessen sind, daß sie Ausschweifungen begehen, die einen schädlichen Einfluß auf ihre Leibesfrucht haben) nachdem, sage ich, das Kind in dem Schoose seiner Mutter schon einen grossen Theil jener Schmerzen empfunden hat, womit die Menschheit auf Erde gequält wird: so tritt es endlich ans Tageslicht, aber so schwach, so hilfsbedürftig, so elend, daß selbst das Loos eines jeden unvernünftigen Thiers in dieser Hinsicht wünschenswürdiger zu seyn scheint. Kaum hat das Küchlein sich aus dem Ey geschält, so nährt es sich selbst, und springt hurtig seine Wege und Stege. Aber das Kind liegt so ohnmächtig da, daß es sich vor Schwäche selbst kaum bewegen, geschweige sich die ersten Bedürfnisse seines Lebens selbst reichen kann. Es hängt ganz von fremder Hilfe ab, und kann seine Bedürfnisse nur durch Weinen zu erkennen geben. So armselig ist ein Kind.

Und so armselig war auch Jesus in seiner Geburt. Er ward ganz dem Menschen gleich gemacht, sagt der Apostel, und dem äusserlichen Ansehen nach wie ein Mensch befunden. (*) Er nahm Fleisch und Blut an sich von seiner Mutter, ruhete neun Monate lang in ihrem Schoose, und erduldete mit ihr alle Ungemächlichkeiten. Er war noch nicht geboren, als Kaiser August den Befehl ergehen ließ, daß das ganze römische Ge-

(*) Philipp. II. 7.

Gebiet beschrieben werden sollte. Jedermann gieng in seine Stadt, sich aufzeichnen zu lassen. Auch Jesus wurde in dem Schoose seiner Mutter nach Bethlehem getragen, um sich, als Regent des Himmels und der Erde, wie der niedrigste Unterthan einem irdischen Herrn zu unterwerfen, und in das Register seiner Unterthanen einzeichnen zu lassen. Wohl ein herrliches Beyspiel für Unterthanen, die sich den Befehlen ihrer rechtmäßigen Gesetzgeber nur mit Ungestümme unterwerfen, ihre Gesetze widerrechtlich glossiren, und sofern sie ihrer Eigennützigkeit nicht fröhnen, darüber schimpfen und lästern! — Jesus, Gottessohn, der Herr der Heerschaaren erniedrigt sich bis zum Unterthan und ist gehorsam. Aber der Unterthan, dessen Pflicht es ist, zu gehorchen, trägt kein Bedenken, sich wider seine Obrigkeit und ihre Befehle zu empören, und sich als Herr über seinen Herrn aufzuwerfen! — Welch eine Sünde! —

Maria kam nun zu Bethlehem mit ihrer gebenedeyten Leibesfrucht an, und Jesus der Sohn Davids kam in sein Eigenthum. (Denn Bethlehem hatte den Namen von seinem Stammvater, und hieß die Stadt Davids) Hält man ihm wohl, da er nun im Anzuge ist, einen freudigen und triumphirlichen Einzug? ruft man ihm mit einem entzückenden Freudengeschrey entgegen: Es lebe der Sohn Davids! — Gebenedeyt sey, der da kömmt im Namen des Herrn? — (*) Ach, Freunde! wie ganz anders ist da seine Aufnahm beschaffen! — Er kam in sein Eigenthum, sagt der Evangelist, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. (**) Schlechter als einem Fremden ward ihm da begegnet, schlech-

(*) Matth. XXI. 9.
(**) Joh. I. 11.

schlechter als einem Bettelkinde. Die Mutter gieng von Hause zu Hause, und suchte einen Winkel, in welchem sie ihr göttliches Kind gebähren könnte; aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Wo sie anklopfte, wurde sie zurückgewiesen. Und nachdem sie in ganz Bethlehem keine Herberge gefunden hatte, sah sie sich genöthiget, einen Stall ausser der Stadt zum Geburtsorte ihres Kindes zu wählen.

Denke man sich hier die Unbequemlichkeiten, welche das kleine Kind Jesus bey dem Aufenthalte in einem Stalle und bey der Dürftigkeit seiner Eltern auszustehen hatte! — Wo ist ein schwangers Bettelweib, wo die verrufneste Hure, der man in solchen Umständen nicht einmal einen ehrlichen Winkel in einem Hause zu ihrer Entbündung gönnt? — Und Jesus hatte nicht einmal ein Plätzchen, wo er sein Haupt mit Anstand hinlegen konnte. Wie, Freunde! waren dieß nicht lauter Umstände, die für ihn, den Sohn Gottes erniedrigend, und den sinnlich- und irdisch gesinnten Juden höchst anstössig seyn mußten? —

Ja, allerdings waren es Umstände, die des niedrigsten Menschen unwürdig waren, geschweige eines Gottmenschen. Nichts desto weniger zeigt sich die Weisheit Gottes und die Hoheit des göttlichen Sohns in der Niedrigkeit dieser Umstände nur desto auffallender. Sey es auch, daß die Juden und alle Ungläubigen bey Erwägung dieser herabwürdigenden Umstände auf den gotteslästerlichen Begriff verfielen, der ihnen Jesum als Aergerniß und Thorheit vorstellte; sey es, daß sie ihn blos deßwegen verwarfen, weil er wider ihre Erwartung in der Gestalt eines Knechts auf Erde erschien, und sie jene irdischen Vortheile sich nicht versprechen konnten,

nach

nach denen sie schon lange lüstern waren, und auf die sie bey der Ankunft des Messias ganz sicher rechneten: so können doch uns, die wir gläubig und aus der Schrift von der Göttlichkeit der Person Jesu und dem Zwecke seiner Sendung unterrichtet sind, alle diese erniedrigenden Umstände seiner Geburt nicht befremdend seyn. Ja, wenn wir die Schrift nur blos als eine authentische und unverfälschte Geschichte annehmen, und also nur noch einen Geschichtsglauben haben: so können wir darinn die Merkmale seiner göttlichen Hoheit ohne weiters entdecken.

Jesus, wie wir gehört haben, war arm — blutarm: seine Eltern, sein Geburtsort, seine Liegerstatt, alles, gar alles beweist die äusserste Armuth. Aber wird auch dadurch seine Hoheit verdunkelt? — Ist sein Karakter wirklich so niedrig, wie er den Umständen nach scheint? — nichts weniger! — Denn was läßt sich anders aus seiner Armuth schließen, als daß er nicht auf die Erde herniedergestiegen sey, um Eroberungen zeitlicher Güter zu machen. Er wollte sich kein irdisches, sondern ein himmlisches Reich auf Erde stiften: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, (*) antwortete er, als man ihn vor Gericht fragte, ob er ein König wäre. Herodes zitterte daher umsonst für seinen Thron, und ließ vergebens das Blut so vieler junger Schlachtopfer fließen, um sein Reich vor einem fremden Thronfolger zu sichern.

Eben seine Armuth war es, welche ihn bey den Grossen dieser Welt groß machte, und seiner Lehre den Eingang in ihre Staaten öffnete. Wäre er mit Majestät

(*) Joh. XVIII. 36.

stät erschienen, und hätte sich durch Eroberungen irdischer Reiche groß und mächtig zu machen gesucht: so würde Er und seine Lehre wenig Beyfall in der Welt gefunden; sondern man würde ihm mächtige Kriegsheere entgegengestellt, und seiner Eroberungssucht Einhalt gethan haben. Da er aber nur gekommen war, einem jeden das Seinige zu lassen, und durch seine Lehre desto mehr zu sichern: so fand er allenthalben die höchste Achtung, und seine Lehre die günstigste Aufnahme.

Ja, wenn wir die Worte des heiligen Paulus in dem zweyten Briefe an die Korinther recht bedachtsam lesen, und den Zweck seiner Armuth daraus entwickeln; so übertraf seine Armuth alle Schätze dieser Welt. Dort heißt es: Ihr wisset ja die Gütigkeit unsers Herrn Jesus Christus. Dieser ward ja um euertwillen arm, obschon er reich war, daß ihr durch seine Armuth reich würdet. (*) Jesus war also reich; denn die Erde, sagt der Psalmist, ist des Herrn Eigenthum, und alles, was darinn ist; der Weltkreis und alle seine Einwohner. (**) Aber er ward unsertwillen arm, d. i. er machte keinen Anspruch auf die irdischen Güter, die alle sein waren — und warum? — damit wir durch seine zeitliche Armuth mit geistlichen Gütern und himmlischen Reichthümern, die kein Diebe stiehlt und keine Motte verzehrt, bereichert würden.

Freunde! was kann den Karakter des Menschen mehr erhöhen, als die Großmuth, womit er sein Eigenthum zum Besten seines Mitmenschen aufopfert? — Wo

(*) I. Korinth. XII. 18.
(**) Psalm. XXIII. 1.

Wo ist aber der großmüthige Menschenfreund, der mit dem Seinigen ein so ansehnliches Opfer macht, daß der andere nicht nur gewinnt, sondern unendlich mehr gewinnt, als alle zeitliche Güter werth sind? — Jesus allein war es, der uns dadurch, daß er auf alle irdische Schätze und Reichthümer Verzicht that, mit weit höhern Gütern bereicherte. Denn er ward dem Fleische nach arm, damit wir dem Geiste nach reich würden. Je höher aber die geistlichen Güter vor den irdischen zu schätzen sind, desto höher muß auch der Wohlthäter seyn, der uns durch die Verachtung irdischer Güter den kostbarsten Schatz geistlicher Gaben mittheilte.

Freylich schien es nicht, daß wir uns von dem armen Kinde zu Bethlehem auch in Absicht auf die geistlichen und überirdischen Güter vieles zu versprechen hätten, wenn wir nur allein das betrachten, was dieses Kind zu seyn schien, und nicht was es war. Seine ganze äussere Gestalt war die Gestalt eines Sünders. Er schien in der Sünde empfangen und geboren zu seyn, und zur Strafe alle die Gebrechen und Schwachheiten geerbt zu haben, die wir von Mutterleibe schon mit auf die Welt bringen. Ein Sünder aber, der selbst der Gnade zu seiner Rechtfertigung bedarf, kann uns dieselbe nicht erwerben.

Wenn wir aber das schwache und dürftige Kind Jesus als den Sohn Gottes und als den hohen Priester betrachten, der, wie Paulus sagt, heilig, unschuldig, unbefleckt, kein Sünder, und über die Himmel erhaben war, und der nicht, wie andere Priester, nöthig hatte, täglich zuvor für seine und denn erst für des Volkes Sünden zu opfern; (*) wenn wir bedenken,

(*) Hebr. VII. 26.

ken, daß eben dieses Kind von Ewigkeit her bestimmt war, die Menschen von der Sünde zu erlösen, und selig zu machen; denn er war es, heißt es bey Matthäus, der deßwegen den Namen Jesus erhalten hat, damit er sein Volk von seinen Sünden erlösete: (*) so erblicken wir an ihm eine Hoheit, die alle irdische Grösse weit hinter sich läßt. Kaiser und Könige, Fürsten und Herren müssen vor ihm auf ihre Knie niederfallen, und mit zerknirschten Herzen zu ihm rufen: Vergieb uns unsere Schulden, und erlöse uns von dem Sündenübel.

Selbst die Juden waren darinn einig, daß derjenige Gott seyn müsse, der die Sünden vergiebt. Wer ist der, fragten sie einstens, als Jesus zu dem Gichtbrüchigen sagte: Sohn! deine Sünden sind dir vergeben — Wer ist der, der die Sünden vergiebt? — Wer kann die Sünden vergeben, als Gott allein? (**) Da uns aber der Glaube dafür bürgt, daß Jesus in Wahrheit derjenige war, der die Sünden vergeben konnte: so sind wir durch eben diesen Glauben gewiß, daß in ihm die ganze Fülle der göttlichen Majestät wohnte, daß er wahrer Gott und Mensch zugleich, und der erhabenste Jesus in der Niedrigkeit der äussern Umstände seiner Geburt war.

Beschluß.

Freunde wie sehr werden wir beschämt, wenn wir den grossen Gott dort in einem Stalle erblicken! — Er, dem Himmel und Erde zu Gebothe stehen; erniedriget

(*) Matth. I. 21.
(**) Luk. V. 21.

sich in seiner Geburt bis zum ärmsten Bettelkinde; und wir streben immerhin nach Reichthum und Hoheit. Er, der alle Bequemlichkeiten verdient, unterwirft sich jedem Ungemache, das schwerlich den niedrigsten Menschen auf Erde treffen kann; und uns fällt es schwer, wenn wir uns nur das geringste Beschwerniß müssen gefallen lassen. Er, dem alle Glückswünschungen zu seiner Geburt geziemen, liegt verachtet in einer elenden Hütte da; und wir grämen uns, wenn nicht jedermann von uns spricht, und uns mit Lobe und Ehrenbezeugungen überhäuft. Welch ein Unterschied zwischen Gott und seinem Geschöpfe! —

Erinnern wir uns, daß wir Staub und Asche sind, und lernen wir aus dem Beyspiele Jesu unser Nichts erkennen. Er, der in Wahrheit groß war, ward unsertwegen klein, damit uns nie der Gedanke kommen sollte, als wären wir Etwas; er ward arm, damit er unser Herz von der Anhänglichkeit an das Irdische losrieße; er wollte unbekannt und verachtet dort in dem Stalle liegen, damit er unserm Ehrgeitz keine Nahrung verschaffen möchte. Entsprechen wir also den hohen Absichten seiner Niedrigkeit, und vergelten wir ihm seine Erniedrigung, die er unsertwillen auf sich genommen hat, mit Verdemüthigung, damit wir einst im Himmel mit ihm groß werden mögen. Amen.

Auf das dritte heilige Weihnachtfest, und des heiligen Evangelisten Johannes.

Dritter Theil.

Euch ist heute der Heiland geboren worden, Christus der Herr. Luk. II. 11.

Eingang.

Wir haben weder die Niedrigkeit der Geburt, noch die Hoheit unsers Erlösers ganz gesehen. Vorgestern habe ich euch nur die Niedrigkeit seiner Abkunft, das gesunkene Ansehen seiner Ahnen, die Armuth seiner Eltern und seinen geringen Geburtsort gezeigt. Gestern habe ich euch zur Krippe selbst hingeführt, wo ihr den kleinen Jesus mit allen den Schwachheiten, wie ein bloßes Menschenkind, in der äussersten Dürftigkeit liegen sahet. Aber ihr habt auch jedesmal gesehen, daß er um so höher ward, je tiefer ihn seine Herkunft und die äussern Umstände seiner Geburt herabsetzten. Seine geringe Herkunft bewies ihn als den von Gott verheissenen Messias und Heiland der Welt; die niedern Umstände seiner Geburt aber als den großmüthigsten Wohlthäter,

thäter, der auf alle Schätze dieser Welt, die doch in seiner Gewalt stunden, Verzicht that, um uns mit den Gütern des Himmels zu überhäufen. Aus allem aber, was sowohl auf seine erniedrigende Abkunft, als auf die äussern Umstände seiner Geburt einen Bezug hat, glänzt seine göttliche Majestät hervor.

Nun sind zum Beschlusse meiner Weihnachtsrede nur noch die Folgen seiner Geburt übrig, auf die ich euch heute aufmerksam zu machen habe. Auch in Ansehung dieser wird sich eine recht wundervolle Mischung von Niedrigkeit und Hoheit zeigen. Diese Mischung ist um so merkwürdiger, da wir ihn in den Folgen seiner Geburt niedriger und höher, als in seiner Abkunft und den äussern Geburtsumständen werden kennen lernen. Wir werden daher aus den allerniedrigsten Folgen seiner Geburt den allerhöchsten Gott heute mehr als gestern und vorgestern hervorglänzen sehen. Deßwegen zeige ich 1) das Erniedrigende dieser Folgen, 2) die Hoheit Jesu, die damit verbunden ist.

Wenn ein Kind vom Mittelstande geboren wird, so strömet die Freude von einem Hause zum andern. Man läßt es den nächsten Anverwandten und andern guten Freunden entweder mündlich oder schriftlich wissen. Diese versammeln sich sodann in dem Hause des neugebornen Kindes, wünschen den Eltern Glück, und bringen den Geburtstag in freundschäftlichem Jubel zu, wobey sie alles treiben, was ländlich — sittlich ist. Noch weit glänzender ist die Ankündigung und Feyerlichkeit eines solchen Tages, wenn irgend an einem königlichen oder fürstlichen Hofe ein Prinz geboren wird. Da weiß man der Freude und der Feyerlichkeit gar keine Grenzen zu setzen. Der Donner der Kanonen kracht von der

Königsstadt durch das ganze Land, und verkündigt allen Unterthanen die Geburt ihres neugebornen Herrn und Regenten. Man fertigt Eilbothen an die auswärtigen Höfe ab, und ladet sie feyerlichst zur Theilnehmung an der Freude des gesegneten Hofes ein. Man stimmt in allen Kirchen den frohen Lobgesang, Herr Gott, wir loben dich, an. Alle Städte des Landes werden beleuchtet, und Bälle und Trinkgelage beschließen den Tag, an dem ein Mensch geboren worden ist.

Freunde! wenn solche Feyerlichkeiten auf die Geburt eines sterblichen Menschen folgen; wie prächtig wird nicht die Geburt eines unsterblichen Gottes gefeyert worden seyn! — Er — der Regent der ganzen Welt, der Beglücker der ganzen Menschheit, wird gewiß auch allen seinen Unterthanen, allen Bewohnern des ganzen Erdkreises verkündiget worden seyn? — Seine Geburt wird gewiß auch allgemeine Freude und rauschendes Vergnügen in den Herzen aller Menschen erzeugt haben? — Alles, gar alles wird in die Wette sich bestrebt haben, dem höchsten Herrn Himmels und der Erde zu danken, und Jesum, den neugebornen König anzubeten? —

Freylich hätte man alle diese und noch weit herrlichere Folgen von der Geburt eines Gottmenschen erwarten sollen. Aber statt deren lesen wir in seiner Geburtsgeschichte vielmehr die allererniedrigendsten für ihn. Es waren Hirten in der Gegend, sagt der Text, die ihre Heerde hüteten. Sieh aber, ein Engel des Herrn stellte sich neben sie — und sprach zu ihnen: sehet, ich verkündige euch eine grosse Freude — es ist heute in der Stadt Davids der Heiland, Christus, der Herr geboren worden. (*) Drei Hirten, Leute vom niedrigsten

(*) Luk. II. 8.

rigsten Stande, waren es, denen die Geburt Jesu verkündigt wurde, und darinn bestand das ganze Zeremoniel, womit seine Geburt auf Erde gefeyert wurde. Könnte man sich wohl etwas Niedrigers denken?

Aber noch weit erniedrigender war es für ihn, daß seine Geburt statt der Freude Schrecken auf die Welt brachte. Der Engel verkündigte zwar den Hirten Freude, aber Herodes erschrack und ganz Jerusalem mit ihm, als er hörte, daß der König der Juden geboren worden wäre. Weit erniedrigender war es für ihn, daß er, anstatt von Allen gegrüßt und angebetet zu werden, von Hohen und Niedrigen verfolgt wurde, daß sogar um seinetwegen zu Bethlehem und in der ganzen Gegend herum alle zwey- und minderjährige Knaben ermordet wurden, in der Absicht, durch dieses allgemeine Blutbade der Unschuld auch ihn aus der Welt zu schaffen. Konnte ihm niederträchtiger begegnet werden, als auf eine solche Weise? — Volksaufwickler und Thronfeinde pflegt man sonst mit dem Schwerdte zu verfolgen; aber nicht denjenigen, der als allgemeiner Friedensstifter, als die mächtigste Stütze irdischer Throne vom Himmel auf die Welt herniedergestiegen war: Friede den Menschen auf Erde, die eines guten Willens sind, (*) war der allgemeine Freudenruf der himmlischen Heerschaaren.

Zu allen diesen unseligen Folgen der Geburt Jesu kömmt endlich auch noch diese, daß alle diese Erniedrigungen bey seiner Geburt nur ein kleiner Vorgeschmack der weit grössern Verachtung waren, die er in seinem Leben auszustehen hatte. Der Anfang seines Lebens war

(*) Luk. II. 14.

war in jeder Rücksicht armselig und elend; bey der Fortsetzung desselben vermehrten sich die Widerwärtigkeiten mit jedem Augenblicke, und das Ende seiner irdischen Laufbahn war ein ganzer Kelchvoll der bittersten Leiden und Kränkungen. Er begann sein Leben unter Verachtung, Dürftigkeit und Leiden; er setzte es fort unter ihrem stets abwechselnden Drucke, und vollendete es durch einen martervollen Tod — durch einen Tod, dessen nur der ruchloseste Mensch schuldig war — durch den Tod des Kreuzes.

Dieß, liebe Freunde! waren die Folgen der Geburt unsers Erlösers. — Wo ist der Mensch auf Gottes Erdboden, der von dem Tage seiner Geburt an bis zum Ende seines Lebens immer ein so gleichhartes Schicksal hat, als Jesus hatte? — Oder wo ist auch nur ein Mensch in der Welt, dessen Schicksal nicht schon bey seiner Geburt weit besser war, als jenes, das Jesus in seinem ganzen Leben tragen mußte? — Das ärmste Bettelkind leidet nach seiner Geburt lange nicht so viel Ungemach, als Jesus leiden mußte; viel weniger ist sein Leben so vielen Nachstellungen und Verfolgungen ausgesetzt, und das Ende desselben so schmachvoll, als es jenes unsers Erlösers war.

Aber Geduld! Jesus war nicht so gering, als ihn uns die Folgen seiner Geburt vorstellten. Setzten ihn auch diese tief unter die Menschheit herab, so erhoben ihn wieder andere weit über dieselbe empor, so daß er in den Augen seiner Gläubigen ganz derjenige ward, der er von Ewigkeit her war, und in alle Ewigkeit seyn wird, Gottessohn.

Freylich wurde seine Geburt nur armen und niedrigen Hirten auf Erde verkündiget; nur diese allein kamen

men ihn zu besuchen und anzubeten. Allein zu eben der Zeit, da die Hirten ihn mit Armuth, Niedrigkeit und Schwachheit umgeben in dem Stalle fanden, verherrlichte ihn Gott auf einer andern Seite, und setzte den ganzen Himmel in frohe Bewegung. Engel stiegen hernieder, um seine Geburt zu besingen. Während er da in der Krippe von seinen eigenen Landsleuten verkannt wurde, ließ sein himmlischer Vater in einem fremden Welttheile einen Stern aufgehen, der den Bewohnern desselben seine Majestät verkündigte. Während er als ein Thronfeind von dem Herodes gefürchtet, und zum Tode aufgesucht wurde, lagen die drey Weisen aus Morgenlande auf ihren Knien vor ihm da, und huldigten ihm durch Anbetung und Opfer. Und so wußte Gott noch auf mancherley Weise die Erniedrigungen seines Eingebornen durch augenfällige Beweise seiner göttlichen Hoheit zu ersetzen.

Wie deutlich offenbarte sich nicht seine göttliche Würde, als er sich von Johann seinem Vorläufer in dem Jordan taufen ließ. Der heilige Geist stieg in sichtbarer Gestalt einer Taube auf ihn herab, und die Stimme seines himmlischen Vaters erscholl laut über ihn: Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. (*) Wie oft setzten seine Wunder, obschon sie von seinen Feinden als Zauberkünste und Teufelspossen verworfen wurden, ganze Versammlungen Menschen in Erstaunen, und zwangen ihnen das Bekenntniß ab, daß er Gottessohn wäre? — Wie oft mußte er sogar den Teufeln gebiethen, die aus den besessenen Leibern fuhren, daß sie ihn nicht öffentlich als den

(*) Matth. XVII. 5.

den Gottessohn verkündigten? — Wie oft mußte er auf die Berge entfliehen, um nicht von dem Volke als König im Triumphe eingeführt zu werden? — Wie herrlich und eines Gottes würdig war nichts desto weniger sein Einzug in Jerusalem, als ihm das Volk mit Palmen entgegen gieng, und unter frohem Hosanna Rufen in die Stadt begleitete? — Wie schrecklich betheuerte nicht die ganze Natur seine Gottheit noch nach seinem Tode, als der ganze Erdball sich so verfinsterte, als ob alle Lichter am Firmamente ausgelöscht wären, und viele von den Todten aus ihren Gräbern wieder hervortraten? — Sehet, Freunde! lauter Folgen seiner Geburt, welche die Hoheit Jesu in den Augen des Glaubens aufklären, und diejenigen, welche ihn in den Augen des Unglaubens erniedrigen, gänzlich in sich verschlingen.

Alle diese glänzenden Ereignisse, die sich vom ersten Augenblicke seiner niedrigen Geburt bis zum Ende seines Lebens mit ihm zugetragen haben, sagen es uns, die wir gläubig sind, daß dieser im Stalle geborne, in einer Krippe liegende und allen Grossen der Welt unbekannte Jesus der Sohn Gottes, der Herr der Engel ist. Unter der Gestalt des allerniedrigsten Knechtes ist derjenige verborgen, der durch seine Geburt und Menschwerdung den Grund zu unsrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit gelegt hat. Schon da in der Krippe hat er das grosse Werk unsrer Erlösung angefangen, und uns den Weg zur Versöhnung mit Gott gebahnt. Schon da in der Krippe hat er durch seine Niedrigkeit unsre Natur geadelt, und uns zu seinen Brüdern, zu Kindern Gottes, zu Miterben seines ewigen und unvergänglichen Reiches gemacht. O selige Folgen seiner Erniedrigung, die sich von der Erde bis in den Himmel, von der Zeit bis auf eine ganze Ewigkeit erstrecken.

Beschluß.

Lasset uns doch voll Ehrfurcht und Glauben den Herrn der Herrlichkeit auch in seiner tiefen Erniedrigung anbeten! lasset ihn uns anbeten denjenigen, dessen Herkunft so unansehnlich, dessen Geburtsumstände so verächtlich, dessen Folgen der Geburt so bitter waren! So viel dem Scheine nach unansehnliches, und dennoch so viel erhabenes wußte Gott in einer Person zu vereinigen. Wie weislich hat doch hier Gott in der Geburt seines Sohns alles geordnet, um ihn als den Herrn und zugleich als den Erlöser und Bruder der Menschen darzustellen! —

O Mensch, erkenne doch die Würde, welche durch die Menschwerdung Jesu dir zu Theil geworden ist! so niedrig, so arm, so elend du dem Körper nach von deiner Geburt an bis zum Grabe bist: so groß, so reich, so herrlich bist du der Seele nach, als ein Erlöster, als ein Freund, als ein Blutsverwandter, als ein Bruder Jesu. Hier auf dieser Erde ist zwar bey dir eine Mischung von Niedrigkeit und Hoheit, von Armuth und Reichthum, von Elend und Glückseligkeit, von Tod und Leben, von Verwesung und Unsterblichkeit. Aber dem Menschgewordenen Erlöser hast du es zu danken, daß du die grosse und gewisse Hoffnung hast, dort ganz heilig, ganz selig, ganz unsterblich zu werden. Sehet! sagt der heilige Johannes, sehet! was der Vater gegen uns für eine Liebe gezeigt hat, daß wir nämlich Kinder Gottes heißen und sind. Darum kennt uns die Welt nicht; weil sie ihn nicht kennt. Geliebteste! itzt schon sind wir Kinder Gottes. Es ist aber noch nicht alles offenbar, was wir einst seyn werden. Das wissen wir, daß wir ihm ähnlich seyn werden, wenn er kommen wird; denn wir werden ihn sehen, wie er ist. (*) Amen.

Auf

(*) I. Joh. III. 1. u. f. w.

Auf das
neue Jahr.

Er ward genannt Jesus von dem Engel, ehe er dann in Mutterleibe empfangen ward. Luk. II. 21.

Eingang.

Wir begehen heute das Fest der Beschneidung Jesu und den Eintritt in ein neues Jahr. Wie jene das Vorbild eines christlichen Lebens ist, so ist dieser gleichsam ein neuer Anfang des natürlichen Lebens. Mit dem ersten Tage des neuen Jahrs eröffnet sich auch eine neue Laufbahn. Wir fangen, so zu reden, vom neuen an, dem Ende unsers Lebens und der Ewigkeit entgegen zu laufen.

Wir pflegen daher uns selbst und unsern guten Freunden zu wünschen, daß wir und sie diese Laufbahn glücklich zurücklegen möchten. Dieß ist ein uralter Brauch, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Bey denen, die es aufrichtig mit einander meynen, hat er seinen guten Werth und ist ein giltiger Beweis redlicher Gesinnungen. Bey denen aber, die mit dem Munde gutes wünschen, und im Herzen böses gönnen, ist es nichts, als ein Schafpelz, worunter Betrug und Falschheit steckt.

Ich will aber von einem Jeden das beste denken, daß Alle, die einander das neue Jahr wünschen, es redlich mit einander meynen. Aber die Wünsche, die man einander macht, gefallen mir nicht, noch weniger die Hoffnungen, die wir uns von unsern Wünschen machen. Unsere Wünsche sind gemeiniglich zweckwidrig, und erstrecken sich nur auf die Befriedigung unsrer Eigenliebe und Sinnlichkeit. Unsere Hoffnungen aber setzen wir gemeiniglich auf uns selbst oder unsere guten Freunde, auf unsere Stärke und Einsicht, auf ihre Hilfe und Weisheit. Von den höhern und unsers Zweckes würdigern Gütern, von der Hoffnung, die wir dießfalls auf Gott setzen sollen, lassen wir nicht eine Sylbe in unsere Wünsche einfließen, gerade als wenn wir nur für die Zeit und nicht für die Ewigkeit bestimmt wären.

Ich richte mich heute auch nach dem alten Brauche, und wünsche euch zum neuen Jahre etwas, das durchaus und für uns Alle gut seyn soll, nämlich daß wir vernünftiger und gescheider werden sollen

I. In Absicht auf unsere Wünsche,

II. In Absicht auf unsere Hoffnungen.

Erster Theil.

Ich wundere mich gar nicht, wenn die neuen Jahrswünsche sowohl denen, die sie machen, als auch jenen, die sie annehmen, zum Eckel werden. Es wird ja alle Jahre das Nämliche gewünscht, woran derjenige, dem mehr an den Gütern des Geistes und des Herzens gelegen ist, wenig Wohlgefallen haben kann; das Wesentlichste

aber und des Menschen Würdigste wird vergessen. Dieß werden wir gleich vernehmen, wenn ich folgende zwo Fragen beantworten werde: 1) was pflegt man gemeiniglich zu wünschen? 2) was sollte man vor allem wünschen?

Sich unter einander beym Anfange eines neuen Jahrs Gutes zu wünschen, ist eine Pflicht, die unsrer Natur und unsern Bedürfnissen so angemessen ist, daß nur derjenige sie unterlassen kann, der entweder ganz ohne Gefühl ist, oder in sorgloser Thätigkeit seine Tage durchlebt. Aber was ist gemeiniglich das, worauf unsere Wünsche gerichtet sind? — die meisten Menschen wünschen sich und den Ihrigen nur solche Dinge, die den blossen Schein des Guten haben, im Grunde aber vielleicht Manchem schädlich seyn würden, wenn Gott seine Wünsche erhörte.

Wir wünschen uns vielleicht im Allgemeinen für dieses Jahr, daß wir einen für Fürsten und Unterthanen annehmlichen Frieden erhalten, und dadurch von allen Kriegsgefahren möchten befreyet werden; daß Gott uns nicht mit Mißwachs, Viehseuchen und andern schädlichen Krankheiten heimsuchen wolle; daß die Lebensmittel wohlfeiler werden, Künste und Gewerbe einen vortheilhaften Gang nehmen, und überhaupt lauter solche Dinge, die das zeitliche Wohl des Fürsten und Unterthanen befördern.

Ins besondre werden wir uns und unsern guten Freunden wünschen, daß unsere Hausorgen sich vermindern, unser Wohlstand ununterbrochen, unser Auskommen reichlich und unsre Gesundheit unzerrüttet bleiben möchte. Und wenn noch andere Umstände obwalten,

worauf

worauf der Wohlstand uns zu achten gebiethet, so müssen unsere Wünsche auch dahin abzwecken. So wünschen wir z. B. einem jungen Ehepaare, daß sie Gott in diesem Jahre mit einem Leibeserben segnen, einem ledigen Frauenzimmer, daß ihm das Glück in dem allgemeinen Anliegen gnädig und barmherzig seyn wolle. Und so giebt es noch tausend Gegenstände, die wir Wohlstands halber in unsere Wünsche müssen einfließen lassen, wenn sie angenehm seyn sollen.

Aber was ist es endlich mit diesen und allen dergleichen Wünschen, deren Erfüllung nach unsern sinnlichen Absichten oder verkehrten Neigungen und eingebildeten Bedürfnissen unser Glück ausmachen soll? — Sind es nicht Güter, die nur einen scheinbaren Werth haben, in der That aber unserm wahren Wohl nachtheilig werden können? — Ich bedaure einen Jeden, der mit sehnlicher Erwartung dieser Güter in das neue Jahr tritt. Denn, werden unsere Wünsche erfüllt, so fürchte ich sehr, daß wir dadurch eine neue Nahrung für unsern Stolz, für unsre Eitelkeit und Wohllust erhalten, und uns in diesem Jahre noch weiter, als in dem vorigen, von Gott und unsern Pflichten trennen. Wenn wir unter dem Drucke des Krieges, der Theurung und des Mangels immer üppiger, wohllüstiger und gottesvergessener würden, wenn die Hauskreuze und andere widrige Zufälle uns nicht demüthigten; was glaubt ihr wohl, daß es mit uns werden würde, wenn wir einmal der Ruhe, des Ueberflusses und unsers ganzen irdischen Glücks genößen? —

Glaubt ihr, daß wir zu Friedenszeiten und bey dem Genusse wohlfeilerer Lebensmittel die Laster und Thorheiten nicht mehr begehen werden, die wir während

des

des Kriegs und der Noth begangen haben, und daß im Gegentheile mehr Gottesfurcht, mehr Menschenliebe, mehr Einigkeit und Zutrauen unter uns herrschen werde? — Glaubt ihr, daß eine Hausfamilie, die Jesum Christum nicht durch Unglück hat kennen gelernt, ihn in dem Glück werde kennen lernen? — Glaubt ihr, daß beym Wohlergehen mehr Treue unter den Eheleuten, mehr Kinderzucht bey den Eltern, mehr Ehrerbiethung bey den Kindern gegen die Eltern statt haben werde, als zur Zeit der Noth? — O Freunde! wenn ihr dieß glaubt, so glaubt ihr etwas, das der Erfahrung und der Meynung des Psalmisten widerstrebt: Der Mensch, wenn es ihm zuwohl ist, lebt wie das unvernünftige Vieh. (*) Und wer sich in den schlimmen Tagen nicht bessert, der bessert sich in den guten gar nicht.

Sehet, welchen Schaden unsere Wünsche unserm wahren Wohl bringen würden, wenn sie Gott in Erfüllung gehen ließ. Sollten aber diese Wünsche fehlschlagen, Gott! wie unangenehm und traurig würde durch die vereitelte Hoffnung ein grosser Theil der Tage und Stunden dieses Jahrs für uns werden! — untröstlich würden wir seyn, wenn nicht alles einschlüge, was wir und unsere guten Freunde uns gewünscht haben.

Was soll man also vor allen andern wünschen, um diesen schädlichen Folgen mit Nachdruck vorzubeugen? — Freunde! keine andere Güter, als die unsrer erhabenen Bestimmung, unsrer ursprünglichen Würde und unsern wahren Bedürfnissen gemäß sind. Statt jener

(*) Psalm. XXXVIII. 13.

jener Vortheile, die nur unsern Sinnen Nahrung und Vergnügen gewähren, sollen wir für uns und andere jene Güter zu erflehen suchen, welche unsern Geist weise, unser Herz fromm und ruhig, und unsern äussern Zustand nicht auf einige Tage oder Stunden, sondern auf die ganze Zukunft glücklich machen.

Was können wir in dieser Absicht bey dem Anfange des neuen Jahrs uns und den Unsrigen Wichtigers wünschen, als jene Weisheit, durch welche wir auf dem Pfade der Gottseligkeit sicher geleitet, und vor den Abwegen des Lasters und der Thorheit bewahret werden mögen? — Was muß uns mehr am Herzen liegen, als daß wir und Alle, die wir lieben, einen gnädigen Gott, ein gutes Gewissen und eine gegründete Hoffnung auf die Ewigkeit haben mögen? — Was verdient wohl angelegentlicher von uns erfleht zu werden, als jener Sinn der Gottesfurcht, Eintracht und Liebe, durch welche Regenten und Unterthanen, Eltern und Kinder, Hausväter und Hausgenossen in der Uebung ihrer Pflichten geleitet; jene Herzensfrömmigkeit, durch welche wir unter einander durch die engsten Bande des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vereinigt; jene Freuden der Weisheit und Tugend, durch welche unsere freundschaftlichen Zusammenkünfte geheiligt und veredelt werden? — Jenes zufriedene und Gott ergebene Herz, das uns bey allen Verhängnissen ruhig und getrost macht? —

Sehet, Freunde! diese Güter, in deren Besitz alle andere enthalten sind, sind zu unsrer wahren Glückseligkeit die nothwendigsten. Ohne diese ist kein wahres Wohl auf Erde, und keine Seligkeit in der Ewigkeit zu erwarten. Sie sollten also billig nicht nur am ersten,

son-

sondern auch an jedem Tage des Jahrs den Inhalt unsrer Wünsche ausmachen. Allein so wichtig auch diese Güter sind, so wenig denken wir daran, sie zu Gegenständen unserer Wünsche zu machen. Unsrer Sinnlichkeit schmeicheln sie nicht; wie sollen wir sie mit in die Reihe unserer Wünsche bringen, die nur auf unsre äussere und nicht auf unsre innere Vollkommenheit, nur auf die Befriedigung unsrer Eigenliebe und nicht auf die Beruhigung unsers Gewissens, nur auf unsern zeitlichen und nicht auf unsern ewigen Wohlstand abzwecken? —

Aber wie? — sollte es denn nicht mit unserm Christenthume bestehen können, wenn wir unsere Wünsche bey dem Anfange dieses Jahrs auch auf solche Dinge richten, die unsern irdischen Wohlstand betreffen? — Sollte es Gott mißfällig seyn, wenn wir ihn für uns und unsere Nebenmenschen um Gesundheit, um längere Fortdauer unsers Lebens, um guten Fortgang unsers Berufs, um Abwendung leiblicher Gefahren und um andere Dinge anrufen, die zu einem ruhigen und glücklichen Leben erforderlich sind? — Ist denn Gott nicht der Gott des Friedens? ist er nicht unser Brodvater? hat er nicht selbst gesagt, daß wir um Frieden und Brod bitten sollen? — Hat er uns nicht selbst die Zusage gemacht, daß er uns auch irdische Güter geben wolle, wenn wir ihn darum bitten? — Warum sollen wir sie also uns und den Unsrigen nicht wünschen dürfen? —

Ja, meine Freunde! es ist nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht, daß wir auch in Absicht auf unsern zeitlichen Wohlstand uns unter einander Gutes wünschen. Aber diese Güter dürfen nie der Hauptgegenstand unserer Wünsche seyn; sondern wir müssen bedenken, daß wir noch höhere Güter zu wünschen haben, als

diejenigen sind, die blos das Glück unsers äussern Zustandes und dieses Lebens von wenigen Jahren und Tagen betreffen. Denn gleichwie der irdische Wohlstand und die äussere Vollkommenheit nur in so weit wünschenswürdig sind, als sie die ewige Wohlfahrt und die innere Vollkommenheit des Menschen befördern helfen: also können auch diejenigen Güter, die unser zeitliches Glück und äussere Vollkommenheit ausmachen, nur in so weit Gegenstände unserer Wünsche seyn, als sie Hilfsmittel zur Erlangung höherer Güter des Geistes und Herzens sind, und mit unsrer himmlischen Bestimmung und wahren Glückseligkeit in keinem Widerspruche stehen. Wünschen wir also uns und unsern Freunden in Absicht auf den zeitlichen Zustand nur immer Gutes. Unsere Wünsche werden niemals unvernünftig und unbescheiden seyn, wenn nur die irdischen Güter nicht den ganzen Inhalt derselben ausmachen, sondern den Gütern des Geistes untergeordnet werden.

Zweyter Theil.

Sind wir nun in Ansehung unserer Wünsche vernünftiger und gescheider worden: so müssen wir es auch in Absicht auf die Hoffnung werden, mit der wir die Erfüllung derselben erwarten. Unsere Hoffnung muß sicher seyn, d. i. sie muß auf einem so festen Grunde bestehen, daß wir dasjenige, was wir wünschen, mit Zuversicht erwarten können. Diese Hoffnung hat uns her und her gemangelt; deßwegen sind so viele unserer Wünsche unerfüllt geblieben. Die Beantwortung folgender zwo Fragen werden uns hievon wieder vollkommen überzeugen: 1) Worauf gründen wir gemeiniglich unsre Hoffnung? 2) Worauf sollen wir sie gründen? —

Es ist zwar dem menschlichen Herzen sehr natürlich, dasjenige zu hoffen, was es wünscht; und diese Hoffnung verwandelt sich oft in sichere Erwartung. Allein sie hat den rechten Grund nicht; deßwegen schlägt sie so oft fehl. Gemeiniglich sind es nur wir selbst oder andere Umstände ausser uns, worin wir das zu finden glauben, was uns der Erfüllung unserer Wünsche näher bringen könnte. Wir hoffen, dieses Jahr hindurch gesund zu seyn; weil wir uns itzt noch stark, munter und heiter fühlen. Wir versprechen uns den besten Fortgang unserer Berufsgeschäfte; weil wir auf unsere Kräfte und Einsichten oder auf die glückliche Lage gewisser Umstände Rechnung machen. Wir glauben, es könne uns nicht so leicht ein Unglück treffen; weil wir demselben mit der größten Vorsicht und Klugheit vorzubeugen suchen. Wir versprechen uns für dieses Jahr viele Freuden; weil wir den lieben Frieden, der alles neu belebt, und noch andere günstige Umstände vor uns sehen. Auf den Frieden hin versichert sich Fürst und Unterthan, daß alle bisherigen Beschwerden werden gehoben, und die alten guten Zeiten wieder eintreten werden. Wir hoffen, in diesem Jahre Keinen von den Unsrigen zu verlieren; weil unser Herz uns sagt, daß sie uns unentbehrlich sind. Wir sind durchaus unsers irdischen Wohlstandes gewiß; weil wir alle Anstalten zur Erhaltung desselben getroffen, und alle Mittel zu seiner Befestigung in Handen haben. Kurz, wir hoffen, glücklich zu seyn; weil wir es wünschen, und diese Hoffnung wird von uns durch Eigenliebe unterhalten.

Aber, Freunde! wenn wir keine andere Sicherheit für die Erfüllung unserer Wünsche und Hoffnungen haben: so sind wir herzlich zu bedauern. Wir werden in dem Fortgange dieses Jahrs inne werden, daß zum

Laufen das schnell seyn nichts hilft, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn; sondern daß alles von Gott und seiner Regierung abhängt. Dieser Meynung ist wenigstens der weise Prediger am neunten Kapitel.

Wir werden erfahren, daß ein grosser Theil unserer Entschließungen, unserer Hoffnungen und Veranstaltungen werden vereitelt werden, und viele unserer Wünsche nicht eintreffen. Der Friede wird einerseits eine Quelle des Kummers verstopfen, aber andererseits wieder viele tausend eröffnen: Krankheiten, die wir von uns zu entfernen suchen, werden uns überfallen: Mangel und Armuth, an die wir gar nicht denken, werden uns ergreifen: Schmerz und Traurigkeit, die wir uns gar nicht vorstellen, werden uns übereilen: Unglücksfälle, worauf wir uns gar nicht vorbereiten, werden uns treffen: Eltern, Kinder, Freunde und Geliebte, die wir nicht zu verlieren glauben, werden uns entrissen werden, und der Tod, den wir beym Anfange dieses Jahrs ferne zu seyn glauben, wird plötzlich über uns kommen.

Alles dieses werden Tausende von denen erfahren, die heute voll guter Wünsche und froher Hoffnungen in das neue Jahr treten. Erfahren werden sie es, daß sie ihre Hoffnung auf keinen guten Grund bauten, und daß der Weise die Wahrheit redet, wenn er sagt: Es ist weder Weisheit, noch Verstand, noch Rath wider den Herrn. (*)

Wenn nun die Erfüllung unserer Wünsche uns am Herzen liegt, worauf sollen wir unsre Hoffnung grün-

(*) Sprüchw. XXI. 30.

gründen, damit sie eine sichere Hoffnung sey? — Freunde, auf Gott allein. Seine herrlichen Eigenschaften versichern uns die Erfüllung unserer Wünsche; noch mehr aber müssen uns seine Verheißungen von seiner Bereitwilligkeit überzeugen, uns alles, was uns nützlich ist, zu gewähren. Diese Zusagen unsers Gottes sind so deutlich und so zahlreich, daß es scheint, es sey ihm ganz darum zu thun gewesen, unsre Hoffnung gegen alle Zweifel und Besorgnisse zu befestigen. Der Herr ist unsre Sonne, und unser Schild, sagt der Psalmist, der Herr theilt Gnade und Herrlichkeit mit; er wird dem Frommen nichts mangeln lassen. Der Herr hilft den Gerechten, er ist ihre Stärke in der Noth. Er giebt ihnen, was das Herz wünschet. (*)

O Christen! sollen diese Verheißungen uns nicht Muth machen, alles Gute für unsere leiblichen und geistlichen Bedürfnisse von Gott zu erwarten? giebt es einen sicherern Grund unserer Hoffnungen in Absicht auf die Erfüllung aller unsrer erlaubten Wünsche und Erwartungen, als die Versicherung eines allweisen, allmächtigen, wahrhaftigen und wohlthätigen Vaters? — Welches Kind verläßt sich nicht auf das Wort seines Vaters, das doch bey weitem nicht so zuverlässig ist, als das Wort, das der himmlische Vater seinen Kindern giebt? — Warum sollen denn wir in unserm Vertrauen von ihm abweichen, die wir die gewisse Zusage von ihm erhalten haben, daß er unser Flehen erhören, und unsere Wünsche erfüllen wolle? —

Und mit welcher Zuversicht können wir uns auch in der Hinsicht auf sein Wort verlassen, daß Jesus

(*) Psalm LXXXIII. 12. u. f. w.

ganz in der Absicht auf die Erde herniedergekommen, damit wir durch ihn Freudigkeit zu Gott erlangen, und seiner Vaterliebe versichert werden möchten: Jesus Christus, schreibt der Apostel an die Korinther, war nicht bald ja, bald nein; sondern nur immer ja. Daher sind auch Gottes Verheißungen, so viel sie auch immer sind, doch immerhin in ihm ein ja und Amen. (*) Denn durch ihn sind alle Verheißungen Gottes nicht nur erfüllt, sondern uns auch die darinn zugesagten Wohlthaten versichert und mitgetheilt worden. Er heißt Jesus, und dieser Name bürgt uns dafür, daß wir durch ihn freyen Zutritt zu Gott unserm Vater haben, und alles von ihm erwarten können, was uns wahrhaftig glücklich macht: Fürwahr, fürwahr, ich sage euch, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. (**)

Wie freudig, wie getrost können wir daher in ein neues Lebensjahr treten! mag die Aussicht in dasselbe noch so trübe seyn; so können wir an der Hand unsers Vaters sicher fortwandeln. Gott kennt unser wahres Wohl, wenn wir es auch nicht kennen, und Er, der die Liebe ist, bestimmt nach seiner Weisheit und Güte unsere Schicksale für dieses Jahr. Es erfolge in dieser neuen Laufbahn, was da wolle: so ist es seine Schickung, die Schickung unsers Vaters, der nichts über uns verhängen kann, als was gut und selig für uns ist. Sey es auch, daß dieser oder jener meiner Wünsche, die mein irdisches Glück betreffen, unerfüllt bleibe: so bin ich doch davon gewiß, daß er den höchsten Wunsch, den Wunsch, selig zu sterben, und in ein besseres Leben überzugehen, nicht unerhört lassen werde.

Be=

(*) I. Kor. XVI. 24.
(**) Matth. XXI. 22.

Beschluß.

In dieser Hoffnung auf Gott, unsern gemeinschaftlichen Vater, in diesem Vertrauen auf Jesum, unsern Retter, Mittler und Fürsprecher bey Gott, wollen wir dieses neue Jahr antreten, und alle unsere Wünsche seiner allmächtigen und gnädigen Regierung befehlen. Aber wir wollen auch nichts anders wünschen, als was vernünftig und zu unserm wahren Wohl gedeihlich ist. Wir wollen in unsern Wünschen keine Kinder seyn, die sich nur durch den Schein der Dinge blenden lassen, und sich Güter wünschen, die nur die Sinne und nicht den Geist reitzen, die nur unsrer Eigenliebe schmeicheln, und die Seele betrüben, die nur eine zeitliche und keine ewige Dauer haben, die nur für eine kurze Zeit und nicht für die Ewigkeit uns glücklich machen. Wir wollen Güter wünschen, die uns jene Würde verschaffen, in der wir stets vor Gott wandeln sollen, die uns so vollkommen machen, wie unser Vater in dem Himmel ist, die keinem Geschicke unterworfen sind; sondern bey allen Veränderungen der Zeit und Schicksale ihren hohen Werth behalten, der sogar nach unserm Tode noch gültig ist. Wir wollen weise werden, weise zu unserm zeitlichen und ewigen Heil. Amen.

Auf das Fest der Erscheinung des Herrn.

Sieh! Weise kamen aus Morgenland nach Jerusalem. Matth. II. 1.

Eingang.

Die Menschheit kann nicht ohne Religion seyn, dieß beweist ihre ganze Geschichte. Von der Schöpfung an bis auf unsere Zeiten fühlten die Menschen dieses Bedürfniß, und wir wissen kein auch übrigens noch so rohes Volk, das nicht eine Gottheit verehrte. Man hielt sich anfangs an die Vorschriften der natürlichen Religion, bis Gott sich selbst erklärte, wie er verehrt werden wollte. Allein die stets zunehmende Bevölkerung, die Auswanderung und Vermischung der Menschen brachte es bald dahin, daß die Begriffe der natürlichen und geoffenbarten Religion sich verloren, und dagegen so viele neue Religionen und Götter auftraten, als beynahe Menschen auf der Welt waren. Ein jeder fieng an, seine eigenen Hausgötzen zu halten, ein jeder, sie auf eine andere Art zu verehren. Und ich weiß nicht, ob die gelehrtesten Völker in Rom und Athen, oder die Barbaren thörichter waren; weil diese die Götter erfanden, jene aber sammelten, und alle verehrten. Aus eben dieser Verschiedenheit läßt sich deutlich abnehmen, daß keine unter allen das leistete, was sie leisten sollte, und daß nicht jede für jedes Volk war.

Aber

Aber da Jesus geboren ward, kam eine ganz neue Religion auf die Welt, nämlich die christliche. Diese Religion ersetzte alles, was die andern mangelhaftes an sich hatten. Ihre Vorschriften sind so klar, daß sie von einem jeden können verstanden werden; so leicht in ihrer Ausübung, daß sie ein jeder befolgen kann; so beseligend für Zeit und Ewigkeit, daß alle, die darnach leben, ihre völlige Zufriedenheit auf Erden, und ihre Glückseligkeit in der andern Welt erlangen.

Wir Christen allein können uns daher einer Religion rühmen, die für alle Menschen ist. Die Weisen aus Morgenlande unternahmen die beschwerlichste Reise, um diese Religion, welche ihnen durch eine ausserordentliche Lufterscheinung, durch einen Stern von der seltensten Art angezeigt wurde, zu erfahren. Der Sohn Gottes aber wollte den fernern Nationen so weite Reisen ersparen; daher sendete er seine Religionsbothen in alle Welttheile, denen auch wir diese Religion zu danken haben. Die christliche Religion ist also eine Religion für alle Menschen.

I. Sie allein ist eine Religion für jeden Verstand.

II. Sie allein ist eine Religion für jedes Herz.

Erster Theil.

Die christliche Religion allein ist eine Religion für jeden Verstand. Keine von allen übrigen Religionen, wie sie auch immer heißen mögen, ist so allgemein bekannt, und für jedermann so faßlich, als die christliche. Diese allein kann 1) von allen Menschen erkannt, 2) von allen verstanden werden.

Es giebt eine Menge Religionen in der Welt, die uns entweder gar nicht, oder nur dem Namen nach bekannt sind. Es gab auch kein Volk sich so viele Mühe, seine Religion andern Völkern bekannt zu machen. Selbst jene Religionen, die ehemals christlich-katholisch waren, aber sich in der Folge von dieser Kirche getrennt haben, und heut zu Tage unter dem Namen der protestantischen oder reformirten Religion bekannt sind, haben ihren Sitz nur in gewissen Ländern und Provinzen. Unsere Religion allein verbreitete ihr Licht gleich nach ihrer Geburt, da sie, so zu reden, noch in der Wiege lag, und ließ den Heiden einen Stern aufgehen, dessen ausserordentliche Erscheinung die heutigen drei Weisen zum Nachdenken brachte, und sie bis nach Bethlehem lockte.

Schon damals ward erfüllt, was der Prophet von dieser Religion weissagte: Das Volk, welches in der Finsterniß wandelte, hat ein grosses Licht gesehen: denen, die in dem finstern Lande und Schatten des Todes wohnten, ist das Licht aufgegangen. (*) Dieß war wohl kein anders Licht, als jenes, welches dort in der Krippe seine Stralen über Morgenland verbreitete: Sieh, sagt Gott wieder durch den Propheten, ich habe dich, nämlich den Messias, zum Lichte der Heiden gegeben, daß du mein Heil bis zum Ende der Erde seyest. (**)

Noch deutlicher zeigte sich die Wahrheit dieser Weissagung, als die Apostel am Pfingstfeste öffentlich vor dem Volke diese Religion verkündigten, und ihr Vortrag von den vielen Nationen, deren eine jede eine andere

(*) Isa. IX. 2.
(**) Ebend. LXIX. 6.

here Sprache redete, verstanden wurde: Sie erstaunten alle, sagt die Apostelgeschichte, verwunderten sich und sagten: Sehet, sind denn nicht alle, die so reden, Galiläer? — Wie kömmt es denn, daß wir sie alle in unsrer Muttersprache reden hören? — Die Parther, Nieder Elamiten, die Einwohner von Mesopotanien, Juda, Kappadocien, Pontus, Asien, Phrygien, Pamphylien, Aegypten und dem Theile um Cyrene herum, und die Abkömmlinge von Rom, Juden sowohl als Proselyten; Kretenser und Araber. Alle hörten wir sie in unsrer Muttersprache von Gottes herrlichen Thaten reden. (*) Sehet, Freunde! so wunderbar lösete Gott die Zungen schwacher Menschen in eben so verschiedene Sprachen, als damals sich Nationen auf dem Feste zu Jerusalem befanden, um die Religion seines vor einigen Wochen gekreuzigten Sohns bekannt zu machen und Jesum zu verherrlichen.

Aber diese Bekanntmachung war noch zu eingeschränkt, als daß die Religion Jesu hätte durchaus können erkannt werden. Sie mußte eine allgemeine, eine Religion für alle Menschen werden; und hiemit war eine ausgedehntere Verbreitung vonnöthen. Daher hatte ihr Stifter seinen Aposteln lange zuvor den Auftrag gemacht, daß sie sich in alle Welttheile vertheilen, und das Evangelium predigen sollten: Sie aber reiseten fort, sagt die Schrift, und predigten aller Orten. Ihr Klang tönte durch den ganzen Erdboden. Ihre Worte erschollen bis an die Grenzen des Erdbodens. (**)

Auch

(*) Apostelg. II. 9. 10. 11.
(**) Psalm. XVIII. 5.

Auch nach den Aposteln thaten sich von einem Jahrhunderte zum andern Männer hervor, welche die unbekanntesten Welttheile aufsuchten, und daselbst die Religion Jesu mit Lebensgefahr verkündigten, so daß heut zu Tage beynahe kein einziger Strich Landes mehr ist, in welchem die christliche Religion nicht gepredigt worden wäre. Niemand kann sich entschuldigen: ich habe es nicht gehört — nein! sondern wer immer dieser Religion nicht zugethan ist, bey diesem ist nicht die Verkündigung, sondern sträflicher Irrthum Schuld daran. Die christliche Religion kann also von allen erkannt werden.

Aber sie ist auch für einen jeden faßlich. Sie ist ein Licht, das nach dem Ausspruche des heiligen Johannes alle Menschen erleuchtet; also muß sie auch jedem gesunden Menschenverstand eben so viel leisten, als das natürliche Licht einem gesunden Auge. Dieses aber zerstreut die Finsternisse, stellt alles anschaulich dar, und gewährt dem Auge einen klaren und deutlichen Anblick der äussern Gegenstände und ihrer Eigenschaften, so weit diese gesehen werden können. Eben dieß wirket das übernatürliche Licht der Religion Jesu. Es zerstört die Finsternisse der Unwissenheit in dem, was Gott und unser Heil betrifft, und giebt darüber die deutlichste Aufklärung, die sich sowohl auf die Gegenstände selbst, die sie lehrt, als auf den Vortrag erstreckt, dessen sie sich bey ihrer Lehre bedient.

Sie lehrt uns gewisse Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen unsern Nebenmenschen. Alle diese Pflichten sind zwar ihrem Wesen nach schon in unsrer Natur enthalten, aber nur sehr dunkel und verworren. Hierinn kömmt die Religion Jesu uns trefflich zu statten,

da sie uns die verworenen Begriffe entwickelt, und die dunkeln in ein hellers Licht setzt. Wir würden zwar ohne eine geoffenbarte Religion blos durch das natürliche Vernunftlicht ein höchstes Wesen, und die Pflicht, es zu verehren, erkennen; aber in der Bestimmung desselben und seiner Eigenschaften, und in der ächten Verehrungsweise nicht minder ausschweifen, als andere Nationen, welche sich hierinn blos nach der Vernunft, oder vielmehr nach den Trieben ihrer Sinnlichkeit richten.

Aber die Religion Jesu zeigt uns dieß höchste Wesen, wie es ist, schildert uns seine göttlichen Eigenschaften, und führt uns auf die wahre und eines Gottes würdige Verehrungsweise hin. Und wie sie uns in Absicht auf die Begriffe von Gott und unsern Pflichten gegen ihn mit ihrem wohlthätigen Lichte zu Hilfe kömmt: so entwickelt, reiniget, und kläret sie auch unsere Begriffe von den Pflichten gegen uns und unsere Nebenmenschen auf.

Sie enthält zwar auch Lehrsätze, die sie nicht deutlich ans Licht stellt, und wir zu begreifen nicht im Stande sind. So ist die Lehre von der Dreyeinigkeit, von der Menschwerdung, von der Gegenwart Christi in dem heiligsten Altarssakramente u. s. w. beschaffen. Aber sie fordert auch nicht von uns, daß wir diese Lehrsätze begreifen sollen; sondern ist zufrieden, wenn wir sie ungezweifelt glauben, und durch den Glauben unsre Unterwürfigkeit gegen Gott bezeugen.

Was aber den Vortrag dieser Religion betrifft, so ist dieser so natürlich, so ungekünstelt, so einfach, daß der schwächste Kopf ihn begreifen und fassen kann. Und Paulus hat recht, wenn er an die Korinther schreibt:

Brüder! selbst ich, da ich zu euch kam, euch das Zeugniß von Christo anzukündigen, da kam ich nicht mit erhabener Beredtsamkeit und Weisheit zu euch. (*) Ich kam zu euch nicht als ein grosser und gelehrter Redner oder Sophist, ich bediente mich nicht hoher Worte, und rednerischer Kunstgriffe, euch das Evangelium und die Lehre Christi bekannt zu machen und beyzubringen; sondern ich kam zu euch, wie ein Lehrer zu seinen Schülern, und redete mit euch, wie mit unmündigen Kindern in der natürlichen edeln Einfalt, damit ihr mich verstehen und begreifen solltet.

Was Paulus von seinem Vortrage gesprochen, dessen Vortrag doch immer einer der erhabensten war, das läßt sich um so mehr von den Evangelien und übrigen neutestamentischen Schriften behaupten. Und wenn auch hier und dort dunkle Sätze vorkommen, die zu einem Mißverstande verleiten könnten, so hat der Stifter unsrer Religion die Vorsicht gebraucht, daß er seiner Kirche den Geist der Unfehlbarkeit mittheilte, wodurch er sie in den Stand setzte, den ächten Sinn der apostolischen Schriften zu entwickeln, und den Zweifeln und Mißdeutungen mit Zuverlässigkeit vorzubeugen, so zwar, daß derjenige, der in diesem Stücke die Kirche nicht hört, wie ein Heide und Publikan angesehen werden soll. Die Religion Jesu kann also von allen Menschen eben so leicht gefaßt, als erkannt werden, und hiemit ist sie eine Religion für jeden Verstand.

Zwey-

(*) 1. Kor. II. 1-5.

Zweyter Theil.

Aber sie ist auch eine Religion für jedes Herz. Vielleicht hätte diese Religion niemals so viele Feinde gehabt, wenn man ihre Vorschriften nicht für gar zu strenge und dem irdischgesinnten Menschen zu widerstrebend angesehen hätte. Vielleicht würden viele von den heutigen Ungläubigen sich in ihren Schoos werfen, wenn sie nicht von diesem Vorurtheile wider sie eingenommen wären. Allein ich bürge dafür, daß dieses leere Einbildungen und Schreckniſſe sind, womit die Sinnlichkeit sie betäubt und vor der christlichen Religion zittern macht. Ich sage vielmehr: 1) die Vorschriften der Religion Jesu sind in ihrer Ausübung leicht; 2) sie befördern die ganze Glückseligkeit des Menschen.

Die Vorschriften der christlichen Religion sind in ihrer Ausübung leicht. Dieß war allerdings eine der ersten Ursachen, warum Gott das alte Gesetz abschaffte, und dagegen ein neues gab. Jenes war ein Gesetz der Furcht und ein schweres Joch; dieses aber ein Gesetz der Liebe, das durch die Gnade Gottes leicht und mit innerlichem Herzenstroste befolgt werden kann, und die Herzen und Gewissen vollkommen beruhiget. Christus nennt es zwar auch ein Joch, aber ein sanftes Joch; weil er als Gesetzgeber auch sanftmüthig ist. Er nennt es eine Bürde, aber eine leichte Bürde, weil er kein stolzer Tyrann, sondern von Herzen demüthig ist. Daher will er uns auch durch sein Gesetz Sanftmuth und Demuth lehren. Er will uns nicht wie ein Grosser dieser Erde seine Unterthanen, sondern wie ein lieber Vater seine Kinder behandeln, und wie ein guter Hirt seine Schaafe weiden.

Und was wären wir wohl ohne die christliche Religion? — Wären wir nicht Sklaven und zwar Sklaven der Sünde? — Ist nicht das Joch der Sünde das schwereste? es drückt nicht von aussen, sondern von innen, nicht den Nacken, sondern das Gewissen; und was ist unerträglicher, als der Gewissensdruck? — Aber sehet: Die Wahrheit, sagt der heilige Johannes, hat uns in Freyheit gesetzt, (*) d. i. die Erkenntniß und Ueberzeugung von der wahren und göttlichen Lehre Jesu hat uns theils durch ihre göttliche Kraft, theils durch die göttlichen Verheißungen, die mit der Beobachtung dieser Lehre verbunden sind, vom Joche der Sünde befreyet, und uns in die vollkommene Freyheit des Geistes gesetzt, so daß wir keine Sklaven der Sünde mehr werden, wenn wir nach der Vorschrift des christlichen Gesetzes leben.

Es ist zwar wahr, die Religion Jesu gebiethet vieles, das dem sinnlichen Menschen wehe thut, und das er ohne die äusserste Ueberwindung nicht erfüllen kann. Sie gebiethet, daß man sein Fleisch kreuzigen, seine unordentlichen Begierden abtödten, seinen eigenen Willen verläugnen, und sich und der Welt gänzlich absterben soll. Lauter Vorschriften, gegen welche die sinnliche Natur sich sträubet, und die nicht anders als mit gänzlicher Aufopferung seiner selbst in Ausübung gebracht werden können.

Dagegen verbiethet sie wieder solche Dinge, zu denen wir von unsrer Natur mächtig angetrieben werden, und den Hang und die Neigung dazu schon mit uns auf die Welt bringen, die uns um so mehr beunruhiget, je strens-

(*) Joh. VIII. 32.

strenger das Gesetz ihre Befriedigung verbeut. Aber alle diese Vorschriften scheinen nur schwer zu seyn, sind es aber in der That selbst nicht. Sie sind nur der Sinnlichkeit zur Last, aber nicht der Vernunft: **Es überfällt uns keine Versuchung ausser eine menschliche, eine solche nämlich, die ein Mensch tragen kann. Denn Gott ist getreu, und wird uns in keine fallen lassen, die unsere Kräfte übersteigt.** (*) Wenn wir glauben, es sey unmöglich, der Versuchung auszuweichen: so wird er uns einen Ausweg verschaffen, daß wir sie aushalten können.

Eben der heilige Paulus war es, der sich so sehr darüber beklagte, daß er so heftig mit seinem Fleische zu kämpfen hätte, und deßwegen Gott bat, daß er ihn doch von den Anfällen fleischlicher Versuchungen befreyen möchte; aber Gott sagte ihm geradehin: **Es gnüge dich mit meiner Gnade.** (**) Diese wird dir kämpfen helfen, und dich nicht im Kampfe unterliegen lassen. Und in Wahrheit fühlte Paulus die Wirkungen in der Folge so lebendig, daß er es in dem Briefe an die Philipper selbst bekannte: **Ich kann alles durch den, der mich stärkt.** (***)

Sehet, Freunde! so gütig ist der göttliche Gesetzgeber gegen uns, daß er uns sein Gesetz, das an sich selbst schon leicht ist, noch mehr zu erleichtern sucht, da er uns mit seiner überwiegenden Gnade zuvorkömmt, und uns in dem Streite wider die Sinnlichkeit unterstützt. Es ist also gewiß wahr: die Vorschriften der christlichen Religion sind in ihrer Ausübung leicht.

(*) 1. Kor. XI. 13.
(**) Ebend. 2. Kor. XII. 9.
(***) Ebend. 1. Timoth. I. 12.

Was endlich noch der Religion Jesu vor allen andern Religionen den Vorzug giebt, ist die Glückseligkeit, welche ihre Verehrer durch sie finden. Sie ist die Beglückerinn eines jeden ins besondre, und aller insgesammt. Das erste Bedürfniß zur wahren Glückseligkeit ist die Herzensruhe. Ohne diese ist kein Wohlergehen und kein Frohseyn. Das reinste Gold belästiget das Auge, die höchste Würde ist Last, die süssesten Freuden werden bitter, wenn das Herz beklemmt ist. Diese Ruhe verschafft nur allein die Religion Jesu: Uebernehmet mein Joch, heißt es bey Matthäus, und ihr werdet Ruhe für euere Seelen finden. (*) Entfernet alles, was das Gewissen beschweren, und das Herz beunruhigen könnte.

Was erhöht des Menschen Glückseligkeit mehr, als die genaue Erfüllung aller Pflichten? — Wie nachdrücklich aber diese Religion darauf dringe, daß nicht ein Pünktlein des Gesetzes unerfüllt bleibe, darüber darf man nur die Briefe des heiligen Paulus an den Timotheus lesen. Dort steht es geschrieben, wie sehr sie sichs angelegen seyn läßt, gute Kinder, gute Eltern, gute Hausväter und Hausgenossen zu bilden; wie sie drohet, strafet, und die Uebertretter ihrer Pflichten schrecket.

Wie liebvoll sie für die zeitliche Verpflegung eines jeden sorgt, hievon haben wir in der Apostelgeschichte das edelste Beyspiel an den ersten Christen. Jeder behielt von seinem Vermögen gerade so viel, als ihm zum täglichen Gebrauche nothwendig war; das übrige warf er in den allgemeinen Schatzkasten, woraus die Armen, Kran-

(*) Matth. XI. 29.

Kranken, Alten u. s. w. ihre Verpflegung erhielten. Welch ein vortreffliches Mittel war dieß zugleich, den Neid und Geiz, diese zwo vorzüglichen Quellen der innerlichen Unruhe aus den Herzen der Gläubigen zu verbannen, und durch die Entfernung des kühlen Mein und Dein gutes Einverständniß unter ihnen zu erhalten? —

So, wie die Religion Jesu für besondere Glückseligkeit sorgt, denkt sie auch auf die allgemeine der Staaten. Diese muß besonders durch gewissenhafte Erfüllung der Pflichten, welche den Regenten und Unterthanen obliegen, befördert werden. Und dazu ist keine Religion schicklicher, als die christliche. Sie sagt den Regenten, daß sie die Stelle Gottes auf Erde vertreten, und in seinem Namen das Volk regieren, daß sie für den Wohlstand ihrer Unterthanen wachen, ihre Bürden, so viel möglich, erleichtern, und überhaupt so für sie sorgen, wie das Haupt für ihre Glieder, daß sie ihren Unterthanen mit gutem Beyspiele vorleuchten, und sie mehr mit väterlicher Liebe als tyrannischer Strenge behandeln.

Im Gegentheile schärft sie den Unterthanen das Gebeth für ihre Könige und alle obrigkeitliche Personen ein; sie ermahnt sie, ihren Fürsten und den Stellvertretern derselben unterwürfig, gehorsam und zu allen guten Werken willfährig zu seyn: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Macht, schreibt Paulus an die Römer; denn es giebt keine Macht, die nicht von Gott ist, und wo eine ist, da ist sie von Gott angeordnet. Wer also dieser Macht widerstrebt, der widerstrebt der Anordnung Gottes. Die aber widerstreben, diese ziehen sich die Verdammung selbst zu. (*)

(*) Röm. XIII. 1. 2.

Sie gebiethet ausdrücklich, daß sie ihren Regenten den Zins bezahlen, und alle Abgaben pünktlich entrichten sollen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. (*) Sie empfiehlt allen Menschen wechselseitige Liebe, Beystand, Eintracht und überhaupt alles, was zur Aufrechthaltung der allgemeinen Wohlfahrt förderlich seyn mag. Und deßwegen bleibt es schon dabey, daß die christliche Religion auch eine Religion für jedes Herz ist.

Beschluß.

Trete nun einer auf, wessen Religion er immer seyn mag, beweise er, daß seine Religion eine allgemeine Religion für alle Menschen auch nur seyn könne. Welch handgreiflicher Beweis, daß die christliche allein die wahre, göttliche Religion ist! — Lasset uns daher Gott Dank sagen, daß wir diese Wahrheit, die auch heut zu Tage noch vielen verborgen ist, so deutlich einsehen. Lasset uns fest an den Lichtstern, an die Kirche Jesu, uns halten. Lasset uns bethen, daß dieser helle Stern in die Finsternisse so vieler naher und ferner Menschen leuchten und sie aufhellen möge. Lasset uns aber auch die Pfade betreten, welche dieser Stern uns beleuchtet; lasset uns katholische Christen nicht nur dem Namen nach, sondern im Geiste und in der Wahrheit seyn. Dann werden wir nicht nur sicher einher wandeln, sondern auch zu Jesu in seine Herrlichkeit gelangen. Amen.

(*) Mark. XII. 17.

Auf das Fest
des
heiligsten Namens Jesu.

Es werd ihm der Name Jesus gegeben. Luk. II. 21.

Eingang.

Die heutige Feyerlichkeit, meine Freunde! ist in Ansehung desjenigen, zu dessen Ehren die Kirche sie eingesetzt hat, für Christen von besonderer Wichtigkeit. Zwar sollten alle Erlösete daran Theil nehmen; aber da ein sehr grosser Theil derselben weder Jesum noch das grosse Werk, das er zu unsrer Erlösung hienieden verrichtet hat, kennt: so bleibt uns, die wir Jesum kennen, und von dem Erlösungsgeschäfte, das er aus Liebe zu uns auf sich genommen hat, unterrichtet sind, die Ehre allein, ihn heute an seinem hohen Namensfeste zu verehren und anzubeten. Und ich zweifle auch nicht, daß alle, denen Jesus und ihr Heil, das sie durch ihn gefunden haben, lieb ist, durch die feyerlichste Verehrung seinen heiligsten Namen werden zu erhöhen suchen.

Nichts desto weniger giebt es doch auch viele unter den Christen, welche zu einer Zeit grossen Eifer für Jesum und seine Lehre beweisen, zu einer andern Zeit aber sich so verhalten, als ob ihnen beydes nicht wichtig

wäre; itzt scheinen sie sein Wort zu lieben, und preisen den Werth seiner Religion, und bald darauf thun sie, als ob sie derselben nicht bedürften; itzt ist ihnen Jesus der grosse Gesandte und Lehrer von Gott, der ihre Verehrung verdient, und bald denken, und sprechen, und handeln sie so, als ob er sie wenig oder gar nichts angienge.

Was muß doch Ursache daran seyn, daß sie so widersprechende Gesinnungen gegen Jesum unterhalten? — Die vornehmste scheint darinn zu liegen, daß ihr Eifer für Jesum und seine Lehre keinen Grund hat, und ihre zu Zeiten aufbrausende Verehrung wirklich nicht aus richtiger Erkenntniß und inniger Ueberzeugung, sondern aus vorgefaßten Meynungen, sinnlichen Erschütterungen des Herzens, aus ohngefähren Einfällen, oder gar aus schlechten und unreinen Quellen entspringt.

Darauf muß also jeder Christ bedacht seyn, daß er Jesum Christum kennen lerne, wenn er ihn wahrhaft verehren will. Ich will euch daher heute zeigen:

I. Wer Jesus sey,

II. Wie er wahrhaft verehret werde.

Erster Theil.

Wer war Jesus? was that er für uns? welchen Nutzen hatten wir von seinen Arbeiten, die er für uns unternommen hat? — Dieß sind die drey wichtigen Fragen, die ich zu beantworten habe, um euch eine wahre und dauerhafte Verehrung gegen ihn beyzubringen. Zu diesem Ende zeige ich euch 1) die Würde sei-

ner

ner Person, 2) das Amt, das er auf Erden geführt, 3) den Segen, den er uns dadurch gestiftet hat.

Wer war Jesus, der Stifter unsers Glaubens? — Er war derjenige, der im Namen des Herrn zu uns gekommen ist — der Sohn des Allerhöchsten — der Abglanz seiner Herrlichkeit — das Ebenbild seines Wesens. Durch ihn ward die Welt und alles sichtbare und unsichtbare in derselben erschaffen. — Er war das Wort, das vom Anfange, d. i. von Ewigkeit her bey Gott war, durch welches alles gemacht ist, und ohne welches nichts gemacht worden, was da ist. (*) Er trägt alles durch sein kräftiges Wort — Er ist der ewige Erbe Gottes über alles im Himmel und auf Erden. Ihm ist vom Vater alle Gewalt über die ganze Schöpfung gegeben — Er herrscht über alles, ordnet alles, und erhält alles — ohne seinen Willen entsteht nichts, und geht nichts zu grunde — in ihm ist alles, und bewegt sich alles — Er ist der Anfang und das Ende aller Dinge.

Wenn wir nun aus seinen Wundern, die eben so viele Zeugnisse Gottes sind, und aus der gänzlichen Uebereinstimmung seiner Lehre und Thaten völlig überzeugt sind, daß er wirklich an göttlicher Würde so erhaben sey; wenn wir eine richtige und deutliche Vorstellung davon haben, wie groß, wie erhaben, wie unaussprechlich verehrungswürdig derjenige seyn müsse, der Gott durchaus gleich, ganz mit ihm vereinigt, und unzertrennlich von seinem Wesen ist, der an allen seinen Eigenschaften, Werken und Vorrechten Theil nimmt, so viel immer nach unsern Begriffen von einem Vater

(*) Joh. I. 3.

und Sohn gedacht werden kann: so wird auch die Verehrung, die wir für ihn empfinden, wahr und gegründet seyn, und nicht wieder bey uns geschwächt oder ausgelöscht werden können.

Wir fühlen ja für das, was wir für hoch und erhaben erkennen, eine unwiderstehliche Verehrung: muß diese nicht weit stärker und unbezwinglicher werden, wenn wir uns an Jesu denjenigen vorstellen, der mit dem Allerhöchsten ein und das nämliche Wesen, mit ihm der Herr unsers Lebens und der Schöpfer unsrer Natur ist? — Muß sie nicht von Zeit zu Zeit zunehmen, wenn uns diese Vorstellung von Jesu stets vor Augen schwebt, daß er es ganz unwidersprechlich sey, für den ihn der Vater durch die größten Wunder erklärt hat? —

So groß aber auch die daraus entspringende Verehrung immer seyn möchte, so könnte sie doch bald in kalte Bewunderung ausarten, wenn wir nicht zugleich mit Ueberzeugung wüßten, was diese erhabene Person unter uns zu unserm Besten gethan, und warum sie zu uns gekommen sey. Deßwegen müssen wir auch die Wichtigkeit des Amts, das er auf Erden geführt, recht überzeugend erkennen.

Jesus kam vom Throne Gottes, und ward Mensch — ein armer, niedriger Mensch, der sich dem geringsten unter diesem Geschlecht gleich stellte; er erniedrigte sich bis zum Tode, ja bis zum schimpflichsten Kreuztode, und achtete Schmach und Schmerzen und Schande nicht, da er doch Ehre und Freude und Herrlichkeit bey seinem Vater hätte haben können.

Und warum stieg der eingebohrne Sohn Gottes zu dieser Tiefe herab? — Warum ließ er sich eine solche Er-

Erniedrigung, die uns ganz in Erstaunen setzt, gefallen? — Ach, Freunde! wer kann es hören, ohne mit innigster Verehrung an ihn zu denken? — Er wollte die Menschen aus der Finsterniß zum Lichte, von Unwissenheit, Wildheit und Laster zur Erkenntniß und zu Gesinnungen der Tugend zurückbringen, und aus bösartigen und verderbten Menschen gute und fromme Menschen machen; er wollte sie erlösen vom Verderben, und ihnen Gottes Gnade und Vergebung durch seinen Tod aufs heiligste bekräftigen; er wollte Leben und Unsterblichkeit wieder ans Licht bringen, und die Menschen über den schreckenvollen Tod hinüber zu einem ewigen und glückseligen Leben führen; er wollte aus Sklaven und Knechten der Hölle freye Menschen, Kinder Gottes und heilige Bewohner des Himmels machen.

Sehet, Freunde! — dieß war das wichtige Amt, das er hienieden bekleidete, dieß das grosse Geschäft, zu dessen Ausführung er sich so tief erniedrigte — ein Geschäft, welches uns seiner Natur nach dringet, die Treue und Liebe und Großmuth desjenigen, der es auf eine so ausserordentliche Weise auf sich nahm, auch alsdann hoch zu verehren, wenn wir nicht einmal wüßten, daß wir selbst den besten Theil daran haben; wie viel höher muß die Verehrung einer solchen Person bey uns steigen, wenn wir überzeugt sind, daß wir selbst des grossen Segens theilhaftig werden, den er dadurch gestiftet hat.

Oder für wen andern hat Jesus ein so hartes Geschäft übernommen, als für uns? — Nur die Liebe zu uns zog ihn vom Himmel herab, und unterwarf ihn allen den Mühseligkeiten, die er duldete. Wir allein sind es also auch, für welche der Segen aller seiner Arbeiten,

beiten, seines Leidens und Todes vermeint war. Durch seine freywillige Armuth sind wir reich geworden an Gnade Gottes; durch die Schande und Schmach, die er erduldet hat, ist die Schande unserer Sünden vor Gott gleichsam ausgelöscht worden; durch seine Lehre wird unser Geist erleuchtet, durch seine Zusagen unser Herz in allen Anliegen erquickt, durch seine Unterweisung unsre Seele geheiliget, durch seinen Tod uns Leben und Unsterblichkeit vorbereitet.

Auf uns ist also die ganze Absicht alles dessen, was der menschgewordene Sohn Gottes auf Erden gethan und gelitten hat, gerichtet. Wir genießen die segenvollen Früchte desselben, und können uns unaufhörlich der unaussprechlichen Vortheile, die daraus fließen, erfreuen. Und wir sollten dann nicht die innigste Verehrung gegen den Stifter derselben empfinden, und ein wahres und unauslöschliches Gefühl davon in unserm Herzen erhalten? — O meine Freunde! ist unsre Verehrung nur auf die Ueberzeugung gegründet, wie erhaben Jesus sey, wie ehrwurdig das Amt sey, das er auf Erden geführt hat, wie herrlich der Segen, womit wir dadurch gesegnet werden: so wird auch unsre Verehrung Jesu immer wahr und dauerhaft bleiben.

Zweyter Theil.

Wie muß denn aber unsre Verehrung beschaffen seyn, wenn sie wahr und dauerhaft seyn soll? — Sie muß sich durch übereinstimmende fortdauernde Wirkungen äussern. Man würde gewiß mit der Verehrung eines wohlthätigen Königs sein Gespötte treiben, wenn man ihm zwar bey gewissen Gelegenheiten viel Lob und Dank sag-

sagte; aber sich doch seine Wohlthaten nicht zu Nutzen machte, noch seinen dahin zielenden Anordnungen folgte. So können wir auch Jesum nicht wahrhaftig verehren, wenn unsre Aufführung nicht durchaus dahin zielt, seine erworbene Wohlthaten sorgfältig zu benutzen, und auf dem Wege zu beharren, worauf er uns zum Genusse derselben bringen will. Wahre Verehrung Jesu wirkt also 1) ein beständiges Bestreben, seine Wohlthaten nicht zu verscherzen, 2) einen anhaltenden Eifer, seine noch künftige Wohlthaten zu erlangen.

Wenn wir Jesum deßwegen verehren und preisen; weil er durch seinen Tod unser Gewissen hat beruhigen wollen: so müssen wir auch die Ruhe des Gewissens für einen grossen Schatz halten, und diesen Schatz mit unablässigem Ernst zu bewahren suchen. Wir müssen alles sorgfältig vermeiden, was Gott auf die Rechnung unsers Gewissens schreiben, und uns in Unruhe setzen könnte. Ehren wir Jesum aufrichtig, daß er uns durch einen hohen Preis von der Schuld der Sünde befreyet, und uns die Vergebung derselben von Gott erworben hat: so muß uns auch immer sehr viel daran gelegen seyn, uns nicht wieder auf ein neues zu verschulden, sondern Gottes so theuer erkaufte Gnade sorgfältig zu bewahren. Ist Jesus uns ehrwürdig, daß er für unsere Sünden freywillig grosse und schwere Leiden erduldet hat: so muß uns jede Sünde, sobald wir sie nur als Sünde erkennen, verabscheuungswürdig seyn, und wir müssen selbst allem Unrecht und Bösen von Herzen gram werden. Ist es uns aufrichtig um Jesu Ehre zu thun: so wird uns auch seine Liebe schätzbar seyn, und uns eine scheue Sorgfalt beleben, ihn auf keine Weise vorsetzlich zu betrüben, und uns seiner Liebe zu berauben.

Dieß, liebe Freunde! sind die ächten Kennzeichen, daß wir Jesum wahrhaftig verehren. Wo diese Wirkungen nicht erfolgen, da ist auch die Verehrung, die wir gegen ihn bezeugen, nicht wahr, oder nur eine aufwallende Empfindung, die heute sehr heiß zu seyn scheint, und morgen wieder erkaltet und verschwindet. Was nützt es, wenn wir heute auf unsern Knien vor ihm daliegen, und aus unserm Munde Lob, Dank und Anbetung zu ihm emporsteigt; morgen aber oder gleich bey der ersten Gelegenheit sein Gesetz übertreten, unser Gewissen beschweren, und uns um die Gnade Gottes wieder bringen? — Kann man wohl sagen, daß die Verehrung, die wir ihm kurz vorher erwiesen haben, eine ernstliche und herzliche Verehrung gewesen sey? — O Freunde! in einem solchen Falle verehrten wir ihn nur mit den Lippen; aber unser Herz war nicht damit einverstanden. Denn Gleichgültigkeit gegen die Ruhe des Gewissens, Leichtsinn über das Böse, Neigung zur Sünde, und Unachtsamkeit gegen Gottes Gnade kann mit der wahren Verehrung Jesu gar nicht bestehen. Wer Jesu Namen mit Dank und Ehrfurcht nennen will, muß von aller Ungerechtigkeit und Sünde abtreten: Der feste Grund Gottes aber besteht, schreibt der Apostel an den Timotheus, und hat dieses Wahrzeichen: Der Herr kennt die Seinigen, und ein jeder, der den Namen des Herrn anruft, weiche von der Bosheit ab. (*)

Aber Jesu Verehrung ist noch nicht vollkommen, wenn sie nicht auf einen anhaltenden Eifer, seine noch künftigen Wohlthaten zu erlangen, gegründet ist: hier muß

(*) 2. Tim. II. 19.

muß man aber zwischen dem Willen, dieselbe zu erlangen, und dem thätigen Bestreben darnach wohl unterscheiden. Es ist nicht genug, daß wir blos die Neigung in uns empfinden, selig zu werden. Nein! sondern diese Neigung muß uns ein wahres Anliegen werden, nach der Seligkeit zu trachten. Jeder Sünder, sogar der vorsetzlichste Sünder hat Lust zur Seligkeit, ohne deßwegen sich darnach zu bestreben. Es muß ein herrschender Trieb in uns geschäftig seyn, alles das gerne zu thun, was uns nach seiner Anweisung zum Genuß der Seligkeit bringen soll. Jesus sagt uns nicht etwa: die Seligkeit ist nun da, wer nur immer will, der soll selig werden; sondern er lehrt uns: solche Menschen müsset ihr werden, und so müsset ihr gesinnet seyn, einen solchen Wandel müsset ihr führen, wenn ihr die Seligkeit, die erlangt werden kann, auch wirklich erlangen wollet.

Wer nun seiner Anweisung nicht folgt, dem ist es in der That nicht Ernst um seine Seligkeit; wer lieber nach irdischen Vortheilen und Vergnügungen greift, als daß er den Vorschriften Jesu treu seyn sollte, der schätzet auch die Seligkeit, die er von ihm erwartet, für keine grosse Wohlthat; wer sich nicht überwinden kann, seinen Begierden etwas zu versagen, das wider die Vorschriften Jesu, wider seine Religion streitet, der kennt auch den Werth seines Segens nicht; und wer diesen nicht kennt, der verehret Jesum auch nicht als seinen besten Wohlthäter, so sehr er immer zuweilen mit dem Munde sein Lob verkündigen mag. Der heilige Johannes sagt es in seiner ersten Epistel ausdrücklich: Wer sagt, er kennt ihn, und hält seine Gebothe nicht, der ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm. (*)

(*) 1. Joh. II. 4.

Beschluß.

Nach diesen Kennzeichen, meine Freunde! prüfet euch, ob ihr Jesum, als den von Gott euch geschenkten Wohlthäter wahrhaftig ehret. Nur der ehret ihn, und kann gewiß seyn, daß er ihn immer ehren werde, der da weiß, wer er ist, und was er an ihm hat; der völlig überzeugt ist, wie erhaben seine Person, wie wichtig sein Amt, wie herrlich der Segen sey, der ewig durch ihn über unsere unsterbliche Seele verbreitet werden soll. Nur der ehret ihn mit unwandelbarer Verehrung, der seine erworbene Wohlthaten als einen köstlichen Schatz bewahret, und nach den künftigen mit anhaltendem Eifer ringt.

Ach, wie viele werden sich es nach einer solchen Prüfung absprechen müssen, daß sie wahre Verehrer sind! wie viele werden sich beschämt finden, daß sie so wankelmüthig sind, und zwar bisweilen vor Eifer für ihn geglühet, aber auch bald wieder ihn und sein Gesetz gleichgiltig geachtet haben!

Wem es nun Ernst ist um seine Verehrung, der wende Fleiß an, seine Würde kennen zu lernen, der erwäge oft die Wichtigkeit seines Amts, der nehme den grossen Werth seines Segens recht zu Herzen, und richte in allem, das er thut, seine erste Sorge dahin, daß er sich an dem Verlust desselben in Zeit und Ewigkeit nicht selbst verschulde. Dann wird er der Ermahnung nicht bedürfen: Ehre Jesum! sondern sein Herz wird ungeheißen von Liebe und Verehrung gegen ihn voll seyn. Ach, Herr! stehe uns in diesen heiligen Uebungen bey, daß wir hier deine wahre, dort deine glückselige Verehrer seyn und bleiben! Amen.

Auf das erste

heilige Osterfest.

Er ist auferstanden, und ist nicht mehr da.
Mark. XVI. 6.

Eingang.

Jesus, wie wir neulich gehört haben, siegte durch seinen Tod über alle seine Feinde, über alle ihre Widersprüche, Lästerungen und Verfolgungen. Himmel und Erde gab ihm das Zeugniß, daß er derjenige war, für den er sich ausgab, im höchsten Sinne der Messias, der Heiland der Welt, und daß seine Lehre kein Werk menschlicher Weisheit, sondern ein Werk Gottes war. Aber auch bey den handgreiflichsten Zeugnissen der Wahrheit würden seine Feinde noch immer geglaubt haben, daß vielmehr sie über ihn gesiegt hätten, wenn er nicht den Tod selbst überwunden, und wie er es vorsagte, vom Tode auferstanden wäre. Da aber nach dem Zeugnisse des heutigen Evangeliums der Engel die drei Frauen, welche in der Absicht, Jesum dem jüdischen Gebrauche nach zu salben, zum Grabe gekommen waren, versicherte, daß er auferstanden und nicht mehr da wäre: so ward sein Sieg erst vollkommen, und die Wahrheit erschien in dem allersinnlichsten Lichte.

Freunde! eben dieser Sieg des Erlösers ist der allerhöchste Beweis, daß alles, was er von sich und seiner

Lehre gesagt hat, wahr ist. Eben dadurch, daß er das Siegel des Todes zerbrochen, und von den Todten erstanden ist, hat er die Wahrheit seiner Religion so versiegelt, daß sie ungeachtet aller Widersprüche und Lästerungen ihrer Feinde ewig unverletzt bleiben wird. Wie glückselig sind doch jene Völker, die unter diesem Siegel der Wahrheit leben! — Wie sicher wandeln sie, wenn sie auf dem Wege dieser Wahrheit wandeln! — Mit welcher Heiterkeit des Geistes können sie in die ewige Zukunft hinüberblicken, und der Krone entgegen sehen, die ihnen ihr Glaube flicht! — Denn eben diese Wahrheit ist Bürge dafür, daß der Christ einst auf eben die Weise, wie Jesus, über alle Leiden siegen werde, die er um seiner Christenpflichten willen hienieden ausgestanden hat. Er wird sterben, wie Jesus; aber er wird auch wieder auferstehen, wie Jesus; und nachdem er auferstanden seyn wird, wird er, wie Jesus, nicht mehr sterben. Dafür, meine Freunde! bürgt uns die Religion Jesu; denn sie sagt uns

I. daß unser Geist mit dem Körper nicht sterben,

II. daß der Körper selbst wieder vom Tode auferstehen werde.

Erster Theil.

Schon die Vernunft entdeckt viele Gründe, die uns diese so wichtige Angelegenheit des Menschen in einiges Licht stellen. Den Gesetzen des menschlichen Denkens gemäß sind wir verbunden, einen Satz, wofür wir so viele Vernunftgründe entdecken, und welchen keine andere Gründe entgegenstehen, als wahr oder wenigstens als höchst wahrscheinlich anzunehmen. Aber wie sehr

muß

muß uns dieß freuen, wenn die forschende Vernunft noch eine mächtige Stimme hört, welche sagt: du irrest nicht. Diese Stimme ist hier die Religion. Diese sagt es, wie die Vernunft: der Geist des Menschen stirbt nicht. Zu mehrerer Beleuchtung dieses Satzes wollen wir beide hören: 1) die Vernunft, 2) die Religion.

Freunde! wenn die Vernunft uns sagt, daß nach diesem uns noch ein anders Leben bevorstehe: so sagt sie uns eben dadurch, daß unser Geist mit der Trennung vom Körper nicht aufhöre, zu seyn; sondern daß er forthin lebe. Nun läßt sich nach dem Begriffe, den die Vernunft sich von der Vorsehung, Gerechtigkeit und Güte Gottes denken kann, nichts anders schließen, als daß uns ein künftiges Leben bevorstehe. Die Vernunft, die sich einen Gott denkt, kann sich ihn nicht anders, als mit den Eigenschaften denken, die eines Gottes würdig sind. Sie muß sich ihn als Schöpfer, Erhalter und Beherrscher der ganzen Schöpfung vorstellen. Sie muß sich überzeugen, daß seine ganze Regierung im höchsten Sinne auf Gerechtigkeit, Vorsehung und Güte gegründet sey. Wie aber die Vernunft dieses in der Verbindung mit dem Begriffe von Gott als nothwendig annehmen muß: so muß sie auch in der Verbindung mit dem Begriffe seiner Gerechtigkeit, Vorsehung und Güte die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes als nothwendig annehmen.

Die Regierung Gottes ist gerecht, daran zweifelt die Vernunft nicht. Aber die Begierde des Menschen nach jener Gerechtigkeit, die verhältnißmäßig belohnt, oder straft, wird in diesem Leben nicht gesättiget. Das Laster erschwingt sich auf Erden öfters über die Tugend, und der Fromme muß nicht selten den Verfolgungen des

Bosheften unterliegen; und diese Triumphe des Lasters über die Tugend dauern bey manchem Menschen bis zum Ende seines Lebens ohne Trost und ohne Erquickung fort. Wäre aber Gottes Regierung gerecht, wenn er die Tugend ohne Hoffnung einiges Ersatzes stets unterdrücken ließ? — Es heißt freilich: die Tugend belohnt sich selbst. Aber kann das Laster für die Tugend nicht zu demüthigend werden, als daß sie mit ihrer innern Zufriedenheit allein stark genug bliebe, ihren Muth zu erhalten? — Haben wir nicht Beyspiele, daß die geprüfteste Tugend unter dem Drucke der Verfolgungen unterlegen ist? —

Den Gottlosen geht oft hienieden alles nach Wunsche; den Frommen gelingt nichts: jene sind reich und angesehen; diese arm und verachtet; jene genießen stets abwechselnde Freuden; diese schwimmen in einem Meere von Bitterkeiten. Wie, wenn Gottes Regierung nicht gerecht wäre, und wir kein vergeltendes Leben zu erwarten hätten: so wäre ja das Leiden ohne Frucht, die Tugend ohne Belohnung, das Laster ohne Grenzen; das unvernünftige Vieh wäre glücklicher, als der Mensch. Gott muß also entweder Tugend und Laster nach Gerechtigkeit vergelten, oder der Begriff von seiner Gerechtigkeit fällt hinweg; und besteht dieser nicht, so kann man sich auch keinen Begriff von Gott selbst machen.

Ganz anders verhält sich die Sache bey der Ueberzeugung von einer Vorsehung, und bey der stärkenden Aussicht in eine Ewigkeit, wo Tugend in immer wachsender Vollkommenheit fortdauern soll. Da behält sie unter allen hier vorfallenden Kränkungen Freudigkeit und Muth. Nur die Hoffnung eines andern Lebens kann grosse Männer bilden, kann zu grossen Thaten

anfeuern, kann Menschen zu grossen Opfern für Gott und das Vaterland machen. Mancher Mensch giebt sein Leben für Gott, oder für das Wohl des Vaterlandes dar; und wir sagen, er handle vernünftig. Wie könnten wir aber dieß behaupten, wie könnten wir ihn deßwegen loben, wenn Körper und Geist nach seinem zeitlichen Leben ein gleiches Schicksal hätten, im Tode zu bleiben? — Was schätzt der Mensch mehr, als seine Vernunft, die wesentlichste Eigenschaft, welche ihm in dem Thierreiche den Vorzug giebt? — Wäre aber derjenige, der sein Leben so ganz freywillig aufopferte, nicht vielmehr der größte Feind seiner Vernunft, wenn er durch Aufopferung seines Erdenlebens zugleich seine Vernunft vernichtete? — Wer wollte sagen, ein solcher handle vernünftig? — Wer könnte ihn loben? —

Wenn alles auf diese sichtbare Welt beschränkt wäre, würde jedermann alles auf das gegenwärtige Leben, auf das gegenwärtige Vergnügen, auf den gegenwärtigen Nutzen wenden. Welche Unordnung aber müßte hieraus entstehen? — Wer keine Zukunft glaubt, kann weder der ganzen Natur, noch einzelnen Geschöpfen eine gewisse Bestimmung zuschreiben: er kann keinen gemeinschäftlichen Endzweck annehmen, zu welchem die immer fortgehenden Veränderungen der Natur zueilen, und zu welchem auch die Handlungen der Menschen so viel beytragen. Wird aber nicht dadurch alle Religion, alle Tugend, alle Pflicht der Gesellschaft aufgehoben? — So nothwendig daher diese sind, eben so nothwendig muß auch der Glaube an eine Zukunft seyn.

Wenn endlich der Mensch einen forschenden Blick in seine Natur wirft: so wird er die herrlichste Anlage zu einer ganz vollkommenen Bestimmung, zu einem Zu-

stand in sich erblicken, der seine Wünsche durchaus befriedigt. Von dieser Bestimmung hat er die Empfindung, er erkennt ihre Möglichkeit, er fühlt bey sich ein unüberwindliches Verlangen darnach; es ist der einzige Gedanke, der ihn beruhigt; mit ihm hat er alles, ohne ihn sättigt ihn nichts; alle seine Fähigkeiten unterstützen ihn; je reiner seine Begierden werden, desto lebhafter wird dieser Wunsch, der aber in dem Maaße schwach wird, als die Liebe zu Gott und zur Tugend sich bey ihm verliert. Wo ist aber ein so vollkommener Zustand, wie der Mensch ihn wünscht, möglich? — Hienieden nicht. Davon wird sich ein jeder überzeugen. Also muß er jenseits des Grabes seyn, also in einem andern Leben, also giebt es nach diesem Leben noch ein anders — und für wen? — für die Menschen —

Nebstdem was soll denn jener in uns liegende Trieb zum Nachruhm bedeuten? — Hört nach diesem Leben alles auf: so ist dieser von dem Schöpfer in uns gelegte Trieb ein betrügerisches Gift, welches der Welt die edelsten, nützlichsten Menschen frühzeitig entzieht, und diesen Rechtschaffenen selbst ihr verdienstvolles Leben ohne Ersatz und Belohnung verkürzt. Stehet uns aber ein weiters Leben bevor, das sich zu dem gegenwärtigen, wie das männliche Leben zu dem Leben der Kindheit, wie die Erndte zur Saat, verhält: so löst sich alles harmonisch zum Preise der Gottheit auf. Welche Glückseligkeit, die Folgen unserer wohlthätigen und verdienstvollen Handlungen Jahrhunderte hindurch nach unserm Tode zu genießen! welche Aufmunterung zur Rechtschaffenheit, zur uneigennützigen Wohlthätigkeit, zum Fleiße bietet eine solche Aussicht dar! —

So viel sagt also die Vernunft von der Unsterblichkeit der Seele. Aber die Religion Jesu sagt noch weit mehr, und erklärt diese Wahrheit noch viel deutlicher. Alle Pflichten und Vorschriften, die er seinen Anhängern giebt, alle Verheißungen, mit denen er sie ermuntert, der ganze Inhalt seiner Geschichte, alle Lehren seiner Jünger sind auf diesem Grundpfeiler aufgeführt. O Freunde, wie göttlich ist das Christenthum! bestimmt für eine Ewigkeit, fähig zu einer Ewigkeit, sollen wir hienieden vervollkommnert werden! —

Unter Juden und Heiden war zwar schon die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannt. Aber sie war nicht allgemein, am wenigsten unter dem Volke. Jesus machte sie allgemein, und führte das in die Hütten des geringsten Pöbels ein, was vorher nur ein Kleinod der aufgeklärtesten Weisen gewesen war. Sie war nur philosophische Meynung und verschiedenen Drehungen und Zänkereyen unterworfen. Er aber machte sie zum ersten Bewegungsgrunde der Tugend. Sie war vor ihm nur eine Vermuthung, welche die dortmalige Philosophie nicht bis zur Gewißheit erheben konnte. Aber Jesus verwandelte sie in freudige Gewißheit des Glaubens. Er ließ sich nicht auf philosophische Beweise ein, die fürs Volk zu schwer sind, und ohnehin nie bis zur Augenscheinlichkeit gebracht werden können. Er sagt: ich weiß es; ich habe es aus der Belehrung Gottes, aus dem Schooße meines Vaters: Wer sich mir anvertrauen will, muß glauben — fest, unbeweglich, mit Verachtung aller Zweifel glauben, daß Gott ein Vergelter seyn werde denen, die ihn lieben, ein Bestrafer denen, die ihn und seine Lehre hassen.

Um aber seinen Jüngern diesen Glauben leicht und zugleich vernünftig zu machen, bediente er sich eines einzigen, aber sehr sichern Schlusses. Nachdem er ihnen richtige Begriffe von Gott beygebracht hatte, welche unmöglich was anders, als eine Unsterblichkeit und ein künftiges Leben erwarten ließen, leitete er sie bald mittelbar, bald unmittelbar auf diesen Schluß hin: Wenn ein Gott ist, wenn er ein Gott der Liebe ist, wenn er seinen Menschen Gott ist, wenn er uns nicht zwecklos, nicht zum Puppenspiele auf die Welt gesetzt hat: so muß er nach der Zeit der Leiden eine Zeit der Freuden für uns bestimmt haben. Wie einfach und doch wie gründlich ist dieser Schluß! — Wem mußte er nicht einleuchten? wen nicht überzeugen? —

Aber bey den Worten allein ließ er es nicht bewenden. Jesus hat diese Lehre sogar mit seinem Tode besiegelt, und durch seine Auferstehung gleichsam versinnlicht. Er starb als Märtyrer für die Wahrheit. Sein Tod war gleichsam das Siegel, das er seiner Lehre aufdrückte — insbesondre der Lehre von Gott, seinem Vater — der Lehre von der Vorsehung, daß Gott als Vater die Menschen behandle — der Lehre von sich selbst, daß er der Sohn Gottes ist — der Lehre vom künftigen Leben. Und in dieser Hinsicht rief er noch am Kreuze: **Vater! in deine Hände empfehle ich meinen Geist.** (*)

Wie, wenn Jesus von der Wahrheit seiner Lehre nicht wäre überzeugt gewesen, würde er sich wohl so ganz frey und willig den gräßlichsten Verfolgungen, dem schändlichsten Tode überantwortet haben? — Nur

der

(*) Luk. XXIII. 46.

der Wahnsinnige oder äusserst Verwegene kann sein Leben so umsonst verschwenden, um dadurch sich und andere zu betrügen, und zwar in einer so wichtigen Sache. Jesus aber war so wenig wahnsinnig oder verwegen, daß seine authentische Lebens- und Leidensgeschichte ihn vielmehr als einen Mann von der reinsten Vernunft und dem edelmüthigsten Karaktere schildert, für den jeder Gedanke von Wahnsinn und Verwegenheit äusserst entehrend seyn würde.

Wie handgreiflich waren überdieß die Beweise, die er von dieser Wahrheit seinen Jüngern nach seiner Auferstehung gab! — Er wollte sie diese Wahrheit gleichsam fühlen lassen, da er ihnen leibhaft erschien, sich von ihnen betasten ließ, mit ihnen aß und trank. Werden aber dadurch nicht jene Worte, die er noch vor seinem Leiden zu ihnen sprach, auser allen Zweifel gesetzt? **Wie ich lebe, so werdet auch ihr leben** (*) d. i. wie ich nach meinem Tode wieder aufleben, und ohne ferner zu sterben, ewig leben werde: so werdet auch ihr nach euerm Tode wiederum aufleben und nicht mehr sterben. **Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.** (**)

Durch seine Auferstehung ward ihnen neuerdings ins Gedächtniß gebracht, um was er schon zuvor seinen Vater gebeten hatte: **Vater! ich will, daß diejenigen, die du mir gegeben hast, dort bey mir sind, wo ich bin; daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; weil du mich schon vor der Weltschöpfung geliebt hast.** (***) Ist das nun nicht der allersinnlichste

(*) Joh. VI. 58.
(**) Ebend. XI. 25.
(***) Ebend. XVII. 9. u. f. w.

und überzeugendste Beweis, den wir wünschen können? — So gewiß die Auferstehung Jesu ist, so gewiß ist auch die Unsterblichkeit unsrer Seele. So lehrten und predigten auch die Apostel: eine Wahrheit schließt sich an die andere an. O welch ein Trost für den Menschen, seines künftigen Schicksals gewiß zu seyn! denken wir uns einmal das Gegentheil. Es ist etwas entsetzliches, sterben und bey sich denken müssen: Ist es aus mit mir, oder werde ich fortleben? — bange, schreckliche Finsterniß! — gelobt sey Gott, der uns durch Jesum sein Licht geschenkt, und uns die Wege zur Ewigkeit so helle gemacht hat! —

Und welche selige Aussichten hat nicht Jesus dem unsterblichen Menschengeiste verschafft! — Bey aller Gewißheit, die wir von einem künftigen Leben haben, bleibt uns doch noch etwas übrig, was uns beym Anblicke des Todes Sorge macht. Und was? — Freunde! unsere Unvollkommenheiten und Vergehungen. Ach, meine Sünden — diese — ja diese machen mir das Sterben schwer. Wie werde ich bestehen? — Gott wird mit mir rechten — wie wird mein Handel ausfallen? — Werde ich glücklich oder elend seyn? — Bedenkliche Fragen! — Allein Jesus hat auch diese Bedenklichkeiten gehoben. Gott will Allen, die Buße thun, vergeben und sie selig machen. Das hat er in seinem Worte versprochen. — welch ein Trost für mich armen Sünder! — Das war der grosse Lehrsatz Jesu und seiner Apostel, welcher im engern Verstande das Evangelium heißt, an das wir glauben sollen. Diese grosse herzerhebende Wahrheit lehrte Jesus überall. Er lehrte sie noch, als er wieder auferstanden war, und befahl auch seinen Jüngern, dieses in der ganzen Welt auszubreiten. Zu diesem Ziel und Ende rüstete er sie mit

den

den gehörigen Vollmachten aus, ertheilte ihnen den heiligen Geist und sprach: Wem ihr die Sünden vergeben werdet, dem sollen sie vergeben seyn; wem ihr sie aber behalten werdet, dem sollen sie behalten seyn. (*)

Freunde, wie wonnesüß ist dieser Trost! bey einer redlichen und aufrichtigen Buße haben wir die seligsten Aussichten in die Zukunft. Wir sind gewiß, daß unsere vorige Vergehungen uns nicht schaden, und unsre Seligkeit stören werden. Das veredelte und geheiligte Herz, mit dem wir in die Ewigkeit eintreten, ist die Quelle unversiegbarer Freuden. Wir, die wir hienieden aus der lebendigen Quelle des Glaubens an Jesum getrunken haben, werden in der Ewigkeit von jenem Wasser überströmt werden, das den Seligen bis zum ewigen Leben fortspringt.

Wie groß ist doch die Würde des menschlichen Geistes! wie erhaben seine Bestimmung! — Wenn sein Erdenleben sich aufgelößt hat, so geht der Körper in den Staub zurück, aus dem er gekommen ist, und wird Fäulniß. Aber der Geist schwingt sich in den Schoos empor, von dem er ausgegangen ist — in den Schoos Gottes — und lebt ewig. Welcher Vorzug unsers Geistes vor jenem geistigen Wesen, womit Thiere belebt sind! mit dem körperlichen Leben hört seine fernere Bestimmung auf, oder wir wissen wenigstens den fernern Zweck desselben nicht. Vernichtet es Gott auch nicht gänzlich; weil es ein Werk seiner Hände ist: so ist doch so viel gewiß, daß es nicht zu himmlischen Seligkeiten bestimmt ist; weil weder die Vernunft noch die Offenbarung uns Gründe vorhält, die uns von einer so erhabenen Bestimmung des Thiergeistes überzeugen.

Be-

(*) Joh. XX. 23.

Beschluß.

O Mensch, bewahre doch deine Seele! — Sie ist das edelste Wesen, ja das einzige, das dich über alle Geschöpfe erhebt, und dich Gott auf eine gewisse Art selbst ähnlich macht. Sie ist ein unsterbliches Wesen; dieß sagt die Vernunft und die Offenbarung gewiß. Wie viel muß uns daran gelegen seyn, sie zu einem freudigen Genuß der Unsterblichkeit vorzubereiten! — Welchen Fleiß müssen wir nicht anwenden, alle Anlagen und Fähigkeiten zum Guten in ihr zu entwickeln, und zu vervollkommnern! wie sehr müssen wir uns bestreben, sie so tugendhaft zu machen, als es hienieden nur möglich ist! —

Welcher Trost, welche Erquickung für uns in den mannigfaltigen Schicksalen dieses Lebens, wenn wir uns erinnern, daß noch ein bessers, ein von allen Leiden freyes Leben auf uns wartet! wie gerne werden wir hienieden alles ertragen, was uns martert, wenn wir an den Ersatz denken, der uns einst in der andern Welt durch unsterbliche Freuden gemacht werden soll! — O Freunde! lasset uns diese Wahrheit recht tief einprägen, und sie stets vor Augen haben, wenn Mißmuth und Verzweiflung in unserm Elende uns anwandeln will! Amen.

Auf das zweyte

heilige Osterfest.

Zweyter Theil.

Er ist auferstanden, und ist nicht mehr da.
Mark. XVI. 6.

Eingang.

Die Seele des Menschen stirbt nicht. Die Vernunft und die Offenbarung ist Bürge dafür. Jene entwickelt diese Wahrheit aus der Anlage der menschlichen Natur selbst, aus ihren Empfindungen und Streben nach Unsterblichkeit, aus dem Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, aus seiner Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Vorsehung. Diese aber, nämlich die Offenbarung überzeugt uns so sehr davon, daß sie nur derjenige bezweifeln kann, der entweder zu dumm ist, die Beweise zu fassen, oder zu verstockt, sie anzunehmen. Jesus besiegelte diese Lehre mit seinem Tode, und versinnlichte sie wider alle Spekulationen durch seine Auferstehung. Und um das Loos des unsterblichen Menschengeistes nach der Trennung von dem Körper recht erfreulich zu machen, gewährte ihm Jesus durch seine Verheißungen die seligsten Aussichten in dem ewigen Leben. Nur steht es bey dem Menschen, sich hienieden

nach

nach der Vorschrift der Religion des frohen Genusses der Ewigkeit zu versichern.

Aber Jesus will, daß der ganze Mensch ewig leben soll. Deßwegen giebt er uns noch eine sehr erfreuliche Hoffnung für die Zukunft unsers Leibes. Der Leib stirbt zwar, vermodert, und lößt sich wieder in seine ersten Bestandtheile auf. Aber er soll doch nicht gänzlich verlohren gehen, sondern durch eine einstmalige Auferweckung wieder hergestellt werden. Dieß ist in Wahrheit eine Hoffnung, die der Sinnlichkeit und selbst der aufgeklärten Vernunft unerwartet kömmt. Und doch ist sie nach den ausdrücklichen und klaren Aussprüchen Jesu und seiner Jünger gar keinem Zweifel unterworfen.

Wenn diese Lehre recht verstanden wird: so hat sie auf Moralität und Tugend den größten Einfluß. Sie ist freylich dem kurzen Menschenverstand unbegreiflich, und eben deßwegen scheint sie auch schlechterdings unmöglich zu seyn. Aber sie ist nicht nur möglich, sondern zuverlässig gewiß. Wollen wir sie aber ganz kennen, denken, fühlen: so müssen wir drey Dinge auseinander setzen; 1) das Unbegreifliche hierinn, 2) das Mögliche und Wahrscheinliche, 3) die Gewißheit.

Ein Todter, Verwesender, in Staube verwandelter — wieder anfwachen — wieder leben — wieder denken und empfinden — das ist unbegreiflich — es ist hart, diese Lehre sogleich mit Ueberzeugung anzunehmen. Was soll man sagen, was soll man glauben, wenn man es mit ansieht, was ein Leichnam eines Menschen ist, und was er in der Folge wird? — Merkmale der Verwesung schon in den ersten Augenblicken seines Abscheidens — Geruch des Todes und der Auflösung,

lösung, der den muthigsten erschüttert — Schauder selbst bey denen, die uns am liebsten waren. Das Kind hat Abscheu vor seinem todten Vater, der Gatte vor seiner verblichenen Gattinn, der Freund vor seinem gestorbenen Freunde. Wir erweisen ihnen noch die letzte Ehre, und folgen ihnen zu ihrem Grabe — sie werden in die Grube gesenkt, dicht mit Erde bedeckt, und nun sehen wir nichts mehr von ihnen. Die Erde befördert nun die völlige Trennung der Theile des irdischen Lebens. Würme und tausend andere Insekte durchfressen den Körper, und was sie nicht verzehren, verzehrt die Erde. Der Leib, der ehemals ein Wunder der Schönheit war, zerfällt ganz, er, der Leib, wird zu Staube, der Mensch zu Moder — zu Erde, wovon er genommen ist.

Wir besuchen einmal wieder unsere Kirchhöfe — keine Spur mehr von unsern Eltern, Geschwistrigen, Geliebten und Freunden — keine Spur mehr von Menschen — überall todte Stille, Vernichtung, Staub, Moder und Asche. Noch mehr — auch dieser Staub bleibt nicht, wo er hingelegt ward. In Millionen Theile aufgelöst, zerstiebt ihn die Luft, zerstreut ihn ein Zufall, jagt ihn in alle Theile der Welt — er wird die Nahrung der Pflanzen, und wird durch diese wieder die Nahrung tausend lebender Geschöpfe, der Thiere, der Menschen selbst, so daß wir auf eine gewisse Art sagen können: Ein Mensch ist des andern Nahrung. Und welches Auge kann ihm nun weiter nachspüren, ihn aufsuchen und sagen: Das war ehemals ein Mensch! — Heiliger Gott! wo ist die Hoffnung einer Wiederbelebung und Auferweckung unserer Leiber? — Wo die Hoffnung in ein ewiges Leben für den ganzen Menschen? — Es ist bey dir kein Ding unmöglich — aber warum sollten wir es nicht gestehen? — unsern Sinnen

schwin-

schwindelt's, alle Vorstellung wird schwer, und fast weiß man nicht mehr, was man sagen soll. Kurz, sie ist ganz unbegreiflich diese so wichtige Wahrheit — die Vernunft entsetzt sich beynahe darüber.

Und doch ist sie bey aller ihrer Unbegreiflichkeit möglich und wahrscheinlich. Die Vernunft findet doch in der uns überall umgebenden Natur gewisse Spuren, daß unser Leib wieder zum Leben erweckt werden könne. Also nur einen Blick in das Reich der Natur, und die Hoffnung unsrer Auferstehung wird wieder aufleben. Wo unsere Augen nur immer hinsehen, werden sie einen ähnlichen Tod und eine ähnliche Auferweckung gewahr werden. Stirbt nicht die Natur mit jedem Winter? — Wacht sie nicht mit jedem Frühling wieder auf? — Der Landmann streuet seinen Saamen in den Acker, und das Körnchen geht daselbst in Fäulniß über. Kein Zweifel beunruhigt ihn, was aus dem verfaulten Körnchen werde; und nach weniger Zeit erfreut ihn der Anblick seiner Saat. Die Hülse modert, der Keim entfaltet und verändert sich, nur die ihm eigenthümliche Kraft, ein in ihm liegendes Wesen seiner Natur treibt einen bewunderungswürdigen Halm, und dieser Halm trägt eine herrliche Frucht. Hat man von dieser Frucht in der Verwesung des Körnchens auch nur die geringste Spur entdeckt? —

Eine andere Wahrnehmung giebt uns noch mehr Licht und Hoffnung. Haben wir die Hülle voll Staub, das Grab einer todten Raupe nicht schon oft in unsern Händen gehabt? — Mein! was sahen wir wohl da? — Nichts als eine modernde Asche in der Puppe, wie die Asche eines verweseten Leichnams in seinem Sarge. Nun sehet! dieser Staub der vermoderten Raupe bekömmt

kömmt Leben, diese Asche erhält Bewegung, aus ihr entsteht ein neues Geschöpf, und der Frühling zeigt es in aller seiner Herrlichkeit.

Gott und Herr der Natur! sollte ich nicht glauben, daß du auch für mich und meinen zu Asche gewordenen Leib eine mir verborgene Möglichkeit in deiner Allmacht hättest, ihn, auf welche Art es immer sey, einstens wieder zu beleben? — Sollte ich denken, daß du nur an jenem todten Korne, an diesem schlechten Wurme deine Wunder üben wolltest? — Fast alles in der Natur trägt den Saamen seiner künftigen Wiederauflebung und Verschönerung in sich, und entwickelt ihn durch seine Zerstörung; und nur des Menschen Leib, nur dieses herrliche Werk deiner Hände, soll nur für wenige Augenblicke dieses Lebens dienen, und dann ohne weisere Absicht auf immer ohne Nutzen der Verwesung unterworfen seyn? — O allmächtiger und weiser Schöpfer! dieß könnte ich nicht glauben, wenn auch keine weitere Belehrung mir zu Hilfe käme.

Wir müssen uns aber von dieser Sache keine grobe und unschickliche Vorstellung machen. Die heilige Schrift sagt nicht, daß jene zerstäubte Asche unsers Körpers sich wieder aus allen Theilen der Welt vereinigen, daß jene Millionen Theile unsers aufgelößten und durch tausend andere Geschöpfe hindurch gegangenen Leibes dennoch sich wieder sammeln, und eben den nämlichen Körper, der er zuvor war, wieder herstellen sollten. Sie sagt auch nicht, daß eben dasselbe Fleisch, Haut und Gebeine sich so wieder zusammenfügen sollten — nein! dieß sagt die Schrift nicht. Der Apostel erklärt indessen in dem ersten Briefe an die Korinther die ganze Sache ungemein verständlich. Er braucht das schon angeführte Gleichniß.

Das Waitzenkorn, sagt er, kömmt durch des Säers Hand in die Erde — hier stirbt's und weset's, aber nicht um todt zu bleiben, sondern um wieder aufzustehen, um von neuem wieder zu leben. Seine grobe Hülse fault, sein natürliches Wesen aber bleibt, entwickelt sich zum neuen Körper, zur Pflanze, schießt auf zum Halm, blüht und zeigt endlich durch seine Früchte, daß es wirklich derselbe Körper seinem natürlichen Wesen nach sey, der es vorhin, ehe es in die Erde kam, war. (*)

Hier ist das treffendste Bild des richtigen Begriffs von der Auferstehung unserer Leiber. Wie die mehlichten Theile eines Waitzenkorns und die Hülle des Keims nur das unsichtbare, feine Wesen der künftigen Pflanze in sich schließen, nicht aber die Pflanze selbst schon sind; wie dieses alles immerhin vermodern, zu Asche werden und zerstäuben mag: eben so ist es auch mit unsern Leibern und ihren gröbern Theilen. Nicht der Leib selbst und das, woraus er itzt dem äusserlichen nach besteht, und was durch Wachsthum oder Krankheit so viele Veränderungen leidet; sondern jenes Unsichtbare in unsern Leibern, jene wesentlichen Theile, die bey aller Veränderung, welche in uns durch Wachsthum oder Krankheit vorgeht, die nämlichen bleiben, machen, daß wir dieselben Menschen sind; und nur dieses ist es, was eigentlich das Wesen unsers Körpers ausmacht. Warum sollte aber dieses feine Wesen nicht bleiben können, wenn auch die gröbern Theile unsers Leibes ganz verloren gehen? —

Aus diesem subtilen, unverweslichen Wesen entsteht und wächst nach der Lehre Jesu und seiner Jünger jener

(*) 1. Kor. XV. 37.

jener reinere, geistige und vollkommene Leib, jener verklärte Körper, mit dem einst unsre Seele wieder umgeben werden soll. Und doch ists unser Leib, so wie der Halm des Waitzenkörnchens die Pflanze seines Saamens ist. Freylich besitzen wir die tiefe Einsicht nicht, itzt von einem solchen geistigen und verklärten Leibe eine deutliche, anschauende Vorstellung zu machen. Aber es ist schon genug, daß wir uns die Möglichkeit und selbst eine dunkle Vorstellung mit höchster Wahrscheinlichkeit begreiflich zu machen, im Stande sind. Wir schließen sicher, so wie Paulus schloß: Gott kann uns ja einen Leib geben, wie er will, und doch einem jeglichen von dem Saamen, nämlich von den übriggebliebenen, feinen und unsichtbaren Theilchen des verwesenen Körpers seinen eigenen Leib; aber unstreitig einen Leib von viel reinern, verklärtern Theilen, einen Leib, wie ihn unsre Seele in jenen seligen Gegenden zu jenen edlern und geistigern Geschäften brauchen wird.

Von der Möglichkeit der Auferstehung des Fleisches kommen wir in ihre volle Gewißheit durch die Schriften des neuen Bundes. Was keine Menschenvernunft zu begreifen im Stande ist, das lehrt Jesus unter seinem Ansehen und in göttlicher Kraft und Wahrheit. Er macht die Auferstehung unserer Leiber als eine Offenbarung, die er mit aus dem Schooße seines himmlischen Vaters gebracht hat, bekannt. Wie ich lebe, sagt er bey Johannes, so werdet auch ihr leben. (*) Ich aber lebe nach meinem Tode noch — lebe nicht nur dem Geiste, sondern dem Leibe nach noch; und so, wie ich lebe, werdet auch ihr, obschon ihr gestorben seyd, nach euerm

(*) Joh. VI. 58.

Tode leben. Denn ich bin die Auferstehung und das Leben. (*) Ich bin die Urquelle des Lebens; der Vater hat mir Gewalt über Leben und Tod gegeben, wie er sie besitzt; ich bin so allmächtig, als der Vater; ich kann beleben und vom Tode erwecken, wie der Vater. Es wird aber auch die Stunde kommen, da ich alle, die in den Gräbern sind, hervorrufen werde, und alle werden meine Stimme hören, und auferstehen, aber nicht auf gleiche Weise: Diejenigen, die Gutes gethan haben, werden zum Leben, die aber Böses gethan haben, zur Verurtheilung und zu ihrer Verdammniß auferstehen. (**) Hätte Jesus von dieser Glaubenswahrheit deutlicher und mit mehr Gewißheit reden können, als er da geredet hat? —

Die Apostel verkündigten diese Verheißung mit eigener, inniger und ungezweifelter Ueberzeugung in Kraft des Geistes Gottes. Mit welchen triftigen Schlußfolgen beweist nicht Paulus in dem ersten Briefe an die Korinther diese Wahrheit wider diejenigen, welche die Auferstehung unserer Leiber läugneten; weil sie solche für unmöglich hielten! — Man höre nur, wie lebhaft und feurig er in seinen Beweisen fortschreitet.

Nachdem euch aber von Christo geprediget worden ist, daß er von den Todten auferstanden sey, wie kömmts, daß einige von euch sagen: es gebe keine Auferstehung von den Todten? — Giebt es keine Auferstehung von den Todten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unser Predigen vergeblich, und euer Glaube ist's

(*) Joh. XI. 25.
(**) Ebend. V. 23.

ist's auch. So würden auch wir als falsche Zeugen Gottes befunden. Denn wir hätten ein falsches Zeugniß von Gott abgelegt, daß er Christum von Todten aufgeweckt habe, den er aber nicht von Todten aufgeweckt hätte, wenn die Todten nicht wieder auferstünden. Denn wenn die Todten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so steckt ihr noch in euern Sünden, so sind auch diejenigen verloren, die in Christo entschlafen sind: und wir, die wir nur in diesem Leben auf Christum hoffen, sind elender als alle andere Menschen. (*)

Endlich nachdem Paulus in dieser ganzen Schlußreihe gezeigt hatte, wie übel wir mit unsrer Religion daran wären, wenn Jesus nicht von den Todten erstanden, und wir nicht auf gleiche Weise auferstünden: so fährt er in seinem Beweise weiter fort: Nun ist aber Christus von den Todten wahrhaft auferstanden (denn wir sind Augenzeugen davon) Er ist der Erstling unter den Entschlafenen. Der Tod kam durch einen einzigen Menschen, und die Auferstehung kömmt auch durch einen einzigen Menschen. Wie nun alle durch Adam sterben, so werden alle durch Christum wieder lebendig werden. (**) Ihr irret also sehr, meine Korinther! und alle irren mit euch, welche die Auferstehung des Fleisches für unmöglich halten, und nicht daran glauben.

Man sieht aus dieser ganzen Stelle des Apostels, daß er die Auferstehung Jesu zum Grunde der Wiederauflebung unserer Leiber legt. Jene ist daher der beste Beweis für diese. Da aber die Auferstehung Jesu alle

(*) 1. Korinth. XV. 12. u. f. w.
(**) Ebend. XV. 20. u. f. w.

innere und äussere Merkmale der Wahrheit hat, und die Feinde Jesu selbst Zeugniß davon geben; so ist sie ausser allen Zweifel gesetzt, und wir können und müssen daraus urtheilen, daß das, was einmal geschah, auch an andern geschehen könne. Wenn also Christus von den Todten auferstanden ist, wenn er der Erstling der Entschlafenen ist, wenn er und seine Jünger selbst diese seine Auferstehung als den stärksten Beweis unsrer Auferstehung anführt: so sehe ich nicht, wie man diese für Zeit und Ewigkeit so wichtige Glaubenslehre bezweifeln könne.

Beschluß.

Es ist also auch diese Wahrheit entschieden: die todten Leiber der Menschen werden wieder belebt, und der ganze Mensch wird ewig unsterblich seyn. Und da die Seele nach ihrem Hinscheiden ein glückseliges oder unglückseliges Loos treffen wird: so wird auch der Leib an dem einen oder dem andern Theil nehmen. Wohl uns, wenn wir auf Erden so gehandelt haben, daß einst diese Vereinigung der Seele mit dem Leibe zu unsrer ewigen Zufriedenheit ausfallen möge! —

Diese Vereinigung ganz nach unserm Wunsche zu bewirken, müssen wir uns itzt schon bestreben, die Sinnlichkeit der Vernunft, und das Fleisch dem Geiste zu unterwerfen. Bey dieser strengen Ordnung werden wir stets Meister über uns selbst bleiben, und uns keine That erlauben, die dem Fleische schmeichelt, und den Geist betrübt. Am Ende unsers Lebens aber, wenn der Tod Seele und Leib von einander trennt, wird der trostvolle Gedanke uns diese Trennung erleichtern, daß wir Hoffnung haben, nach einer Weile wieder das zu werden, was wir waren, dem Wesen nach zwar der nämliche, aber ewig glückselige Mensch. Amen.

Auf die Himmelfahrt Christi.

Nachdem nun der Herr Jesus mit ihnen geredet hatte, ward er in den Himmel aufgenommen. Mark. XVI. 19.

Eingang.

Die Himmelfahrt Christi ist eine Thatsache, die nur derjenige bezweifeln kann, der alles, was er nicht selbst mit anneht, zu bezweifeln gewöhnt ist, oder der alle ausserordentliche Begebenheiten in der Natur als sachlose Blendungen oder Mährchen zu halten pflegt.

Für die Himmelfahrt Christi haben wir solche Zeugnisse, die kein Mensch, der auch andern redlichen Männern glaubt, in Zweifel ziehen kann. Wir haben die Jünger Jesu selbst zu Zeugen, die bey der ganzen Himmelfahrtsgeschichte sich auf das Zeugniß ihrer Sinne berufen konnten. Nachdem er dieß gesagt hatte, heißt es in der Apostelgeschichte, ward er vor ihren Augen in die Höhe gehoben, und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken. (*) Ja, ihre Ueberzeugung von der Aufnahme Jesu in den Himmel war so stark, daß sie vor Juden und Heiden bezeugten, daß Gott Christum auferwecket, und ihm die Herrlichkeit gegeben habe.

(*) Apostelg. I. 9.

Diese Beweise für die Gewißheit der Himmelfahrt Jesu werden noch dadurch verstärkt, wenn wir die augenscheinlichen Folgen betrachten, welche sie hatte — Folgen, die sich sowohl auf Jesum selbst, als auf seine Jünger und auf den Zustand seiner ganzen Kirche bezogen. Was Jesus seinen Jüngern vorhersagte, wurde unmittelbar nach seiner Aufnahme in den Himmel sichtbar erfüllt: Ich sage euch aber die Wahrheit; es nützt euch, daß ich gehe. Denn gieng ich nicht, so käme der Tröster nicht zu euch; wenn ich aber werde fortgegangen seyn, so werde ich ihn euch schicken. (*) Der heilige Geist mit seinen Gaben kam über die Apostel, und machte sie tüchtig, Zeugen des Evangeliums auf dem Erdboden zu werden. Daher ist alles, was sie bey der Ausbreitung desselben gethan, eine Folge der Himmelfahrt Jesu. Diese herrlichen Folgen nun wollen wir heute näher kennen lernen, und zwar

I. die Folgen in Absicht auf die ersten Stifter der Kirche;

II. die Folgen in Absicht auf die Kirche Jesu selbst.

Erster Theil.

Obschon die Jünger Jesu nicht selbst die Erfinder der christlichen Lehre, und die Stifter der Kirche waren: so können sie doch auch in der Rücksicht als Stifter der Kirche angesehen werden; weil durch sie die Religion in alle damals bekannte Welttheile, in denen noch nicht die geringste Spur des Christenthums vorhanden war, eingeführt wurde. An diesen Stiftern der christlichen Kir-

(*) Joh. XVI. 7.

Kirche offenbarten sich auch die ersten Folgen der Aufnahme Jesu in die Herrlichkeit. Denn 1) fielen alle Vorurtheile hinweg, die sie von Jesu und seinem Reiche hatten, 2) wurden sie tüchtig gemacht, bewährte Zeugen der evangelischen Wahrheit zu werden.

Eine der ersten Folgen der Himmelfahrt Jesu war die Austilgung der Vorurtheile, welche die Jünger von Jesu und seinem Reiche bis auf den letzten Augenblick, da er in den Himmel hinauffuhr, unterhalten hatten. Daß die ganze jüdische Nation einen irdischen König als Messias erwartete — einen König, der alle Monarchen und Fürsten der Welt sich unterjochen, und sein Reich vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne ausdehnen würde — der die Juden von den Bedrückungen der Römer befreyen, und durch Mittheilung glänzender Vorzüge und Rechte sie zu Herren der ganzen Welt machen würde — daß eben dieses Vorurtheil sie verblendete, daß sie Jesum nicht für den Messias erkannten, und ihn als einen Volksverführer kreuzigten — daß dieser Wahn ungeachtet der auffallendsten Zeugnisse, daß der Messias in der Person Jesu schon gekommen, auch heut zu Tage noch unter den Juden herrsche, und das stärkste Hinderniß ihrer Bekehrung ausmache, dieß habe ich euch schon öfters gesagt.

Von diesem Vorurtheile waren die Jünger Jesu nicht minder als die übrigen Juden eingenommen, und es hatte so tief in ihnen gewurzelt, daß der dreyjährige Umgang Jesu mit ihnen, ja selbst sein letztes Schicksal auf Erde es nicht gänzlich ausrotten konnte. Denn selbst am Tage seiner Himmelfahrt fragten sie ihn noch: Herr! wirst du vielleicht itzt das Reich Israels wieder herstellen? (*) Die Frage deutete auf nichts geringers,

(*) Apostelg. I. 6.

als auf ein irdisches Reich, und war ein unläugbarer Beweis ihres noch immer herrschenden Vorurtheils von einem zeitlichen Reiche des Messias.

Allein sobald Jesus zum Himmel gefahren, und seine sichtbare Gegenwart ihnen entzogen war, legten sie gleich jene Vorurtheile ab, daß sogar keine Spur mehr von denselben in ihren Gesinnungen und Handlungen anzutreffen war. Nun glaubten sie endlich, daß sie sich her und her in ihrer Meynung betrogen, und daß der Zweck der Sendung Jesu weit über ihre sinnliche Erwartungen erhaben gewesen sey. Sie wurden ganz davon überzeugt, und erkannten es, daß das Reich, zu dessen Gründung und Ausbreitung er herniedergekommen, nicht ein weltliches, sondern ein Reich des Geistes, ein Reich der Wahrheit und Gottseligkeit sey. Sie sahen es nun ein, wie thöricht sie waren, da sie sich einigemale um die Vorzüge und höchsten Ehrenstellen in dem Reiche des Messias zankten, und ein jeder der erste Minister in diesem Reiche seyn wollte. Itzt klärten sich auf einmal alle geheimnißvolle Stellen der Propheten von dem Messias und seinem Reiche auf, alle Reden, wodurch Jesus sie mehrmalen versicherte, daß er nur durch vieles Leiden in sein Reich eingehen könnte, und daß alle, die zu ihm kommen wollten, durch Kreuze und Widerwärtigkeiten seiner Herrlichkeit theilhaftig werden müßten.

Von diesem Augenblicke an waren sie so weit von irdischen Absichten und Wünschen entfernt, daß sie vielmehr alle Vorurtheile der Juden, die sich auf einen irdischen Messias und ein sinnliches Reich bezogen, nachdrücklichst bekämpften, ganz für ihren Herrn lebten und arbeiteten, für ihn litten und starben, und dieß nur

deß-

deßwegen, damit sie Jesum und sein überirdisches Reich gewinnen möchten.

Freylich wäre diese so schnelle Veränderung bey den Aposteln nicht möglich gewesen, wenn nicht nach wenigen Tagen seiner Himmelfahrt eine andere Begebenheit erfolgt wäre, welche diese Veränderung in ihnen hervorgebracht hätte. Diese Begebenheit war die Sendung des heiligen Geistes — eine der allerwichtigsten und nothwendigsten Folgen der Himmelfahrt Christi. Denn wäre Jesus nicht in den Himmel aufgefahren, so wäre auch die Sendung des heiligen Geistes nicht geschehen: **Wenn ich nicht hingehe**, sagte er ihnen, **so kömmt der Tröster nicht zu euch.** (*) Wäre aber der heilige Geist nicht auf sie herniedergekommen, so würden sie auch keine tüchtige Zeugen der evangelischen Wahrheit geworden seyn. Hiedurch offenbarte Jesus die erste Wirkung seiner göttlichen Kraft, und zeigte, welche herrliche Gaben er für die Menschen empfangen hatte. Darum sagt die Schrift: **Er fuhr in die Höhe, führte seine Gefangenschaft gefangen mit sich d. i. alle, die in der Gefangenschaft der Sünde und des Satans waren, und theilte unter die Menschen seine Gaben aus.** (**)

Diese Gaben sind vorzüglich den Aposteln durch die Sendung des heiligen Geistes zu Theil geworden, um allenthalben ein wahres Zeugniß von Jesu und seiner Lehre ablegen zu können. Waren sie zuvor durch Vorurtheile und Irrthümer verblendete Leute, und sahen nicht weiter, als ihre Sinnlichkeit sie führte: so fielen itzt die Schuppen ihrer Blindheit von den Augen ihres

Gei-

(*) Joh. XVI. 7.
(**) Ephes. IV. 8.

Geistes, und sie schmeckten ganz, was des Geistes ist. War ihnen zuvor die Lehre Jesu ein undurchdringliches Geheimniß, und ihr Glaube tausend Zweifeln unterworfen: so erhielten sie itzt solche Einsichten, daß sie den ganzen Umfang der Religion Jesu deutlich einsahen, und in ihrem Glauben so gestärkt wurden, daß sie nicht nur über alle Zweifel, sondern sogar über alle Marter und Todesarten, die sie ihres Glaubens wegen ausstehen mußten, siegten. Waren sie zuvor schüchterne und mißmüthige Leute, die bey der Gefangennehmung ihres Meisters die Flucht ergriffen, und nach seinem Tode sich aus Furcht vor den Juden in einem Saale verschlossen: so traten sie itzt mit Muth ausgerüstet, öffentlich auf, und verkündigten Jesum den gekreuzigten. Waren zuvor die Wunder Jesu selbst zu schwach, ihnen einen unwandelbaren Glauben an ihn einzuflößen: so ward ihnen itzt die nämliche Wunderkraft mitgetheilt, und sie bestättigten ihre Lehren allenthalben mit Wunderzeichen.

Freunde! lauter Gaben, die den ersten Zeugen des Evangeliums höchst nothwendig waren, um den Saamen des Christenthums mit tausendfachem Nutzen auszustreuen, und die Kirche Jesu zu befruchten. Aber alle diese Gaben wären in dem Schooße Gottes verschlossen geblieben, wenn Jesus nicht in seine Herrlichkeit eingegangen wäre, und sie über die Apostel ausgegossen hätte. Mußte aber dieses nicht ihnen und der ganzen Welt zum Beweise dienen, daß Jesus, welcher der Erde entrückt worden war, im Himmel lebe und herrsche, und forthin für die Aufnahme seiner Religion besorgt sey? —

Zweyter Theil.

Hievon muß jeder nachdenkende Christ lebendig überzeugt werden, wenn er die Veränderungen betrachtet, welche sich unmittelbar nach der Himmelfahrt Jesu in der Kirche Gottes ereignet haben — solche Veränderungen nämlich, welche für die Kirche als die günstigsten Folgen des im Himmel verherrlichten Jesus angesehen werden müssen. Diese Folgen sind sehr bewunderungswürdig 1) in dem ersten Zustande, 2) in dem dermaligen Zustande der Kirche Gottes.

Wenn wir den ersten Zustand der Kirche Gottes betrachten: so zeigen sich die herrlichen Folgen der Himmelfahrt Jesu so augenscheinlich, daß es ein jeder nachdenkender bekennen muß, daß nur der Stifter dieser Kirche selbst bey der Einrichtung derselben seine Hand darinn gehabt habe. Es sollte eine Lehre in Umlauf gebracht werden, wovon der Urheber als der schlechteste Mann nicht nur bey den Juden, sondern auch bey den Heiden bekannt war — als ein Mann, den man aus Verdacht des Aufruhrs und der Verführung zum Tode eines Erzbösewichts verdammt hatte. Die Lehre selbst war allenthalben so verschreut, daß sie den Juden ärgerlich, den Heiden aber thöricht vorkam. Ihr ganzer Inhalt hatte so wenig reitzendes für den sinnlichen Menschen, daß er vielmehr allen Trieben der Sinnlichkeit, Begierden und Leidenschaften den hitzigsten Kampf ankündigte, und daher bey Leuten, wie die Juden und Heiden waren, nicht wohl Beyfall finden konnte.

Die Werkzeuge, deren Jesu zur Ausbreitung seiner Lehre sich bediente, waren Leute vom niedrigen

Pö-

Bayerische Staatsbibliothek München

Pöbel, äusserst arm und dem Scheine nach sehr dumm und einfältig. Sie hatten keine Waffen, kein Kriegsgeschwader, um ihr Ansehen furchtbar und ihre Lehre geltend zu machen. Das einzige Instrument, worauf sie sich verließen, war ihre Zunge, die vom Geiste Gottes regiert wurde. Und gleichwohl that dieses Werkzeug bey Juden und Heiden mehr Wirkung, als wenn sie mit den Waffen in der Hand erschienen wären.

Der erste Versuch, den sie machten, geschah bald nach Jesu Himmelfahrt am Pfingsttage zu Jerusalem; und sie waren so glücklich, auf einmal drey tausend Menschen von den verschiedenen Nationen, die daselbst versammelt waren, zu Christen zu machen. Von Jerusalem giengen sie fort, vertheilten sich in die Welt, und verkündigten nunmehr allen Nationen das Evangelium, und zwar mit so gutem Erfolge, daß unter der kräftigen Mitwirkung Jesu in kurzer Zeit ganze Völkerschaften zum christlichen Glauben gebracht wurden.

Wie, konnte wohl die Majestät des im Himmel lebenden Jesus und die Göttlichkeit seiner Lehre augenscheinlicher dargethan werden, als durch eine so wunderbare Ausbreitung derselben? — Oder wäre es auch nur möglich gewesen, daß ohne seine mitwirkende Kraft in wenigen Jahren die Ausbreitung des Evangeliums einen so schnellen und erwünschten Fortgang hätte haben können? — Welche Hinderniße stießen nicht den Aposteln allenthalben auf, die ihnen ihr Predigtamt um so mehr erschwerten, je eifriger sie sich darinn bewiesen. Tausend Widersprüche von Seite der Juden, Marter und Tod von Seite der Heiden folgten ihnen auf dem Fusse nach. Aber je mehr der Haß gegen sie und ihre Lehre zunahm, desto grösser wurde die Anzahl der Gläubigen. Es wäre

übers

überflüßig zu fragen, woher die Ausbreitung der Religion einen so bewunderungswürdigen Vorschub erhielt. Jedermann sieht hier den Finger Gottes, jedermann den Beystand ihres göttlichen Stifters, jedermann die herrlichen Folgen der Himmelfahrt Jesu in Ansehung des ersten Zustandes der Kirche Jesu.

Und was würde seine Kirche heut zu Tage seyn, was würde aus ihr werden, wenn Jesus der Stifter und Herr derselben nicht im Himmel lebte? — Hat sie wohl heut zu Tage als eine erwachsene Tochter des Himmels weniger Feinde, als sie in ihrer Kindheit hatte? — Gerade itzt leben wir wieder solche Zeiten, wo sie nicht nur heimlich, sondern öffentlich verfolgt wird. In Frankreich war es einige Jahr her ein grosses Staatsverbrechen, das mit dem Schwerdte gerächt wurde, wenn jemand öffentlich sich als ein Glied der Kirche Jesu bekannte. Die öffentlichen Gebäude, die dem gemeinschäftlichen Gottesdienste geweihet waren, wurden entweder verschlossen, oder zum profanen Gebrauche entheiliget. Die treuen Diener der Kirche wurden über die Grenzen gebracht, und ihnen unter Androhung des Todes alle Hoffnung, ihr Vaterland je wieder zu sehen, aus ihrem Busen gerissen.

Und wollte Gott, daß die Kirche Jesu dieses Schicksal nur allein in Frankreich hätte! — Aber leider! droht ihr das nämliche schon in andern Ländern am Rhein, am Po und an der Tyber. Schon ward das Oberhaupt der Kirche gezwungen, seinen ursprünglichen Sitz zu verlassen — jenen Sitz, den der Apostelfürst selbst mit seinem Blute erkauft und eingeweihet hat. Das höchste geistliche Gericht ist zersprengt, seiner ererbten Güter beraubt und dem Bettelstabe ausgesetzt. Und so werden

nach und nach mehrere Verordnungen ans Taglicht treten, wodurch der Kirche Jesu der noch übrige Glanz benommen wird. Man kann schon itzt vieles vorhersehen, mit welchen unseligen Entwürfen die Zukunft schwanger geht. Wir wollen indessen mit bangem Herzen die Dinge erwarten, die da geschehen sollen; aber nichts desto weniger auf Jesum hoffen, der den feierlichen Ausspruch gethan hat, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden.

Und in der That zeigt Jesus mitten in dem Sturme, dem seine Kirche itzt ausgesetzt ist, daß er im Himmel lebt, und für sie sorgt. Ungeachtet seine Kirche so viele heimliche und öffentliche Feinde zählt, so dauert sie doch bis auf diese Stunde fort, und zwar auch da, wo der Katholik nicht sicher ist, blos des Namens wegen verspottet, verfolget und bestrafet zu werden. So groß auch itzt die Zahl der Ungläubigen in einem Reiche ist, das Jahrhunderte hindurch vor Eifer für die Religion glühete: so befinden sich doch auch noch viele Tausende in diesem Reiche, die den Glauben ihrer Väter mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und mit Sehnsucht auf jenen Augenblick warten, der ihnen die frohe Nachricht bringt, daß sie wieder öffentlich Christen seyn dürfen. Mußte auch das höchste Oberhaupt der Kirche, durch die ungerechteste Waffengewalt gezwungen, seinem ursprünglichen Sitze und dem Glanze seiner Staatswürde entsagen: so rührte doch der Stifter seiner Kirche das Herz eines frommen Fürsten, der den achtzigjährigen Greisen Pius in seine Staaten aufnahm, und ihm aus kindlichem Wohlwollen alle die Unterstützung verschaffte, die zur Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten nothwendig war.

Und gesetzt, die Aussichten für die Religion wären wirklich noch schlimmer beschaffen, als sie wirklich sind: so kann doch der redliche Christ sich noch damit trösten, daß der Wahrheit des Evangeliums keine menschliche Anstalten schaden, noch dem, der ein wahrer Christ ist, und bleiben will, seinen Glauben aus dem Herzen reissen können. Jesus ist in dem Himmel und sitzet zur Rechten des Vaters: er ist noch so mächtig, als er war, da er seine Kirche stiftete. Offenbarte er damals seine göttliche Majestät und die Gewalt, die ihm über Himmel und Erde gegeben ist, und durch welche er alle seine Feinde zum Schemmel seiner Füssen legte; so werden auch durch die künftigen Schicksale und Veränderungen, welche seine Kirche bis ans Ende der Welt erfahren wird, die herrlichen Folgen seiner Himmelfahrt offenbar werden. Ja noch mehr wird es die Ewigkeit sichtbar machen, daß der Jesus, welcher ehemals von der Erde zum Himmel aufgenommen worden, der Herr seiner Kirche und der Herzog der Seligkeit ist.

Beschluß.

Auf diesen hin, Freunde, lasset uns unsere Hoffnung setzen, daß er seine Lehre, seine Religion, seine Kirche bis an der Welt Ende bewahren werde! Freylich wird sie noch manchen Sturm aushalten, und vielleicht noch viele ihrer Glieder zum Unglauben übergehen sehen müssen. Aber der Regierer und Beschützer derselben wird forthin über sie wachen, daß sie im Sturme nicht unterliegt, und ihre Feinde sie nicht zu Schanden machen. Sie wird immer dauern, so lange dauern, als Jesus im Himmel zur Rechten seines Vaters sitzen wird. Wie da sein Sitz in Ewigkeit befestiget ist, so wird auch

Bayerische Staatsbibliothek München

der Felse seiner Kirche ewig unerschütterlich bleiben. — Hier zwar wird sie leiden; aber in der Ewigkeit triumphieren.

Wir, die wir die Gnade erlangt haben, Glieder dieser Kirche zu seyn, wollen indessen Gott bitten, daß er uns nicht eben so, wie tausend andere, mit einem Irrthume strafen wolle, der uns von dieser heiligen Gemeinde trennt, und aus dem Schoose seiner Kirche hinauswirft. Beten lasset uns, daß wir dem Aergernisse des Abfalls nicht unterliegen, sondern unserm Glauben getreu bleiben, wenn wir ihn auch mit unserm Blute bewahren müßten! — Aber beten lasset uns auch, daß alle, die gegenwärtig ausser der Kirche auf gefährlichen Irrwegen wandeln, ihren Irrthum erkennen, und zur Kirche Jesu zurückkehren wollen. Amen.

Auf das erste

heilige Pfingstfest.

Da wurden sie alle voll des heiligen Geistes.
Apostelgesch. II. 4.

Eingang.

Wir leben schon einige Jahre her Zeiten, wo der Unglaube besonders sein Wesen treibt und das Verderben des Verstandes und Herzens bey vielen Menschen so hoch steigt, daß es beynahe für Unwissenheit und Dummheit von ihnen gehalten wird, wenn man noch einen Glauben hat. Es ist daher höchst nothwendig, daß der Christ, der noch Glauben hat, sich desto mehr von der Wahrheit der Grundlehren des Christenthums, worauf sein Glaube sich stützt, zu überzeugen suche, je mehr freche und listige Angriffe auf seinen Glauben geschehen. Steht der Grund fest, so steht auch sein Glaube fest; sind die Grundlehren des Christenthums ungezweifelt wahr, so wird der Christ sich über alle Zweifel, über allen Spott und Hohn seiner Feinde hinaussetzen.

Zu den Gründen unsers Glaubens gehört besonders die Wahrheit von der Ausgiessung des heiligen Geistes, welche an dem heutigen Tage über die Apostel erfolgte, und wodurch sie ganz ausserordentliche Gaben vom Himmel empfiengen. Denn sind sie nicht von ihm mit

Kräften und Gaben, die über die Natur des Menschen gehen, ausgerüstet gewesen: so fallen ihre Wunder hinweg, die Göttlichkeit ihrer Lehre wird verdächtig, und wir können uns auf ihre Schriften und Aussprüche nicht verlassen; der Glaube selbst aber, den wir darauf bauen, ist unsicher und ungewiß.

Für unsern Glauben ist es also höchst wichtig, daß wir von der Ausgießung des heiligen Geistes völlige Gewißheit haben: und Gott hat auch dafür gesorgt, daß es uns hierinn an keiner Art der Gewißheit fehlen möchte. Die Veränderungen, welche an ihnen selbst erfolgt sind, und durch die ganze Geschichte der ersten Stiftung des Christenthums als wirklich geschehen, bestättiget werden; und die Wirkungen, welche sie durch ihre Predigt nicht allein bey ihren Zuhörern, sondern auch bey den Christen der folgenden Zeiten bis auf uns hervorgebracht haben, sind unwiderlegliche Beweißgründe, daß sie voll des heiligen Geistes waren. Ich sage demnach: die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel ist gewiß. Dieß beweise ich

I. Aus den Veränderungen, welche an den Aposteln erfolgt sind;

II. Aus den Wirkungen, welche ihre Predigten hervorbrachten.

Erster Theil.

Nicht jede Veränderung, die in dem Menschen vorgeht, ist eine unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes. Der Mensch besitzt selbst gewisse Kräfte, eine Veränderung in sich zu bewirken. Aber was auf eine ganz auffer-

ausserordentliche Weise und plötzlich geschieht, das muß einer höhern Kraft zugeschrieben werden; und so waren die Veränderungen, welche am Pfingstfeste mit den Aposteln vorgiengen, beschaffen. Wir wollen 1) diese Veränderungen kennen lernen, 2) die Wahrheit derselben beweisen.

Wenn wir die Veränderungen, welche sich mit den Aposteln zugetragen haben, recht bemerken: so dürfen wir nur den Zustand, in welchem sie sich vor der Ausgießung des heiligen Geistes befanden, mit jenem vergleichen, in welchen sie nachher versetzt wurden. Zuvor waren sie unwissende und ungelehrte Leute; und nun konnten sie verschiedene Sprachen reden, die man nicht natürlicher Weise in kurzer Zeit erlernen kann, und sie lehrten andere solche wichtige Wahrheiten zum Glauben und zum Wandel, welche größtentheils von jeder menschlichen Vernunft geehret und gebilliget werden müssen. Zuvor verstanden sie die Lehren ihres Meisters selbst nicht einmal recht; und nun konnten sie andere darinn unterrichten, und von der Wahrheit derselben deutlich und gründlich überzeugen. Zuvor war ihr Verstand mit mancherley Vorurtheilen und Irrthümern umnebelt; und nun waren sie auf einmal frey davon, und bestritten sie, und verwahrten andere gegen ähnliche Irrthümer.

Und wer konnte es für wahrscheinlich halten, daß die Männer, welche selbst in Gegenwart ihres Meisters so oft zaghaft waren, und sich gleich nach seinem Tode aus Furcht vor den Juden verschloßen und verbargen, auf einmal öffentlich auftreten, Jesum und seine den Juden verhaßte Lehre zu Jerusalem laut predigen, den Obersten des Volks den grausamen Mord an ihrem un-

schuldigen Meister vorhalten, ihn, den sie gekreuziget hatten, als den von Gott auferweckten Heiland verkündigen, und so viel starken Muth und anhaltendes gesetztes Wesen haben würden, sich weder durch einige Furcht, noch durch feindselige Drohung, weder durch Gefängniß noch Verfolgung, weder durch Leiden noch Tod von ihrer angefangenen Predigt abschrecken zu lassen? — Und doch haben sie diese Standhaftigkeit bewiesen, so sehr sie auch ihrer natürlichen Gemüthsart entgegengesetzt war.

Was sie lehrten, das bestättigten sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit Wundern. Und diese Wunder, die sie bald da bald dort verrichteten, und an deren Wahrheit niemand zweifeln kann, sind so sehr über alle menschliche Kräfte erhaben, daß sie weder zuvor von ihnen verrichtet werden, noch nachher durch das bloße Aussprechen des Namens Jesu geschehen konnten, wenn sie nicht eines ausserordentlichen Beystandes Gottes dazu wären gewürdiget worden. Diese Wirkungen, von denen man zuvor nicht die geringste Spur an ihnen bemerkte, sondern vielmehr das Gegentheil wahrnahm, äusserten sich plötzlich, nachdem der heilige Geist über sie gekommen war. Wo ist aber der Naturforscher, so viel Weisheit er auch besitzen mag, der im Stande ist, in der Natur eine solche Kraft zu entdecken, die eine so plötzliche Veränderung in den Aposteln hätte hervorbringen können? —

Allein so unbescholten auch die heiligen Schriftsteller sind, und so sehr es ihr Vortrag und ihr unsträflicher Wandel zugleich beweiset, daß ihre Erzählung von diesen ausserordentlichen Veränderungen an den Aposteln glaubwürdig sey: so wollen doch die Ungläubigen

bigen ihr Zeugniß in dieser Sache nicht gelten lassen. Wir haben aber ausser ihrem Zeugnisse noch redende Beweise für die Wahrheit der Sache, welche die Geschichte des ersten Christenthums uns selbst darlegt.

Daß die Apostel unwissende, ungelehrte und zur Ausführung grosser Dinge ungeschickte Leute gewesen sind, das gestehen die Ungläubigen gern ein: und ihr Stand, ihr ungekünstelter Vortrag, ihre Unbekanntschaft mit allen Künsten der Ueberredung setzt es ganz ausser Zweifel. Wie haben sie denn also so viel vermögen können, daß ihre Lehre in wenigen Jahren auf einem so ansehnlichen Theil des Erdbodens bekannt, und von einer Menge Menschen angenommen wurde? — Wie haben sie die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen; wie in verschiedenen Gegenden, wo sie die Landessprache nicht einmal verstanden, ihre Lehre verkündigen; wie sich Beyfall erwerben können? — Wodurch gewannen sie die Herzen so vieler Menschen so geschwind, die sich doch nicht so leicht zu strengen Tugendlehren gewinnen lassen? — Hier sind alle Wendungen und Drehungen umsonst; man wird allemal bekennen müssen, daß sie ohne ausserordentliche Mittel nie so schnellen und häufigen Glauben gefunden haben würden, als sie wirklich gefunden haben, und daß Paulus recht haben müsse, wenn er sagt: Was vor der Welt thöricht ist, das hat Gott erwählt, auf daß er die Weisen zu Schanden mache; und was vor der Welt schwach ist, das hat Gott erwählt, die Stärke zu beschämen. Was in der Welt unedel und verachtet ist, und das, was nichts ist, hat Gott erwählet, auf daß er zerstöre, was etwas ist. (*)

(*) 1. Kor. I. 27. u. f. w.

Dieß erhellet noch deutlicher aus der Lehre, die sie geprediget haben. Es ist eine Lehre, welche den irrigen Meynungen der Juden und Heiden entgegen war, den fleischlichen Lüsten gar nicht gefällt, nur geistliche und unsichtbare Güter verheißt, und ihren ersten Verehrern viel Ungemach und Verfolgung verkündigt, einen Herrn und ewigen Wohlthäter in der Person eines Mannes, der von den Juden gekreuzigt worden, darbeut: und eine solche Lehre, welche noch dazu von geringen und verachteten Menschen gepredigt wurde, sollte sich so ausgebreitet haben, als sie sich wirklich in kurzer Zeit ausgebreitet hat, und bey der geringsten Gefahr nicht gleich wieder verlassen worden seyn, wenn sie nicht augenscheinliche Beweise mit sich geführt hätte, welche ohne viele Untersuchung und Nachdenken ihre Wahrheit ausser Zweifel setzten, und alle gegründete Einwendung vernichteten? — Ohne ausserordentliche Beweise wäre die christliche Religion nie in der Welt aufgenommen worden.

Rechnen wir noch hinzu, wie mächtig und geschäftig die Feinde der Apostel waren; wie sehr sich Menschen aus allerley Ständen gegen die neue Lehre erklärten; wie viel zeitlicher Schaden und Gefahr mit Annehmung derselben verknüpft war: so ist es ganz unmöglich, daß ein falsches Vorgeben der Apostel von göttlichen Gaben, die sie nicht gehabt hätten, nicht bald vor Feinden und Freunden wäre zu Schanden geworden; daß die betrogenen Gläubigen nicht bald wieder abgefallen; der Betrug nicht bald entdeckt, der Fortgang des Christenthums gehemmt, und die ganze Lehre in Spott und Verachtung gerathen wäre.

Zweyter Theil.

Schon diese Beweise sollten meines Erachtens hinreichen, die Gewißheit der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel ausser Zweifel zu setzen. Allein um diese Wahrheit recht tief zu gründen, will ich auch noch die Wirkungen anführen, welche die Predigten der Apostel bey ihren Zuhörern hervorbrachten. Diese Wirkungen aber bestanden 1) in den schnellen Bekehrungen der Juden und Heiden; 2) in den Gaben und Kräften, welche die Gläubigen selbst von den Aposteln empfiengen.

Das Evangelium, das von den Aposteln gepredigt ward, ist ein Inbegriff von Lehren, die man nicht so ganz ohne Prüfung annehmen kann; sondern wobey anhaltende und ernstliche Untersuchung nothwendig ist, wenn man von ihrer Wahrheit und Wichtigkeit überzeugt werden soll. Aber wie wenige Christen untersuchen sie heut zu Tage, die doch ihre Wahrheit und Wichtigkeit kennen! — Die Predigten der Apostel waren anfangs für Juden und Heiden eine unbekannte Lehre; was konnte nun diese zur Untersuchung reitzen? — Was konnte den Meisten Lust machen, ihre Untersuchung fortzusetzen? — Wie bald würde ihnen die Lust dazu vergangen seyn? — Wie wenige würden also geglaubt haben, oder im Glauben standhaft geblieben seyn! — Ohne Wunder und ausserordentliche Gaben der Apostel konnten es, so wie die Menschen geartet sind, nur wenige der Mühe werth achten, so viel Nachdenken darauf zu verwenden. Wie viele aber haben sich nicht gleich anfangs zu Christo bekehren lassen, ohne daß sie noch recht gewußt hatten, was eigentlich das Evangelium sey, oder wohin es im Grunde zwecke! —

Gleich die erste Predigt der Apostel, wie wir nicht allein aus der Schrift, sondern auch aus Zeugnissen von Juden und Heiden wissen, wirkte so stark auf die Herzen der Zuhörer, daß sie sich dem tausend nach schnell zum Evangelium gewandt, ohne weitläufige Untersuchung geglaubt sich taufen lassen, und bey vielen Widerwärtigkeiten auf einer so neuen und ungewöhnlichen Lehre standhaft geblieben sind.

Freunde! eine so schnelle, ungeprüfte Annehmung einer Lehre, die man nicht kennt, ist ganz wider die Natur der gewöhnlichen Denkungsart der Menschen. Der Mensch ändert nicht so leicht seine Gesinnungen, wenn er des Gegentheils nicht vollkommen überzeugt ist. Es müssen also Ursachen vorhanden gewesen seyn, die ihre Aufmerksamkeit sehr stark gereizt, augenblickliche Ueberzeugung gewirkt, und sie gegen alle Zweifel und Angriffe, die auf sie und auf die Lehre geschahen, fest und unbeweglich gemacht haben. Diese Ursachen mußten nothwendig ausserordentlich seyn; solche nämlich, dergleichen uns von den Aposteln berichtet werden. Ihre Wunder und Gaben sah man, und erstaunte darüber; man erkannte ihre Göttlichkeit; man konnte also auch an der Wahrheit ihrer Lehren nicht zweifeln; man mußte sie, wenn man redlich handeln wollte, annehmen; und man beharrete darinn, weil man solche Wunder an sich und andern täglich vor Augen sah.

Dazu kamen noch die Gaben und Kräfte, welche die ersten Gläubigen selbst von den Aposteln erhielten. Wollte man es läugnen, daß diese von den Aposteln wunderthätige Gaben empfangen hätten: so müßte man ganz widersinnige Dinge behaupten. Es ist ganz klar, daß sich die Apostel in ihren Schriften oft und zuversichtlich

sichtlich auf die Wunder und Gaben, welche die Gläubigen an ihnen nicht allein gesehen, sondern auch von ihnen empfangen hätten, berufen. Ja noch mehr: sie ermahnen sie, dieselben aufs beste und anständigste zu gebrauchen; sie schreiben ihnen umständliche Regeln zu diesem Gebrauch vor; sie erinnern sie, daß sie nicht von jemand andern, als von ihnen durch die Auflegung ihrer Hände diese göttlichen Kräfte erhalten hätten.

Wie, wenn dieses nicht wahr gewesen wäre, wäre es auf Seite der Apostel nicht der höchste Grad der Unverschämtheit und des Unverstandes gewesen, ihre Schüler weitläufig über den Gebrauch ausserordentlicher Gaben zu belehren, wovon diese doch nie etwas erfahren hätten? — Wäre es nicht ihrem Karakter und dem Karakter eines vernünftigen Menschen ganz zuwider? — Wäre es auf Seite der Gläubigen nicht wahrer Unsinn und gänzliche Entsagung alles gesunden Verstandes gewesen, wenn sie solche handgreifliche Lügen, die durch ihre Erfahrung und ihr Bewußtseyn offenbar widerlegt worden wären, hätten glauben, und einer Lehre, bey welcher überdieß nichts irdisches zu gewinnen; aber viel zu verlieren war, treu bleiben wollen, die mit so thörichtem Betruge durchflochten gewesen wäre. Solche Ungereimtheiten müssen diejenigen behaupten, welche es läugnen wollen, daß die Apostel den Gläubigen die Wunderkräfte mitgetheilt hätten, deren richtigen Gebrauch sie ihnen so dringend empfehlen.

Haben nun die Gläubigen Wunderkräfte besessen, so müssen sie dieselben von den Aposteln empfangen haben. Und woher konnten sie diese haben? — von sich selbst; oder von ihrer Einbildung, die sie nicht allein fähig machte, durch Auflegung der Hände Kranke ge-

und

sund zu machen, und Todte zu erwecken; sondern auch unzählige andere an verschiedenen Orten und Zeiten mit gleichen Kräften begabte? — Man verkenne doch hier nicht muthwillig den Finger Gottes! entweder das ganze Evangelium ist eine ungereimte Erdichtung, die nie von irgend einem Vernünftigen hätte geglaubt werden sollen; oder die ersten Lehrer desselben sind wirklich durch Gottes Geist ausgerüstet worden, es als eine göttliche und annehmungswürdige Lehre, so wie sie gethan haben, in der Welt auszubreiten.

Beschluß.

Wenn es die Zeit erlaubte, könnte man es mit eben dem Grunde aus der wunderbaren Ausbreitung des Evangeliums, aus dem unverrückten Fortgange des Christenthums, und aus seiner ganzen Dauer bis auf unsere Zeiten, folglich aus einer langen Reihe wirklicher Begebenheiten erweisen, daß die Apostel durch den Geist Gottes zur Verkündigung desselben bevollmächtigt und begabt worden.

Wenn ihr aber nur die vorgelegten Gründe mit ernstem Nachdenken beherzigen wollet, meine Freunde; so werdet ihr euch sattsam überzeugen, daß die Lehre der Apostel kein Menschenwort, sondern Gottes Wort sey; und euch im Glauben und Wandel so fest daran halten, daß kein Zweifel und keine Versuchung euch wird abhalten können, das Evangelium als eine Kraft Gottes zu ehren, welches allein euere Seelen selig machen kann und wird. Amen.

Auf das zweyte heilige Pfingstfest.

Das Licht kam in die Welt; die Menschen aber liebten die Finsterniß mehr, als das Licht. Denn ihre Thaten waren bös. Joh. III. 19.

Eingang.

Körperliche Blindheit ist allerdings ein bedaurungswürdiger Zustand, und man sagt nicht umsonst: ein blinder Mann, ein armer Mann. Wie vieler sinnlicher Freuden ist nicht der Blinde beraubt, wie vielen Gefahren ist er nicht ausgesetzt! — Wie viel ließ er sich's kosten, wenn jemand seine Blindheit heilen könnte! — Aber weit bedaurungswürdiger ist die Blindheit des Geistes. Ein blinder Geist fühlt jene erhabenen Freuden nicht, die nur für ihn geeignet sind; er geräth auf die gefährlichsten Irrwege des Heils, und rennt schnur gerade seinem Verderben zu. Sollte ein solcher Mensch nicht froh seyn, wenn Gott ihm einen Lichtstrahl vom Himmel schickte, ihn auf den Weg seines Heils hinführte, und aus dem schaudervollen Abgrunde des Verderbens rettete? —

In einer solchen Geistes Blindheit befand sich die Welt vor der Ankunft des Sohns Gottes. Juden und Heiden waren verblendet und wandelten die Wege des Verderbens. Jesus kam, sie durch sein Evangelium zu er-

erleuchten; allein das Licht kam in die Welt; aber die Menschen liebten die Finsternisse mehr, als das Licht. Irrthümer und Vorurtheile umnebelten sie, und, wie unser Text sagt, ihre böse Thaten machten sie lichtscheu. Daher kam es, daß die Wahrheit des Evangeliums, sie mochte nun von Jesu selbst oder seinen Aposteln geprediget werden, bey ihnen so grossen Widerstand fand, und beynahe unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen war.

Aber auch heut zu Tage sind noch gewisse Hindernisse, die sogar denen, die das Evangelium angenommen haben, im Wege stehen, daß sie von der Wahrheit desselben nicht durchdrungen werden, und bey dem hellesten Lichte blind sind. Hieraus ergiebt sich, daß die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit sowohl bey als nach der Einführung des Christenthums fast unübersteiglichen Hindernissen ausgesetzt war. Diese Hindernisse wollen wir heute untersuchen, und zwar

I. Die Hinderniſſe bey der Einführung des Christenthums;

II. Die Hinderniſſe, welche dem Christenthume itzt noch widerstehen.

Erster Theil.

Wenn bey einer Nation gewisse Irrthümer, Vorurtheile und Sünden herrschen, so muß ihr jede Lehre verhaßt seyn, welche sie bestreitet. Man entschließt sich nur sehr hart einer eingewurzelten Gewohnheit zu entsagen, und das Gegentheil anzunehmen. Dieß sah man bey der Einführung des Christenthums. Jesus und nach

ihm

ihm seine Apostel predigten eine Lehre, die sich weder für den Verstand, noch für das Herz der dortmaligen Zeitgenossen schickte. Der Verstand war von Irrthümern, das Herz von Sündenliebe eingenommen; und dieß waren auch die zwey Haupthinderniße, welche der Einführung des Christenthums widerstrebten; 1) die herrschenden Irrthümer und Vorurtheile, 2) die herrschende Sündenliebe.

Die Juden hatten zwar die wahre Religion; aber sie war eine Schale ohne Kern, ein lauters Zeremoniel für's Auge, nichts rührendes für's Herz, ein Körper ohne Geist. Gott wollte diese Religion abgewürdiget, und an der Stelle des Schattens Licht wissen: er wollte eine Religion haben, in welcher er nicht durch Sinnbilder verehrt, sondern im Geiste und in der Wahrheit angebetet würde. Eine solche Religion brachte Jesus auf die Welt, und eine solche predigten auch seine Apostel.

Wie fremd den Juden, die an lauter Sinnbilder gewöhnt waren, eine solche Religion seyn mußte, kann sich jedermann vorstellen. Die Anhänglichkeit an Opfer und Gebräuche, die nach ihrer Meynung das Wesen ihrer Religion ausmachten, konnte unmöglich mit den Vorschriften Jesu bestehen. Denn diese empfehlen nicht die Zeremonielgesetze, sondern die Reinigkeit des Herzens und Rechtschaffenheit des Wandels, als die Hauptsache der Religion. Wenn der Jude vor dem Eintritte in den Tempel seine Hände wusch; wenn er den Sabbat hielt, auch mit Vernachlässigung der Liebswerke, und den Zehend von allen Früchten gab; wenn er keinen nagelbreit von den Gebräuchen seiner Väter und den possirlichen Vorschriften des Thalmuds abwich: so machte

er

er schon in seinem Herzen Anspruch auf den Ruhm eines Religionseiferers, auf besondere Vorzüge im Reiche des Messias, obschon ihm übrigens weder sein Herz, noch sein Wandel das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes gab.

Zu der Anhänglichkeit an die Zeremonien kam noch ihr Stolz, mit dem sie sich über alle andere Nationen hinaussetzten. Sie glaubten, weil Gott sie sein auserwähltes Volk nannte, und sich ihnen besonders anvertraut hatte, sie wären das einzige Volk in der Welt, das von Gott mit Verheissungen begünstigt zu werden verdiente. Daher verachteten sie jedermann, der nicht Jude war. Wie sollte Jesus und seine Apostel mit ihren Predigten Beyfall finden, da sie die Heiden eben sowohl als die Juden an der Vatersliebe Gottes, an dem Reiche des Messias und an der Seligkeit Theil nehmen ließen; da sie alle Nationen des Erdbodens in eine einzige christliche Familie versammeln, ihnen gleiche Rechte und Güter des Geistes mittheilen, und alle zu Kindern Gottes umschaffen wollten? — Mußte sich nicht ihr Stolz beleidigt finden, daß sie mit denen, die sie als verworfene Menschen verabscheuten, ein Volk Gottes ausmachen, und ihre Brüder werden sollten? — Wie konnten sie dem Evangelium, wodurch alles dieß bewirkt werden sollte, Platz in ihrem Herzen geben? —

Jedoch das allerstärkste Hinderniß, das bey den Juden der Annahme des Christenthums entgegenstund, war der sinnliche Wahn, den sie von dem Messias hatten. Nach ihrer Meynung sollte der Messias ein mächtiger, irdischer König seyn, der ihre Nation zur ersten, reichsten und mächtigsten Nation des Erdbodens erheben würde. Bey dieser fleischlichen Vorstellung war es unmög-

möglich, daß sie an der Lehre Jesu einen Geschmack finden konnten. Wenn sie daher von den Aposteln aufgefordert wurden, in der Person des gekreuzigten Jesu den Messias zu verehren, und von ihm geistliche Güter zu erwarten: so konnte es nicht fehlen; das Evangelium mußte ihnen eine ungereimte Lehre, das darauf gegründete Christenthum eine geschmacklose Religion, ein geistlicher Messias eine sehr gleichgültige Person, die Apostel selbst elende und betrogene Menschen seyn, deren Lehre keinen Glauben verdiente; weil sie nichts als ärgerliches Zeug für sie enthielt.

Nicht geringer waren die Hindernisse, welche die Heiden dem Christenthume entgegenstellten. Die Blindheit in der Religion war bey dem gemeinen Volke so groß, daß es auf den schändlichsten Götzendienst verfallen war. Sie verehrte beynahe eben so viele Götter, als es Schicksale auf der Welt und Leidenschaften in dem Menschen giebt. Dieses veranlassete sie zu thörichsten und lächerlichsten Vorstellungen ihrer Gottheiten, wovon man heut zu Tage noch hier und dort die scheußlichsten Ueberbleibsel sehen kann. Weil nun ihre Gottheiten Sinnbilder ihrer Leidenschaften waren, so verehrten sie selbe auch auf eine leidenschaftliche Weise, und trieben vor ihren Altären Laster, die nur in den Augen der verwilderten Menschheit gang und gäbe seyn konnten. Daß sie dachten, das wußten sie; aber das in ihnen denkende Wesen, die Vortrefflichkeit der menschlichen Seele kannten sie nicht; noch weniger glaubten sie, daß sie von einem unsterblichen Geiste beseelet wären.

Niemand wußte daher seine Begierden über die Grenzen des Gegenwärtigen und Sinnlichen zu erheben. Die Klügern unter ihnen erkannten zwar das Ungegrün-

gründete und Unvernünftige des Aberglaubens; aber sie begünstigten ihn dennoch, weil er einmal in die bürgerliche Verfassung des Staats verwebt war, und nicht wohl ausgetilget werden konnte, ohne in dem Staate selbst eine Reform vorzunehmen. Uebrigens waren auch die Klügsten unter ihnen größtentheils Menschen ohne alle Religion, denen die Tugend nur ein leerer Name war.

Bey einer so allgemeinen Blindheit des menschlichen Verstandes war es nicht anders möglich, als daß das Licht des Evangeliums nur sehr hart durchdringen konnte. Und wäre die evangelische Lehre nur bloßes Menschenwerk gewesen, so hätte der Saame des Christenthums niemals Wurzel fassen können. Aber weil sie das Werk eines Gottes war, so bahnte sie sich aller Hindernisse ungeachtet dennoch einen Weg in die Welt. Durch die Predigt des Evangeliums wurde in kurzer Zeit eine gänzliche Veränderung in der Denkungsart vieler Juden und Heiden hervorgebracht.

Was die Weisesten und Verständigsten aller Zeiten zur Ausrottung allgemein herrschender Irrthümer und Vorurtheile vergeblich versucht haben, das gelang armen Fischern durch die Predigt von dem gekreuzigten Jesu. Ein beträchtlicher Theil des jüdischen Volks, elbst Vornehme und Gelehrte, entsagten ihrem Irrthume, und schämten sich nicht, sich öffentlich zum Christenthume zu bekennen. Noch herrlicher und ausgebreiteter war der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, da innerhalb dreyßig Jahren der Zuwachs an Gläubigen in Asien und Europa sehr ansehnlich ward. Wer sieht hier nicht den Finger Gottes? —

Allein die Irrthümer und Vorurtheile waren es nicht allein, welche die Einführung des Christenthums so sehr erschwerten. Auch die Laster der dortmaligen Zeit hielten den Lauf des Evangeliums auf. Denn unser Text sagt ausdrücklich: Die Menschen liebten die Finsternisse mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Ihre Vorurtheile waren ihnen um so angenehmer, je ruhiger sie dabey ihre Laster ausüben, und ihre Lüste befriedigen konnten.

Dieß ist aber auch der allgemeinste und gröbste Fehler der Menschen, welche gewissen Lieblingssünden ergeben sind, daß sie alle Aufklärung des Verstandes verabscheuen, wodurch sie in die Erkenntniß ihrer Laster kommen, und von ihrem Gewissen zur Besserung angetrieben werden könnten. So lange sie nicht überzeugt sind, daß ihre Handlungen sündlich: so leiden sie dabey keine Gewissensbisse, oder können wenigstens das Gewissen leichter zum Schweigen bringen, wenn es sich gähling wider sie empören sollte: und hiemit bleiben sie immer in der ungestörten Ruhe ihrer Lieblingssünden. Daher ist ihnen auch jede Lehre verhaßt, welche ihnen sagt: dieses oder jenes ist Sünde. Denn dadurch wird ihr Gewissen in Unruhe versetzt, und sie können nicht mehr so frey sündigen, wie zuvor.

Was nun das Verderben der Sitten unter Juden und Heiden betraf: so war dieß aufs äusserste gekommen. Die Juden hatten zwar die herrlichsten Vorschriften, durch welche sie tugendhaft werden konnten. Aber sie schränkten dieselben ein, oder dehnten sie aus, je nachdem ihr sinnlicher Trieb durch das eine oder das andere Nahrung fand. Sie bekümmerten sich wenig um die Reinigkeit des Herzens; sondern wenn bey Ver-

richtung einer gottesdienstlichen Handlung ihre Hände rein waren, so war dieß schon genug; ihr Herz mochte so schmutzig seyn, als es wollte. Sie hielten sich äusserlich an den Buchstaben des Gesetzes; in ihren Herzen aber nährten sie bösen Argwohn, tödtliche Feindschaften, ewigen Haß, Heucheley und Unglauben. Sie waren, wie Christus sagte, abgeweisten Gräbern gleich, die von aussen den Menschen schön zu seyn scheinen, inwendig aber voll Todtenknochen und Unflats sind. Sie seigten die Mücken durch, und verschlungen Kamele (*) d. i. aus Kleinigkeiten machten sie sich ein Gewissen, und aus den gröbsten Verbrechen machten sie sich nichts.

Noch grösser und allgemeiner war das Sittenverderbniß unter den Heiden. Paulus macht uns in dem Briefe an die Römer von dem moralischen Zustande der dortmaligen Welt folgende Schilderung: Gleichwie sie sich nicht bestrebten, eine Erkenntniß von Gott zu haben, so überlieferte sie Gott ihrem verkehrten Sinne, daß sie thaten, was sich nicht gebührt. Sie wurden voll von aller Ungerechtigkeit, Bosheit, Hurerey, Geiz, Ruchlosigkeit, Neid, Mord, Zanksucht, Argliist, Betrug. Ohrenbläser wurden sie, Verleumder, Feinde Gottes, Lästerer, stolz, aufgeblasen, Erfinder des Bösen, den Aeltern ungehorsam, Thoren, unbändige, treulose, unbarmherzige Leute. (**) Diese Schilderung stimmt mit der Beschreibung der heidnischen Schriftsteller genau überein; und es ist nichts darinn vergessen, das nicht jeden Zug ihrer Sittenlosigkeit getreu bezeichnet. Der grosse Haufe war

(*) Matth. XXIII. 27.
(**) Röm. I. 27. u. f. w.

war einer Denkart ergeben, die ihren Lüsten schmeichelte, und alle Laster begünstigte. Die Klügsten unter ihnen waren in ihrem dichten Nebel, und in ihrer Weisheit zu Narren geworden. Mit ihrer Sittenlehre konnten alle Ausschweifungen der Begierden und Leidenschaften bestehen. Die Tugenden, welche sie ausübten, entstanden nicht aus innerm Gefühle der Rechtmässigkeit, sondern aus Eigennützigkeit und Ehrbegierde.

Bey einem so allgemeinen Sittenverderbniß und einer durchaus herrschenden Sündenliebe war es kein Wunder, daß die evangelische Lehre so grossen Widerstand fand. Oder sollte sich ihr verblendeter Verstand und ihr verkehrtes Herz nicht gegen eine Lehre empören, in welcher es eine Hauptforderung ist, daß der Mensch allem ungöttlichen Wesen entsagen, und züchtig, gerecht und gottselig leben soll? — Desto bewunderungswürdiger ist es also, daß durch das Evangelium auch dieser Umstand überwunden wurde. Durch dasselbe erlangten die Menschen nicht nur reinere Kenntniß und bessere Ueberzeugungen von dem, was recht und gut ist; sondern sie wurden von der Finsterniß zum Licht, von dem Laster zur Tugend, von der Hölle zum Himmel geführt. Wie wäre aber dieß möglich gewesen, wenn nicht Gott und sein Geist mit den Aposteln gewirkt hätte? —

Beschluß.

So groß also die Hindernisse waren, die der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit entgegen stunden: so waren sie doch nicht stark genug, die Ausbreitung derselben zu hindern. Trotz aller Blindheit des Verstan-

des, Trotz aller Bosheit des Herzens setzte Gott sein Werk durch, und gründete das Christenthum auf einen Felsen, den sogar die Hölle nicht überwältigen kann. Irrthümer und Vorurtheile mußten weichen, und die Sündenliebe, so sehr sie sich der Tugend widersetzte, mußte ihr doch in unzähligen Herzen Platz machen.

O möchten wir doch unsre Glückseligkeit recht erkennen und schätzen lernen, daß wir schon im Schooße des Christenthums geboren, und mit allen den heiligen Begriffen der Religion und Tugend aufgewachsen sind, die den Juden und Heiden so hart beyzubringen waren! — Vielleicht wären wir eben so hartnäckig auf dem nämlichen Unglauben und Lastern bestanden, wenn wir zu Jesu und Apostelzeiten gelebt hätten, als wir itzt auf der wahren Religion und Tugend bestehen.

Bewahren wir daher nur immerhin das Licht unsers Glaubens, womit Gott uns ohne unser Zuthun erleuchtet hat! bewahren und nähren wir die richtigen Begriffe der Tugend und Religion, mit denen unsere Aeltern, Lehrer und Seelsorger unsre Jugend ausgerüstet haben! — Lassen wir stets den Geist Gottes in uns wirken, den wir durch das Evangelium erhalten haben, und beseitigen wir alles, was seine heiligen Wirkungen in uns hindern könnte! Aber leider! sind selbst in unsern Tagen noch viele Hindernisse, die man der Erkenntniß des Evangeliums entgegensetzt, wovon ich künftigen Sonntage weitläufiger handeln werde.

Auf das Fest der heiligsten Dreyfaltigkeit.

Zweyter Theil.

Das Licht kam in die Welt, aber die Menschen liebten die Finsternisse mehr, als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Matth. III. 19.

Eingang.

Christus sendet in dem heutigen Evangelium seine Jünger als seine Gewaltträger und Bevollmächtigte, zu predigen und zu lehren, nicht nur die Juden, sondern auch die Heiden und alle Völker, wie sie immer heißen mögen. Durch sie sollte es in der Welt Licht, und die irrigen Meynungen von Gott, seiner Verehrung und der Tugend getilget werden. Der Jude sollte durch ihren Unterricht Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten lernen, der Heid von dem Daseyn und den Eigenschaften eines höchsten Wesens, von der ächten Verehrungsweise desselben, von dem Werthe der wahren Tugend, von seiner gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung überzeugt, und vom Götzendienste zur Religion Jesu geleitet werden.

Allein, wie ihr schon in dem ersten Theile meiner Pfingstrede gehört habt, das Licht kam in die Welt, aber die Menschen liebten die Finsternisse mehr, als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Allgemein ausgebreitete Irrthümer und herrschende Sündenliebe waren Hindernisse, die dem Eindrucke des Evangeliums mächtig widerstanden. Aber des hartnäckigsten Widerstandes ungeachtet drang es doch durch alle Irrthümer, Vorurtheile und Sünden, und verbreitete sich so, daß Gott nun in der ganzen Welt wahre Anbeter zählt.

Freylich giebt es auch unter diesen eine Menge, die nicht immer im Geiste und in der Wahrheit anbeten, eine Menge, die zwar äusserlich von dem Lichte des Evangeliums überstrahlt werden, aber dem Lichtstrahle solche Hindernisse entgegensetzen, daß er unmöglich in das Innerste ihres Herzens dringen kann. Nichts zu melden von der Sündenliebe, die heut zu Tage noch eben so herrschend ist, als sie es bey der Einführung des Christenthums war, und bey einer grossen Anzahl Christen die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit und die heilsamen Wirkungen des Christenthums hindert, giebt es noch viele andere Hindernisse, welche eben so schädlich, als Irrthum und Laster und unserm dermaligen Zeitalter besonders eigen sind. Die vornehmsten hievon sind folgende: 1) eingebildete Weisheit, 2) neugieriger Vorwitz, 3) eingewurzelte Vorurtheile.

Seitdem die Philosophie im Reiche der Wissenschaften Alleinherscherinn geworden ist, seitdem alle Genie wetteifern, ihr die gefälligsten Frohndienste zu thun, seitdem ein jeder Kopf, er stehe gleich auf dem Rumpfe eines Mannes oder Weibes, philosophirt, und sich weise zu seyn dünkt; weil er ein paar philosophische Machtsprüche

sprüche herzusagen weiß: so ist beynahe keine einzige Schriftstelle mehr, die man nicht für widersinnig und thöricht hält. Aber es ist auch wohl nicht anders möglich. Das Evangelium ist nur so ganz einfach und ohne rednerischen Schmuck niedergeschrieben, woran derjenige kein Wohlgefallen haben kann, der sich selbst weise zu seyn dünkt, und dem alles übrige, was nicht mit seiner vermeinten Weisheit übereinkömmt, verächtlich seyn muß. Oder wie soll ein solcher Mensch das Göttliche der Lehre Jesu erkennen und empfinden, der mit stolzem und gegen die Wahrheit eingenommenem Gemüth die Schrift liest, oder die Vorträge der Religion anhört? — An so vielen Hunderten, welche in unsern Tagen so gleichgültig gegen das Evangelium sind, bestätigt sich der Ausspruch des Apostels: **Das Wissen blähet auf.** (*)

Sehen wir nicht, daß Viele von denen, die sich auf ihre Weisheit so viel einbilden, alles hochschätzen und erheben, was irgend ein Weiser des Alterthums gesagt, hingegen das, was Jesus oder Paulus sagt, verachten und darüber spotten? — Das Wissen blähet auf. Sehen wir es nicht an den spitzfindigen Religionsfragen, welche so viele eingebildete Weise unsers Zeitalters aufwerfen, an der Dreustigkeit, mit welcher sie sprechen und entscheiden, an den Einwürfen, womit sie schwache Gemüther zu verwirren suchen, welche Einbildung sie von ihrem Verstande haben? — Das Wissen blähet auf. Sehen wir es nicht, daß solche Menschen sich den gottesdienstlichen Versammlungen entziehen, in welchen ihnen nur alte Glaubens- und Sittenwahrheiten vorgetragen werden, welche sie ihrer Meynung

(*) 1. Kor. VIII. 1.

nach besser wissen und verstehen, als der Prediger es ihnen sagen kann. So bläht das Wissen auf, daß Wahrheiten zum Eckel werden, die dem Geiste durch öftere Wiederholung neues Licht, neue Kraft, neues Leben geben sollten. Nein! göttliche Weisheit kömmt nicht in die Seele, die vom stolzen Eigendünkel beherrscht wird: nur da kann die Wahrheit ihre Kraft haben, wo sie mit demüthiger Ehrbegierde angenommn wird.

Mit der eingebildeten Weisheit ist auch neugieriger Vorwitz verbunden; und dieser ist das zweyte Hinderniß der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit. Viele — gar viele Christen giebt es, die aus der Religion nur eine Nahrung für ihre Eitelkeit, nicht aber für ihren Geist machen. Einen Beweis hievon geben uns die verschiedenen Religions-Blätter, die einige Jahre her unser deutsches Vaterland überschwemmten. Und in wem besteht das Nützliche für uns, das sie enthalten? — Größtentheils beschäftigen sich ihre Verehrer nur mit solchen Gegenständen, die zur Seligkeit wenig oder gar nichts nützen. Sie werfen Fragen auf, die sie entweder gar nicht oder elend genug beantworten; Zweifel, die wegen der Erhabenheit des bezweifelten Gegenstandes theils unauflöslich sind, theils den Weg zu neuen Zweifeln bahnen.

Statt aus dem Unterricht der heiligen Schrift den Weg zur Seligkeit zu zeigen, geben sie sich mit Nebendingen ab, erklären gewisse Schrifttexte für ächt, andere für unächt, ohne daß das eine oder das andere zum Nutzen unsrer Seele etwas beyträgt. Statt sich oft und angelegentlich die Frage vorzulegen: was muß ich thun, daß ich recht glaube, christlich lebe, und selig sterbe? wagen sie sich an hohe und zum Theil unauf-

löslichc

löfliche Geheimnisse des Glaubens, und zerbrechen sich die Köpfe über tausend Gegenstände, worüber man leichter wahnsinnig werden, als sie ergründen kann. Statt bey dem wahren und einfältigen Inhalt des Evangeliums zu beharren, und sich selbst in der Erkenntniß immer mehr zu befestigen, überlassen sie sich der Neigung, jede kühne Behauptung, jede neue oder neu scheinende Meynung, jeden von der gemeinen Lehrart abweichenden Gedanken ohne Prüfung anzunehmen, und kühn in die Welt hinaus zu schreiben.

Wie bedaurungswürdig sind diese Menschen! — Ihr Herz gewinnt durch ihren neugierigen Vorwitz nicht nur allein nichts; sondern verliert unendlich viel dadurch. Denn sie kommen nie zur Festigkeit des Herzens, die doch ein köstlich Ding ist; sondern sie lassen sich von jedem Wind der Lehre hin und her wiegen. Nie bringen sie es in ihrer Religionskenntniß so weit, daß sie sagen können: ich weiß, was ich glaube, ich bin gewiß von dem, was ich für wahr erkannt habe. Nie kann die Religion für sie eine Herzensangelegenheit werden, und sie sind unfähig, das Göttliche, Erhabene und Tröstliche derselben zu empfinden. Ja ihre vorwitzige Neugier setzt sie der Gefahr aus, zu manchen Irrthümern in der Religion verleitet zu werden.

Oder glaubt ihr wohl, daß Gottes Erdboden mit so vielen und verschiedenen Religionswidrigen Sekten überschwemmt worden wäre, wenn nicht vorwitzige Neugier eine so reichhaltige Quelle der Irrlehren wäre? — Alle irrige Religionsmeynungen sind aus diesem Vorwitze entstanden, haben sich verbreitet, und die Herzen der Menschen bethört. Zuerst grübelten die Sektirer nur in gleichgültigen Gegenständen der Religion herum,

und

und waren weit entfernt, einen Fundamentalartikel des Glaubens anzugreifen. Aber weil der Vorwitz eine unersättliche Leidenschaft ist: so wurden sie von Nebendingen der Religion stuffenweise zur Prüfung wesentlicher Glaubenssätze verleitet.

Durch diese Prüfung entstanden in ihnen Zweifel; und weil es ihr Stolz nicht zuließ, ihre Zweifel, die sie sich nicht auflösen konnten, einer höhern und unfehlbaren Einsicht und Entscheidung der Kirche zu unterwerfen: so grübelten sie so lange fort, bis sie endlich wahre Irrthümer herausgrübelten, auf denen ihr Eigensinn beharrete, und sich bestrebte, Anhänger ihrer religionswidrigen Meynungen zu bekommen. Daher entstanden die Sekten: neugieriger Vorwitz in Religionssachen hat sie erzeugt, erzeugt sie heute noch, und wird sie immer erzeugen.

Das dritte Hinderniß der Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten sind die eingewurzelten Vorurtheile. Diese waren Ursache daran, daß die Juden in der Person Jesu den ihnen von Gott zugesandten Messias nicht erkannten, und weder durch seine Lehre noch durch seine Wunder von der Göttlichkeit seiner Person und von seiner wahren Bestimmung überzeugt werden konnten. Denn die Begriffe, die sie sich von dem Messias und seinem Reiche machten, stimmten mit der Person Jesu und mit der Stiftung eines geistlichen Reichs nicht überein: und weil sie mit solchen irrigen Begriffen aufgewachsen waren, so hiengen sie ihnen viel zu fest an, als daß Jesus und seine Apostel sie davon hätten abführen können. Sie waren nun einmal in ihnen gewurzelt, und hiemit waren sie auch untüchtig, die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen.

So

So viel Gewalt haben vorgefaßte Meynungen auch heut zu Tage noch über das menschliche Herz. Ein Mensch, der sich von Vorurtheilen beherrschen läßt, ist nicht im Stande, die Wahrheit einzusehen, wenn sie auch noch so vernünftig, deutlich und wichtig ist. Hievon kann sich ein jeder von sich selbst überzeugen. Es soll eine irrige Meynung über was immer für eine Wahrheit in ihm eingewurzelt seyn; wie viel kostet es nicht, ihm dieselbe zu benehmen, und ihn des Gegentheils zu überzeugen? — Verblendet durch seine Lüste und Leidenschaften, dünkt ihm der Irrweg, auf dem er wandelt, der richtige Weg, und die Erkenntniß, die er zu haben glaubt, die einzige wahre und gegründete zu seyn. Daher widersetzt er sich jeder Belehrung und Ueberzeugung, die man ihm beybringen will; wenigst neigt er sich immer auf diejenige Seite, welche seinen Vorurtheilen gemäß ist, wenn auch noch so starke Gründe auf der andern Seite liegen.

Ist es denn zu verwundern, wenn solche Menschen immer mehr von der Wahrheit entfernt bleiben; und je länger sie ihre Vorurtheile unterhalten, desto leichter zum Unglauben und Aberglauben verführt werden? — Von diesen vorgefaßten Meynungen sind her und her alle Zwistigkeiten in Religionssachen entstanden, die aber so lange nicht werden beygelegt werden, bis nicht Gott ein Wunder der Erleuchtung an den verblendeten Gegnern thut, und sie von der Wahrheit so überzeugt, daß sie es gleichsam mit Händen greifen, wie unvernünftig sie auf ihren Vorurtheilen beharren. Denn mag es seyn, daß die durch Vorurtheile irregeführten Schaafe zurückkehren, und noch auf Erde nur ein Hirt und ein Schafstall werde; denn mag es seyn, daß in der Kirche Gottes nur ein einziger Leib aus lauter hei-

ligen

ligen Gliedern besteht, wenn es sich ein jeder Christ angelegen seyn läßt, seinen Verstand von jenen schädlichen Vorurtheilen zu reinigen, die seine bösen Neigungen, Begierden und Leidenschaften begünstigen, und ihn zu manchen sündlichen Handlungen fälschlich berechtigen.

Beschluß.

Freunde! suchen wir doch keine andere Weisheit, als jene, welche Paulus empfiehlt, nämlich Jesum Christum den Gekreuzigten — seyn wir weise, aber weise zu unserm Heile. Alle andere Weisheit, die nicht dahin geordnet ist, hilft nichts zur Seligkeit. Entledigen wir uns der Vorurtheile, die uns das Evangelium so geschmacklos vorstellen, und in der Ausübung des Christenthums uns so lau und träge machen. Begreifen wir jene Wahrheiten, welche so allerbest für uns gemeint sind, und unsern Geist mit Heilskenntnissen erfüllen; welche uns nicht auf Irrwege führen, sondern uns den geraden Weg zur Tugend und von der Tugend zum Himmel zeigen. Hüten wir uns vor neugierigem Vorwitz, damit wir nicht eben so, wie viele andere, in unsrer Religion irre gemacht, und auf Wege geleitet werden, die zum Unglauben führen. Halten wir uns vielmehr an die Lehre, welche die Apostel in der Welt verbreitet, und die wahre Kirche Jesu uns zur Richtschnur unsers Glaubens und Wandels vorschreibt! lassen wir uns jede Neuerung in Religionssachen verdächtig seyn, wenn sie ihren Grund nicht in der allgemeinen Lehre der Kirche hat! Und wenn man uns tausendmal sagt: Dort ist Christus, so glauben wir es nicht! Amen.

Auf

Auf das heilige Fronleichnamsfest.

So oft, als ihr dieses Brod essen, und den Kelch trinken werdet, werdet ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis er kömmt. 1. Korinth. XI. 26.

Eingang.

In diesen Worten unsers Textes ist der Zweck enthalten, den wir uns bey dem Genusse des heiligen Abendmahls vorstellen sollen. Wir sollen uns nämlich dabey des Leidens und Todes Jesu erinnern, und denselben jederzeit vor Augen haben, so oft wir zum Tische des Herrn gehen, bis zum Ende der Welt, da er kommen wird, die Lebendigen und die Todten zu richten.

Die Handlung ist sehr heilig, und fordert von uns Andacht und Ehrfurcht. Aber viele Christen gehen mit rohem und unbereitetem Herzen zu diesem Geheimnisse hin; ohne es zu bedenken, was sie Jesu bey dieser heiligen Handlung schuldig sind, noch welchen Segen sie selbst durch den Genuß desselben einerndten sollen. Ohne Eifer, ohne fromme Rührungen, ohne brünstigen Dank genießen sie das Fleisch und Blut Jesu blos aus Gewohnheit oder Heucheley. Sie fühlen die Freude nicht, die sie fühlen sollten, wenn sie sich erinnerten, daß dieses

ses Mahl das Gedächtniß ihrer Versöhnung mit Gott und das Unterpfand ihrer Seligkeit sey.

Diese Mängel rühren größtentheils daher, daß sie sich fälschlich einbilden, das heilige Abendmahl wirke in ihnen auf eine unbekannte, und wenn ich so sagen darf, fleischliche Weise, ohne ihr Wissen und Nachdenken: sie glauben, wenn sie nur den Leib Jesu essen, und allenfalls einige Gemüthsbewegung dabey empfinden, so werden die Früchte davon schon von selbst erfolgen. Sie bedenken nicht, daß keine Religionshandlung unsrer Seele heilsam seyn könne, wenn unsre Aufmerksamkeit nicht auf den Zweck gerichtet ist, wozu sie von Gott verordnet worden: sie erwägen es nicht, daß das heilige Abendmahl zum Gedächtniß des Todes Jesu von uns genossen werden soll, daß wir bey dem Genuß desselben den Tod Jesu verkündigen sollen, bis daß er kömmt.

Dieß ist also der grosse Zweck dieser feyerlichen Handlung: haben wir ihn vor Augen, suchen wir ihn zu erreichen, so werden wir auch die Gesinnungen gegen unsern Heiland erlangen, und zu den frommen Empfindungen erweckt werden, welche der jedesmalige Genuß desselben in uns erzeugen, und durch welche er eben unsern Glauben stärken, und unsre Hoffnung auf die Seligkeit befestigen soll. Der Tod Jesu ist also der Zweck des heiligen Abendmahls. Dieses Gedächtniß zu erneuern erfordert

I. Die Pflicht gegen Jesum,

II. Der Nutzen und Segen für unsre Seele.

Erster Theil.

Jesus befiehlt uns, daß wir zu seinem Tische gehen sollen; und das sollen wir thun zu seinem Gedächtnisse, oder wie es Paulus erklärt, seinen Tod zu verkündigen. Es ist daher eine Hauptsache bey dem Genusse des heiligen Abendmahls, wenn wir es nach Jesu Absicht genießen wollen, daß wir an seinen Tod gedenken, und ihn bekannt machen, oder öffentlich bekennen, er werde auch von uns als eine theure und heilsame Wahrheit geglaubt und angenommen. Und zwar aus Pflicht gegen Jesum 1) zur Bezeugung unsrer Dankbarkeit für seinen Tod, 2) zum Bekenntniß, daß wir durch seinen Tod sein Eigenthum geworden sind.

Der Sohn Gottes stieg vom Himmel herab, legte seine ganze Herrlichkeit ab, nahm die Gestalt eines Knechtes an, ward andern Menschen gleich, demüthigte sich selbst, und gehorsamte bis in den Tod, und zwar in den Tod des Kreuzes. (*) Er, der Freude hätte haben können, hat um unsertwillen Schmach und Tod nicht geachtet, ließ sich willig ohne Widerrede, wie ein Lamm, zur Schlachtbank führen, und opferte sein Leben für unser und der ganzen Welt Heil. Sein Tod hat uns wieder zum Leben erweckt, das wir durch die Sünde verlohren hatten; er hat den Himmel wieder aufgeschlossen, und uns den Besitz unsers Erbes versichert, aus dem uns die Sünde geworfen hatte. Er war das Lösegeld für unsere Sünden, und das Versöhnungsopfer des erzörnten Vaters über seine verworfenen Kinder. Durch ihn sind wir selig, da wir ohne ihn ewig unglückselig geworden wären.

Diese

(*) Philipp. II. 6.

Diese Erinnerung soll uns jederzeit zu seinem Tische begleiten: wir sollen bey dem Genusse desselben die Grösse seiner Leiden und seinen schmerzenvollen Tod zu Herzen nehmen; wir sollen es recht bedenken, wie viel Liebe er dadurch gegen uns bewiesen, wie viel Elend er dadurch von uns abgewandt, wie viel Trost und Hoffnung er uns dadurch zuwegegebracht. Diese Liebe verdienet unsern Dank. Nun sollte zwar unsre Dankbarkeit immer in uns herrschen; weil wir aber unter irdischen Verrichtungen die Wohlthaten Jesu leicht aus den Gedanken verlieren: so soll uns diese heilige Handlung gleichsam zu Jesu zurückrufen, um seine Liebe aufs neue zu beherzigen, unsre Dankbarkeit gegen ihn aufs neue zu beleben, und die Liebe, die wir zu ihm gefaßt haben, mit neuer Kraft zu beseelen.

Wie ehrwürdig müssen diese Vorstellungen Jesum in unsern Augen machen! welche heilige Empfindungen müssen dadurch in uns rege gemacht werden — Empfindungen des festesten Vertrauens auf ihn, und des eifrigsten Gehorsams gegen sein Wort! — Wenn wir bedenken, daß er nur deßwegen für alle gestorben ist, auf daß diejenigen, die da leben, hinfort nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben, und auferstanden ist: (*) so hat er ja die Wahrheit seiner Vorschriften, die er uns hinterlassen, durch seinen Tod versiegelt; so kann es uns nicht fehlen, wenn wir unsern Wandel darnach einrichten, daß wir einst gewiß zu ihm kommen, und seiner Herrlichkeit theilhaftig werden. So, meine Freunde! wird durch das Andenken des Todes Jesu unser Glaube gestärkt, und unsre Hoffnung genährt, und wir werden aus Liebe

zu

(*) 2. Korinth. V. 15.

zu ihm angetrieben, unsern Wandel nach seinem Evangelium zu bilden.

Wenn ich aber sage, daß wir uns bey dem Genusse des heiligsten Altarssakramentes des Todes Jesu erinnern müssen: so will ich keineswegs dahin verstanden werden, als ob an Jesu Tod gedenken und ihn verkündigen blos darinn bestünde, daß man sich darauf besinnt und es sagt, daß er einmal gestorben sey: Nein! diese Handlung wäre so heilig nicht; weil auch der Ungläubige dieses Bekenntniß von sich geben könnte; sondern wir sollen es durch das Gedächtniß des Todes Jesu im heiligen Abendmahle feierlich bekennen, daß er auch für uns gestorben sey, und wir durch seinen Tod erkauft, sein Eigenthum und seine Jünger geworden sind.

Indem wir also das heilige Abendmahl in der Kirche Jesu genießen, legen wir es an den Tag, daß wir auch Christen, auch seine Jünger sind, und uns nicht schämen, an einen gekreuzigten Heiland zu glauben. Es darf uns weder Schmach noch Verfolgung noch der Tod selbst von diesem Bekenntnisse abschrecken; sondern je mehr der Unglaube deßwegen wider uns geifert, desto fleißiger und eifriger müssen wir seyn, es vor den Augen der Religionsverächter zu bekennen, daß wir Jesum nur darum genießen; weil wir sein sind. Die ersten Christen wurden dieses feierlichen Bekenntnisses wegen sehr hart gehalten, und der Unglaube both alle seine Kräfte auf, um Jesum bey ihnen in Vergessenheit zu setzen. Und itzt wird es auch von den in der Kirche sich stets vermehrenden Ungläubigen für Thorheit gehalten, sich des Glaubens an Jesu Tod zu rühmen. Sie spotten des Christen, der öfters beym Tische Jesu erscheint, und sehen sein Bekenntniß, das er hier öffentlich ab-

seinem Tode ablegt, als eine Handlung an, die heut zu Tage nur schwachen Köpfen oder Heuchlern eigen ist.

Aber ungeachtet aller Lästerungen und Verfolgungen bleibt doch der aufrichtige Christ in seinem Glauben unerschüttert, und thut es durch den öftern Genuß des heiligen Abendmahls öffentlich dar, daß er sich des Evangeliums nicht schäme, weil es die Kraft Gottes zum Heil aller Gläubigen ist; (*) sondern daß er es freudig und freymüthig zu erkennen gebe, daß ihm Jesu Tod wichtig und theuer sey, daß er diesen Gekreuzigten für seinen Erlöser und Herrn halte, ihm gerne angehöre, und zu seinen Verehrern gerechnet werden wolle, wenn sich auch die ganze Welt wider ihn erklären sollte.

So ehren wir Jesum und seinen Tod durch die Feier des heiligsten Altarssakramentes; so bekennen wir uns öffentlich zu ihm; so preisen wir dadurch seine zu uns tragende Liebe, und ermuntern uns durch den jedesmaligen Genuß desselben zu allen Pflichten der Liebe, des Dankes und des treuen Gehorsams, die wir ihm für seinen Tod schuldig sind; so erreichen wir dadurch den Zweck, zu welchem dieser heilige Tisch von Jesu zubereitet ist; so verkündigen wir nach der Vorschrift unsers Textes seinen Tod, bis daß er kommen wird.

Zweyter Theil.

Und wenn wir dieses thun, so thun wir nicht mehr, als uns die Pflicht der Dankbarkeit gegen Jesum auflegt, und die Liebe gegen unsre Seele von uns fordert. Denn das Gedächtniß des Todes Jesu, welches wir durch

(*) Röm. I. 16.

durch den Genuß seines allerheiligsten Fleisches und Bluts erneuern, gereicht unsrer eigenen Seele zum allergrößten Nutzen und Segen. Wir erneuern dadurch 1) unsern Abscheu gegen die Sünde, beruhigen 2) unser Herz, und stärken 3) unsre Freude und Hoffnung.

Daß wir so wenig Abscheu vor der Sünde haben, und uns so ganz ohne Bedenken zum Sündigen entschließen, scheint seinen Grund in der geringen Erkenntniß der Grösse und Häßlichkeit der Sünde zu haben. Würden wir diese ganz kennen, so müßte uns jede Sünde, die wir begehen wollten, mit Furcht und Schrecken erfüllen. Man kann sich aber auch dieselbe nicht lebendiger vorstellen, als durch die bittern Folgen, welche sie für den Sünder selbst hat — am lebendigsten aber durch jene schrecklichen Folgen, welche sie für Jesum, der ganz unschuldig, und nicht einmal fähig war, eine Sünde zu begehen, hatte.

Richten wir unsre Seele bey dem Genuß des heiligen Abendmahls mit ernster Aufmerksamkeit auf den schmerzenvollen Tod hin, den Jesus für unsere Sünden erduldet hat: so muß es uns aufs Herz fallen, wie viel es ihm gekostet hat, daß wir von Sünden erlöset sind. Der theure Preis für dieselben, der nicht in Gold oder Silber, sondern in dem reinen und unschuldigen Blute des Sohnes Gottes bestand, muß tiefen Abscheu gegen alle Sünden erwecken, für welche er so viel Leiden und Bitterkeit hat ausstehen müssen: das blutige Opfer, das Gott von seinem eigenen Sohne für die Sünde angenommen hat, muß heilige Furcht vor dem erwecken, der seine unverbrüchliche Heiligkeit und seinen unveränderlichen Ernst gegen die Sünde dadurch geoffenbaret hat.

So, meine Freunde! soll das Gedächtniß des Todes Jesu im heiligen Abendmahle zur Besserung und Heiligung unsrer Seele wirksam seyn. Ein heiliger Schauer vor der Sünde, davon Jesus uns durch sein Blut hat loskaufen müssen, soll uns überfallen: eine bange Furcht vor dem Gott, dessen Heiligkeit uns nur durch eine so schreckenvolle Vermittlung Gnade wiederfahren ließ, soll sich unser bemächtigen, daß wir mit Ernst der Sünde entsagen, uns nicht wieder verunreinigen, nachdem wir durch das Blut Jesu rein geworden sind, und die so theuer erkaufte Gnade Gottes in einem unsträflichen Herzen bewahren — in einem Herzen, das von keiner verkehrten Neigung und von keiner bösen Begierde zur Sünde sich beherrschen läßt — in einem Herzen, das ein wahrer Tempel des heiligen Geistes ist, in welchem der Leib Jesu Christi, den wir in dem heiligen Abendmahle essen, aufgenommen zu werden verdient.

Und welche Ruhe muß nicht in unser Herz zurückkehren, wenn wir uns bey dem Genuß des heiligsten Fleisches und Blutes Jesu erinnern, daß wir eben jetzt jenen geheiligten Leib hineinessen, der wegen unsern Sünden auf mancherley Weise gemartert, und am Kreuze getödtet worden ist — jenen Leib, in welchem der himmlische Vater sich Genugthuung für unsere Missethaten verschaffen, und durch dessen Tode er sich mit der gefallenen Menschheit wieder aussöhnen wollte? — Dieses lebendige Andenken jenes Todes erneuert in uns die Gewißheit, daß auch wir durch seinen Tod die Vergebung unserer Sünden erlangen sollen.

Diese erneuerte Gewißheit — wie nothwendig ist sie uns! — Oft empört sich unser Gewissen wider uns, wirft

wirft uns unsere Verbrechen vor, und macht uns bange über die Sünde; oft sagt es uns, daß wir zur Strafe unserer Missethaten den Tod verdienen. Aber wenn wir uns bey dem Genusse des heiligsten Altarsgeheimnisses erinnern, daß eben dieser Jesus, den wir genießen, durch seinen Tod die Sünden der ganzen Welt hinweggenommen, und uns Vergebung und Gnade von Gott zuwege gebracht habe; daß es nur an uns liege, uns sein Verdienst nach der Anweisung seines Evangeliums zu Nutzen zu machen, und uns durch wahre Busse der Verzeihung und Gnade zu versichern: so weicht durch diese Erinnerung alle bange Furcht von uns, und sein Tod wird uns ein Geruch des Lebens zum Leben; weil es uns auf die stärkste und nachdrücklichste Weise eingeprägt wird, daß er auch für uns seinen Leib in den Tod gegeben, und sein Blut für uns vergossen habe zur Vergebung der Sünden.

Deßwegen treten wir durch den Genuß seines allerheiligsten Fleisches und Bluts auch in die Gemeinschaft seines Leibs und Bluts, daß wir völlig versichert seyn sollen, sein Leib und Blut und alles, was er durch den Tod seines Leibes und durch sein vergossenes Blut zur Erlösung und zum Heil der Menschen gestiftet hat, ist eben so gewiß unser, und wird unser Antheil, als Speis und Trank durch den Genuß uns eigen, und ein Theil unsrer Natur wird. Und wenn wir so mit ihm vereiniget sind, wie sollen wir nicht auch getrosten Muths seyn können, daß der himmlische Vater in Absicht jenes getödteten Leibes seines Sohns, dessen Theil wir sind, uns unsere Sünden verzeihen, und die ewigen Strafen nachlassen werde? —

Durch eben diese Vorstellung, daß Jesus für uns gestorben, und uns durch seinen Tod von den Sünden erlöset hat, wird unsre Freude und Hoffnung immer mehr gestärkt, daß wir auch durch seinen Tod ein gewisses Recht zum Erbe des ewigen Lebens erlangt haben. Wäre der Sohn Gottes nicht Mensch geworden, und hätte er nicht durch sein bitteres Leiden und Sterben dem Vater für unsere Sünden genug gethan: so wäre Himmel und Seligkeit für uns auf ewig verlohren gewesen: wir wären bey Gott nicht mehr zu Gnaden gekommen; sondern ewig von ihm verworfen geblieben. Denn wir hätten ohne seinen Tod von uns selbst nichts gehabt, womit wir uns von der Sünde hätten loskaufen, und Gottes Gnade und Vergebung verdienen können: wir hätten für unsre Zukunft immer mehr zu fürchten, als zu hoffen gehabt.

Aber was wir ohne seinen Tod nicht hoffen noch verdienen konnten, das haben wir seiner Liebe, die ihn für uns zu sterben getrieben hat, zu danken. Er ist durch den Tod zu einem herrlichen Leben übergegangen, und hat auch uns den Eingang dahin eröffnet: er wird wieder kommen, und alle, die an ihn glauben, und nach seinen Vorschriften leben, zu sich nehmen. Ich darf also seinen Tod als meinen Weg zum Leben betrachten; ich darf mich darauf freuen, daß ich so wenig, als er, im Tode bleiben, so wenig, als er, in ein versuchungs- und trübsalvolles Leben zurückkehren; sondern dahin gelangen werde, wo er ist, und wohin er schon meine menschliche Natur in seiner eigenen Person erhöhet hat.

Wenn ich mich daher durch den Genuß seines allerheiligsten Leibes seines Todes theilhaftig mache, und

mit

mit ihm in Gemeinschaft trete: so werde ich ihm auch in der Auferstehung gleich seyn. Ich werde, wie er, glorreich auferstehen, nicht mehr sterben, sondern ewig mit ihm leben, mit ihm in das himmlische Reich, das er mir durch seinen Tod bereitet hat, versetzt werden, und durch ihn für alle künftige Zeiten den überschwänglichen Reichthum der Gnade Gottes erfahren: ich werde ihn alsdann schauen, wie er ist — den, den ich in meinem Leben unter den gesegneten Brodesgestalten so oft gegessen habe; und diese Anschauung wird meine Freude, meine Ruhe, meine Zufriedenheit, meine Seligkeit in Ewigkeit seyn.

Beschluß.

So hat es, meine Freunde! die Pflicht gegen unsern Heiland, und das Heil unsrer eigenen Seele erfordert, daß das Gedächtniß des Todes Jesu, welcher der Mittelpunkt unsers Glaubens und unsrer Hoffnung ist, durch den Genuß des heiligen Abendmahls in uns erneuert würde. Es soll unsre Liebe und unsern Dank gegen ihn beleben, unsern Eifer, ihm in Ehrfurcht und Treue gehorsam zu seyn, erwecken, und uns zu einem öffentlichen Bekenntnisse dienen, daß wir Jünger Jesu sind, und es auch immer mit Freuden seyn wollen. Es soll unser beschwertes Gewissen aufs neue beruhigen, unsern Abscheu gegen die Sünde stärker und lebendiger machen, und uns mit Freude und Hoffnung auf die Früchte des Todes Jesu erfüllen.

Je ernster also unsre Seele bey dem Genuß des heiligen Abendmahls auf Jesu Tod gerichtet ist, je mehr wir die Umstände und den Werth desselben, und die

unaussprechliche Liebe, die er darinn geoffenbaret hat, zu Herzen nehmen; desto heilsamer und segenvoller wird der Genuß dieses heiligen Geheimnisses für uns seyn, desto ehrerbiethiger gegen Jesum und desto würdiger in Absicht unser selbst werden wir es genießen.

Freylich treten viele zu diesem heiligen Tische hin, ohne Jesum lieb zu gewinnen, und im Christenthume zu wachsen, ohne ihre Seelen zu beruhigen, und Freude und Hoffnung davon zurückzubringen. Aber ihr ganzer Genuß besteht auch nur allein im Essen. Sie denken nicht mit Nutzen an den Tod Jesu, sie versäumen den Zweck, wozu er das Abendmahl eingesetzt hat, sie bleiben nicht mit Scham und Seufzen bey Jesu Kreuze stehen, sie dringen nicht mit ihrem Nachdenken in die Ursach und Wichtigkeit seiner Leiden ein; und sie thun keine ernste Blicke auf sich, daß sie seinen Tod verschuldet, daß er sie dadurch von Gottes Strafen befreyet, und Leben und Unsterblichkeit für sie erworben hat.

Ach, lasset doch nicht durch eure Schuld diesen segenvollen Genuß an euch fruchtlos seyn! — Das Andenken seines Todes sey euch eine heilige Pflicht, und schreckenvoll sey euch das Andenken euerer Sünden, so oft ihr Jesum genießet: so wird dieser feierliche Genuß ihm ein wohlgefälliges Bekenntniß seines Namens, Heiligung für euern Wandel, und Segen für eure unsterbliche Seele seyn. Amen.

Zweyte Abtheilung.

Feste der Mutter Gottes.

Auf das Fest

der unbefleckten Empfängniß Mariens.

Keine Mackel ist an dir. Hohel. IV. 7.

Eingang.

Das Unglück, in welches uns der Ungehorsam unserer ersten Stammeltern gestürzet hat, ist grösser, als vielleicht mancher von uns glaubt. Alles, was wir verderbliches auf der Welt sehen und erfahren, ist eine Folge der ersten Sünde. Wären unsere ersten Eltern Gott getreu geblieben, so wären keine Leiden, kein Tod, keine Sünde in der Welt. Ihre Sünde ist die allgemeine Verderberin unsers natürlichen und sittlichen Zustandes. Durch sie ward unser Leib den Schmerzen und dem Tode, unser Geist aber der Unwissenheit und den bösen Neigungen überliefert.

Von

Von dieser Sünde und ihren Folgen ist niemand frey, nicht einmal ein Kind, das nur einen Tag alt ist: in ihr werden wir empfangen und gebohren. Nur ein einziges unter allen Adamskindern, Maria die Gottesgebährerin, ward nach der Lehre der Väter und der Kirche von diesem allgemeinen Gesetze der Sünde ausgenommen. Ihr Empfängniß war unbefleckt, und keine Mackel der Sünde war an ihr, als sie gebohren ward. Ein besondrer Vorzug, den die Kirche auch einer besondern Feierlichkeit würdig achtet, und den ich heute in einer besondern Lobrede aufs feierlichste anrühmen sollte.

Allein da dieses Geheimniß zu erhaben ist, als daß es der schwache Menschenverstand begreifen, und eine menschliche Zunge genug rühmen könnte: so schränke ich meine heutige Rede nur allein dahin ein, daß ich euch die unbefleckte Jungfrau Maria als ein Vorbild jener Pflicht darstelle, die einen jeden Christen verbindet, unbefleckt und sündenlos zu seyn. Und damit ich nicht auf einmal zuviel von euch fordere, so will ich euch nicht gleich von jenen Sünden frey machen, die ihr etwa nur aus Schwachheit, oder Uebereilung begehet; sondern von jenen, deren ihr euch vorsätzlich wider bessers Wissen und Gewissen schuldig machet.

Um euch aber diese Pflicht, derley Sünden aufs gewissenhafteste zu vermeiden, recht nahe ans Herz zu legen, muß ich euch

I. Die Beschaffenheit der Sünden wider bessers Wissen und Gewissen,

II. Die erschrecklichen Folgen derselben zeigen.

Erster

Erster Theil.

Sündigen wider bessers Wissen und Gewissen heißt so viel, als sündigen wider die Ueberzeugung des Gewissens. So widersinnig und unbegreiflich diese Art zu handeln bey dem ersten Anblick scheint, so zeigt uns doch die Erfahrung noch täglich viele Menschen, die auf diese Art sündigen, und jede Ueberzeugung ihres Verstandes und Gewissens vorsätzlich unterdrücken. Wir können dahin besonders drey verschiedene Fälle rechnen. 1) Wenn man die Wahrheit des Evangeliums erkennt; aber dasselbe doch verwirft oder nicht befolgt. 2) Wenn man seine Sünden einsieht; aber nicht ablegt. 3) Wenn man die traurigen Folgen seiner Laster empfindet; aber doch nicht bessert.

Nichts kann den Menschen mehr beleidigen, als wenn man ihn einer unvernünftigen Handlung beschuldigt: so viel hält der Mensch auf seine Vernunft, daß er alle seine Handlungen, so unvernünftig sie auch seyn mögen, durch die Vernunft rechtfertigen will. Es scheint daher eine ganz besondere Unverschämtheit jener Ungläubigen zu seyn, denen es ihre Vernunft sagt, daß die Lehre Jesu vollkommen heilig und wohlthätig sey, und die dennoch sie verachten oder lästern. Heißt dieß nicht, vorsätzlicher Weise der erkannten Wahrheit widerstreben? heißt es nicht, mit Fleiße unvernünftig handeln, und gleichsam die Vernunft selbst verläugnen?

Und doch giebt es eine Menge solcher Leute, denen sich die Wahrheit und Göttlichkeit der evangelischen Lehre gleichsam aufdringt, und die, so sehr sie sich bemühen, dieselbe durch allerley Trugschlüsse zu entkräften,

ten, am Ende doch selbst bekennen müssen: das Evangelium ist mehr, als nur Menschenwerk — nie hat ein Mensch so geredet, wie der Urheber desselben. Zum Beweise darf man nur ihre Schriften lesen, in denen sie die Lehre Jesu bestreiten: man wird es entweder aus ihrem eigenen Bekenntnisse, oder aus den schwachen Gründen, welche sie dagegen anführen, abnehmen, daß sie selbst von der Wahrheit derselben überzeugt sind.

Aber auch unter den äusserlichen Bekennern und Verehrern des Christenthums finden sich viele, welche ihrer Erkenntniß zuwider handeln. Wir halten alles für wahr, was in dem Evangelium geschrieben steht; wir erkennen es, daß alles gut für uns gemeint sey; wir sehen es ein, daß, wenn wir anders handeln, wir unrecht thun; und dennoch werden die Lehren des Evangeliums von unserm Herzen verworfen, und mit unserm Wandel verläugnet. Wir sehen es ein, daß gewisse Irrthümer und Vorurtheile mit dem Evangelium und mit dem Glauben an Jesum nicht bestehen können: und doch unterhalten wir jene Irrthümer, weil dadurch unsere sündlichen Neigungen begünstiget werden. Wir sind überzeugt, daß unser Glaube vergeblich sey, wenn er sich nicht durch gute Werke thätig beweiset: und doch gründen wir auf jenen unfruchtbaren Glauben die Hoffnung unsrer Begnadigung und Seligkeit. Wir sind davon gewiß, daß Jesus der Sohn Gottes und der Heiland der Welt ist: und doch widerspricht unser Wandel dieser Ueberzeugung. Wir sind durch unser Gewissen überzeugt, daß wir nach der Vorschrift unsers Erlösers Gott über alles lieben, unsern Feinden vergeben, nach dem Himmel trachten sollen: aber unser Herz empört sich dawider, und wir fahren dennoch fort, uns den Trieben der Sinnlichkeit und Rachgier zu überlassen,

Gott

Gott auf die Seite zu setzen, unsere Feinde zu verfolgen, und unser Herz an das Irdische zu heften.

Eben so sehr sind wir manchmal überzeugt, daß wir gewissen Sünden ergeben sind; aber uns doch keine Mühe geben, dieselben abzulegen. So sehr auch das Gewissen dagegen schreit, so oft wir es auch in unserm Herzen selbst bekennen: es ist nicht recht, was du thust; so sind wir doch so verwegen, der Erkenntniß und dem Gewissen zuwider zu handeln. Ja, wir lassen uns sogar manchmal durch die Erkenntniß unserer Sünden bis zum festesten Entschluß rühren, dieselben nicht mehr zu begehen: und doch, wenn sich uns eine Gelegenheit zu diesen Sünden darbiethet, sündigen wir, das Gewissen mag dagegen schreien, wie es will.

Und ach, wie oft machen wir uns dieser Sünde schuldig! wir sind überzeugt, daß Unrecht und Betrug vor Gott ein Greuel ist: und wir erlauben uns doch alle Künste der Bosheit, wodurch wir unsern Nächsten berücken können. Unser Gewissen verdammt die Härte und Lieblosigkeit, mit welcher wir unsere nothleidende Nebenmenschen behandeln: aber lassen wir uns auch dadurch von der wirklichen Ausübung solcher Sünden zurückhalten? — Wir erkennen die Schändlichkeit der Fleischeswerke: aber wir begehen sie dennoch, ohne Scham und Reue darüber zu empfinden. Unser Herz sagt uns, daß wir auf einem Wege wandeln, der nicht gut ist, der nicht zum Heil, sondern zum Verderben führt: aber wir wandeln doch so sicher und ruhig auf demselben fort, als wenn es der Weg wäre, der uns unsrer Glückseligkeit entgegen führte. So oft schreckt uns unser Gewissen, wenn wir im Begriffe sind, diese oder jene Sünde zu begehen: aber dem ohngeachtet sind

wir

wir schwach genug, wider unsre Ueberzeugung zu handeln. Wir grübeln so lange in den Gegengründen herum, wodurch wir unsre sündliche Handlung zu entschuldigen suchen, bis wir endlich einen Scheingrund finden, den wir der Vernunft und dem Gewissen entgegenstellen, und der uns sagt: es ist nicht Sünde.

Solche Sünden sind nun freylich keine Sünden der Unwissenheit, Schwachheit oder Uebereilung; es sind vorsätzliche Sünden, welche mit voller Erkenntniß und mit Bedachtsamkeit begangen werden — Sünden, die eben darum um so unverzeihlicher sind; weil derjenige, der sie begeht, gar nichts zu seiner Entschuldigung beybringen kann; sondern es schlechterdings bekennen muß, daß es sein freyer böser Wille war, von dem er sich ohngeachtet aller Gegenvorstellungen, welche ihm die Vernunft und das Gewissen machte, zur Sünde verleiten ließ.

Am unverzeihlichsten aber sündigt derjenige, der schon einmal oder öfters die traurigen Folgen seiner Laster empfunden hat; und sich doch nicht bessert. Dieß ist gar oft der Fall, daß dem Sünder die Strafe seiner Sünde plötzlich auf dem Fusse folgt. Weise handelt er demnach, wenn er sich dadurch von fernern Vergehungen abschrecken läßt. Aber dieß geschieht nur selten, daß der Sünder durch die Folgen der Sünde gebessert wird. Immer schmeichelt er sich, daß dieß ihm nimmer begegnen werde, was ihm einmal begegnet ist; er braucht bey der nämlichen Sünde, deren schädliche Wirkungen er schon einmal empfunden hat, alle mögliche Vorsicht, daß sie ihm nicht wieder schaden könne, und begeht sie neuerdings. Aber Gott läßt es ihn auch neuerdings erfahren, wie viel Jammer und Herzenleid es bringe, von ihm abzuweichen.

Die

Die natürlichen Folgen der Sünden, die Gewissensunruhe, die Schande und Furcht, die mit gewissen Lastern unzertrennlich verbunden sind, bleiben niemals aus, und sollten nothwendig den Sünder zum Nachdenken bringen, ihm sein bisheriges Leben als verabscheuungswürdig und strafbar vorstellen, und ihn antreiben sich zu Gott zu bekehren. Je mehr er die betrübten Wirkungen seiner sündlichen Ausschweifungen an seiner Seele, oder an seinem Körper und an seinem äussern Zustande empfindet: desto lebendiger sollte er es fühlen, daß es seiner Bosheit Schuld sey, daß er so gestraft würde.

Aber auch hier äussert sich das Verderben des Sünders. Gott schlägt ihn, aber er fühlt es nicht: er plagt ihn, aber er bessert sich nicht. Seine Stirne ist wie ein Felsen verhärtet, und er hat nicht wieder zurückkehren wollen. (*) Sind nicht Wohllüstige und Trunkenbolde, welche ihre verlohrne Gesundheit noch nicht keusch und nüchtern machen kann? — Müßiggänger, welche die Armuth, die sie überfallen hat, noch nicht von ihrer Faulheit entwöhnet? — Verschwender, die selbst bey ihren äusserst zerrütteten Vermögensumständen noch immer ihren Lüsten nachhängen? — Betrüger, welche die Schande, die sie leiden, noch nicht zur Redlichkeit zurückführen kann? — Bleiben nicht durchaus alle, die gewissen Lieblingssünden ergeben sind, die alten Sünder, so sehr auch die Strafe ihrer Laster sie auf allen Wegen und Stegen verfolget? — Und heißt dieß nicht recht vorsätzlich und verwegen wider die Ueberzeugung seines Gewissens sündigen? —

Zweyte

(*) Jerem. V. 3.

Zweyter Theil.

Aber wie groß ist die Gefahr, welcher sich ein Mensch aussetzt, der wider die Ueberzeugung seines Gewissens sündigt! Je länger und muthwilliger er seiner Erkenntniß widerstrebt, desto lasterhafter wird er. Ja, er kömmt endlich so weit, daß sein Gemüth gegen alle Ueberzeugungen und Rührungen verhärtet wird. Dieß sind also die Folgen jener Sünden, die wider besser Wissen und Gewissen begangen werden: 1) die gänzliche Verhärtung des Herzens, 2) die allerschwereste Verantwortung.

Sünden, die wider besser Wissen und Gewissen begangen werden, haben die unvermeidliche Folge, daß das Herz durch dieselben immer mehr verschlimmert, immer abgeneigter gegen das Gute und unfähiger zur Besserung wird. Dieß war wenigstens der Fall bey den Widersachern Jesu. Er hatte vor ihren Augen so manche Wunder gethan, welche so unläugbar waren, daß sie der Ueberzeugung unmöglich widerstehen konnten: Jesus müsse ein göttlicher Prophet, und seine Lehre in Wahrheit göttlich seyn. Bey dieser Ueberzeugung war es nicht anders möglich, als daß sie Jesum für den, der er war, erkennen und seine Lehre annehmen mußten. Allein die Pharisäer erstickten die Ueberzeugung vorsätzlich, die sich ihrem Verstande und Gewissen aufdrang. Sie nahmen deßwegen ihre Zuflucht zu dem boshaftesten und ungereimtesten Vorgeben, daß Jesus mit dem Obersten der Teufel in Verbindung stehe, und durch dessen Beystand solche Wunder verrichte.

Aber was folgte endlich aus ihrer Widerspenstigkeit, womit sie sich der Ueberzeugung ihres Gewissens widersetzten? — Immer mehr aufgebracht wider Jesum, wurden sie täglich ungläubiger und lasterhafter, und verfolgten ihn und seine Lehre bis zum Kreuze, wodurch sie sein und seiner Lehre Andenken bey dem Volke auszutilgen glaubten. Ja, sogar die Wunder, wodurch die leblose Natur ihn nach seinem Tode als den verheissenen Gesandten Gottes im Angesichte des ganzen Volks verkündigte, hatten nicht so viel Kraft, ihr Herz zu erweichen, und auf gläubigere Gesinnungen zu bringen.

Eben diese unselige Folge der Herzensverhärtung ergiebt sich bey denen, welche mit Vorsatz Sünden begehen, die sie als Sünden erkennen, und vor welchen sie das Gewissen so nachdrücklich warnet. Durch eine so muthwillige Unterdrückung der Stimme des Gewissens, und durch eine so vorsätzliche Erstickung unserer Ueberzeugung wird nicht nur der Fortgang von einem Laster zum andern erleichtert, sondern auch die Fühlbarkeit gegen das Gute geschwächt. Die Gewalt der sündlichen Neigungen nimmt dann so stark zu, daß der Sünder, ohne es selbst zu bemerken, zu immer grössern Ausschweifungen hingerissen, und ein Opfer jeder herrschenden Leidenschaft wird. Endlich verschwindet das Gefühl von dem, was gut und böse ist, in seiner Seele, das Gewissen wird unempfindlich, und der Unglückliche nähert sich mit starken Schritten der gänzlichen Verhärtung des Gemüths. Deßwegen dringt Paulus in dem Briefe an die Hebräer so sehr darauf, daß nicht etwa Jemand unter ihnen ein boshaftes Herz des Unglaubens habe, von dem lebendigen Gott abzuweichen; sondern daß sie sich selbst alle Tage ermahnen, so

lange es heute heißt, damit nicht Jemand unter ihnen durch den Betrug der Sünde verhärtet werde. (*)

Und welche schwere Verantwortung vor Gott zieht sich ein Mensch zu, der wider die Ueberzeugung seines Gewissens sündiget! — Gott hat es so gut mit uns gemeynt, da er uns ein Gewissen in den Busen steckte, welches uns lehret, was wir thun oder lassen sollen; welches uns zum Guten antreibet, und vor dem Bösen warnet; welches unsere Handlungen, noch ehe wir sie verrichten, billiget oder verwirft, und wenn wir sie begangen haben, zur Reue und Besserung uns auffordert. Welcher Undank gegen Gott, wenn wir diese Wohlthat nicht erkennen, und der Lehre, dem Urtheile und den Warnungen unsers innern Richters mit Vorsatz widerstreben! —

Bedenke es doch, o Sünder, so oft du die Stimme deines Gewissens höreſt! bedenke es, daß es kein Mensch ist, sondern Gott selbst, der so überzeugend zu deinem Verstande und so nachdrücklich zu deinem Herzen redet. Ihm widerstrebest du, wenn du die Ueberzeugung deines Gewissens unterdrückest, oder derselben zuwider handelst. Und er wird dich einst auch wegen deiner Erkenntniß, die du von dem, was gut oder böse ist, hatteſt, wegen jeder Erweckung deines Gewissens, die du vorsätzlich unterdrücktest, zur Rechenschaft fordern. Du wirst desto strenger bestraft werden, je mehr du Kenntniß von den Vorschriften deines Herrn gehabt und sie dennoch übertreten hast. Wem viel gegeben worden ist, von dem wird auch viel gefordert werden; und im Gegentheile wer weniger bekommen hat, von dem

(*) Hebr. III. 12. 13.

dem wird auch weniger gefordert werden. Jeder Mensch wird nach seiner Erkenntniß gerichtet werden. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und sich nicht bereit gehalten, noch nach seinem Willen gethan hat, der wird mit vielen Streichen geschlagen werden. Der ihn aber nicht gewußt, und etwas begangen hat, welches verdient gezüchtiget zu werden, der wird mit wenigen Streichen geschlagen werden. (*) Daher wird das Gericht eines Sünders, der seine Sünden erkennt, und von seinem Gewissen dagegen gewarnet wird, aber sie dennoch begeht, weit schrecklicher seyn, als das Gericht desjenigen, der ohne Erkenntniß des Gesetzes und ohne Widerrede seines Gewissens sündiget. Jener wird viele, dieser wenige Schläge bekommen.

Beschluß.

Lassen wir uns daher die unbefleckte Gottesgebährerin Maria zum Vorbilde der Reinigkeit dienen, und befleißen wir uns immer sündenlos zu seyn. Obschon wir jenen hohen Grad der Reinigkeit, den sie besaß, nicht erreichen können; weil wir in der Sünde empfangen und gebohren werden, und daher die Quelle unserer persönlichen Vergehungen schon mit uns auf die Welt bringen: so können wir uns doch gewiß von jenen Sünden rein halten, welche wir so oft wider die Ueberzeugung unsers Gewissens begehen.

Es ist zwar Pflicht für einen jeden, stets ohne Sünde zu seyn, wessen Art sie auch immer seyn mag. Aber die Pflicht ist dringender, niemals eine solche

(*) Luk. XII. 47. 48.

Sünde zu begehen, die wir als Sünde erkennen, und deren betrübte Folgen wir schon empfunden haben. Solche Sünden zeugen von einer ganz besondern Bosheit des Sünders, und bahnen den Weg zu immer grössern Ausschweifungen, ja sogar bis zur gänzlichen Verhärtung des Herzens. Gott richtet solche Sünden mit einer besondern Strenge, und derjenige, der sich ihrer schuldig macht, wird nichts zu seiner Verantwortung beybringen, sondern es mit Scham bekennen müssen, daß es seiner Bosheit Schuld sey, daß er sie begangen hat.

Auf das Fest der Reinigung Mariens.

Als nun die Tage ihrer Reinigung nach Mosis Gesetze vorüber waren, trugen sie den Knaben nach Jerusalem, ihn Gott darzustellen. Luk. II. 22.

Eingang.

Alle Menschen wollen glückselig seyn, dazu fühlen sie einen unwiderstehlichen Trieb, und alle ihre Handlungen zwecken dahin ab. Aber leider! sind es grösstentheils unsere Handlungen selbst, die uns von der Glück-

Glückseligkeit abführen. Je mehr wir nämlich von dem Gesetze abweichen, desto weiter entfernen wir uns von der Glückseligkeit; und im Gegentheile je gesetzmäßiger unsere Handlungen sind, desto näher bringen sie uns derselben. Denn die Gesetze sind nur deßwegen, um die Menschen glückselig zu machen. Sie bahnen den Weg dazu, und verlegen die Austritte, die zur Unglückseligkeit führen. Ohne die Gesetze wäre keine Ordnung und kein Wohl.

Wenn daher der Mensch nach den Gesetzen lebt, so thut er nicht mehr, als was der natürliche Trieb zur Glückseligkeit von ihm fordert. Wenn er aber die Wege des Gesetzes auch dann geht, da er nicht dazu gehalten ist, so zeugt dieß von einer grossen Seele, wovon uns Maria heute ein herrliches Beyspiel giebt. Sie unterwarf sich dem Gesetze der Reinigung, zu dem sie doch nicht verbunden war; weil solches nur jenen Müttern galt, welche nach der Ordnung der Natur zur Mutterschaft gelangten. Da sie aber als eine Jungfrau Jesum von dem heiligen Geiste empfangen, und als eine Jungfrau gebohren hatte: so war sie zwar nicht unter diesem Gesetze begriffen; aber sie wollte sich demselben doch unterwerfen, und sich durchaus keines Vorrechtes vor andern Müttern anmassen.

Wenn man aber nach dem Gesetze handeln will, so ist es Pflicht und die einzige wahre Erfüllung des Gesetzes, daß man es genau und in allen Umständen dieses Lebens erfülle. Ich rede aber von allen Gesetzen überhaupt und beweise die vollkommene Beobachtung derselben aus dem Beyspiele Mariens.

I. Man muß die Gesetze auf's pünktlichste beobachten;
II. Man muß sie gegen alle Beschwernisse beobachten.

Erster Theil.

Man muß die Gesetze aufs pünktlichste beobachten, d. i. man muß alles, was sie gebiethen oder verbiethen, so thun oder unterlassen, wie sie es haben wollen. Man muß überdieß nicht damit zufrieden seyn, daß man sich nur äusserlich an die Gesetze haltet, sondern man muß auch Achtung für sie haben, und sich den Geist derselben eigen machen. Hieraus folgt also, daß nur derjenige das Gesetz vollkommen beobachte, der es 1) nach dem Buchstaben, 2) nach dem Geiste beobachtet.

Derjenige beobachtet das Gesetz vollkommen, der es nach dem Buchstaben beobachtet. Ein jedes Gesetz ist ein Satz, wodurch der Gesetzgeber seinen Willen zu erkennen giebt, was man thun oder unterlassen soll. Z. B. du sollst einem jeden das Seinige lassen — du sollst nicht stehlen. Dazu bedient er sich gewisser Worte, wodurch er seinen Willen erklärt. So wie diese Worte den Willen des Gesetzgebers ausdrücken, drücken sie zugleich die Verbindlichkeit aus, seinem Willen zu gehorchen, und zwar so, wie er ihn wörtlich erklärt hat. Wer daher nur einen nagelbreit von dem buchstäblichen Sinne des Gesetzes abweicht, der weicht auch von dem Willen des Gesetzgebers ab, und wer von diesem abweicht, der handelt gesetzwidrig, und macht sich des Ungehorsams schuldig.

Diese Lehre, Freunde! ist nicht übertrieben. Die ewige Wahrheit selbst bürgt mit vieler Betheurung dafür,

für, wenn sie sagt: Fürwahr! ich sage euch: ehe wird Himmel und Erde vergehen, als auch nur der kleinste Buchstabe, oder ein Pünktchen vom Gesetze übergangen werden soll, bis alles vollzogen ist. (*) Wie nachdrücklich schärft hier Christus sogar den Buchstaben seines Gesetzes ein! — Ehe werden Himmel und Erde vergehen, als nur ein einziges Pünktchen der Christengesetze unerfüllt bleiben, ohne sich der Uebertretung, des Ungehorsams, der Sünde, der Strafe schuldig zu machen.

Was aber Christus von seinem Gesetze sagt, das gilt auch von den Gesetzen aller rechtmässigen Gesetzgeber. So wenig es erlaubt ist, auch nur einen einzigen Buchstaben des christlichen Gesetzes zu übertreten, eben so wenig ist es erlaubt, auch nur eine Sylbe von den Gesetzen geistlicher und weltlicher Regenten abzuweichen. Die menschlichen sowohl, als die göttlichen Gesetze haben ihrem Wesen nach einerley Absichten, Glückseligkeit unter den Menschen zu befördern: und Christus treibt uns durch sein Gesetz eben so sehr an, unsern Regenten zu gehorchen, als er uns den Gehorsam gegen sich selbst einprägt. Er kann also, ohne sich selbst zu widersprechen, oder eine Lüke zur Uebertretung seiner eigenen Gesetze zu eröffnen, in Absicht auf die Gesetze unserer Regenten nicht mehr erlauben, als er in Ansehung seiner Gesetze erlaubt. Ist es sein ernster Wille, daß wir uns in unsern Handlungen nach dem Buchstaben seines Gesetzes richten sollen: so muß er auch nothwendig wollen, daß wir die Gesetze unserer Regenten ebenfalls nach dem Buchstaben beobachten: und ist es Sünde des Ungehorsams, wenn wir Gottes Gesetze

(*) Luk. XVI. 17.

auch nur im kleinsten Pünktchen übertreten, so ist es nicht minder Sünde, wenn wir den Gesetzen unserer Obrigkeiten auch nur im geringsten zuwider handeln.

Aber was nützt es, meine Freunde! wenn wir uns auch noch so strenge an den Buchstaben des Gesetzes halten; aber uns den Geist desselben nicht eigen machen? — Sind wir mehr als eine Maschine, die zwar vermöge ihres Triebwerkes den Gang geht, zu dem sie des Künstlers Hand gemacht hat, aber von ihren Verrichtungen selbst nichts weiß, und für sich selbst keinen Nutzen sammelt? — Was nützt es, wenn wir mit dem Munde beten, aber das Herz sich in tausend Zerstreuungen ergießt? — Was nützt es, wenn wir noch so erbaulich von der Nächstenliebe sprechen, und uns gegen unsern Bruder der freundschäftlichsten Ausdrücke bedienen; aber im Herzen feindselige Gesinnungen unterhalten? — Was nützt es, wenn wir auch unsere Sünden beichten; aber nie einen wahren Bußgeist haben, und uns keiner Herzensbesserung befleissen? — Nützt es uns mehr, als die körperliche Beschneidung den Juden nützte? — Die ächte Beschneidung, schreibt Paulus an die Römer, ist die Beschneidung des Herzens im Geiste, und nicht nur dem Buchstaben nach. Nur derjenige ist ein Jude, der es innerlich ist. (*) Die körperliche Beschneidung war zwar bey den Juden ein Gesetz; aber sie war das Ziel und der Endzweck desselben nicht; sondern die innerliche Beschneidung, die Bildung des Herzens nach Gottes Gesetzen, welche zu befolgen derjenige sich verband, der beschnitten wurde. Und dieß geschah nicht, wenn man das Gesetz der Beschneidung nur buchstäblich beobachtete; sondern wenn man

(*) Röm. II. 29. u. f. w.

man sich den Geist desselben eigen machte, und den Zweck davon zu erreichen suchte.

Eben so verhält es sich mit den Gesetzen des Christenthums. Nicht derjenige ist ein Christ, der getauft ist, und seinen Taufbund durch äusserliche Zeremoniele beweist — nein! sondern das Gesetz, zu dem er sich verbindet, muß in seinem Herzen geschrieben seyn, und das, was er äusserlich beobachtet, muß sein Herz heiligen. Der neue Bund besteht weit minder, als der alte, auf dem Buchstaben des Gesetzes; sondern er ist Geist, und theilt durch den Geist die Kraft mit, nicht blos den Buchstaben, sondern den Geist des Gesetzes zu erfüllen. Wenn daher der Christ sich nur an den Buchstaben des Gesetzes hält, wenn er sich nur äusserlich nach dem Gesetze bildet, und nicht auch seine Herzensgesinnungen darnach stimmt: so weicht er von dem Gesetze ab, und erfüllt es nicht, wie er soll.

Was ich von den Gesetzen des Christenthums gesagt habe, das behaupte ich auch von den Gesetzen geistlicher und weltlicher Regenten. Auch diese werden nicht vollkommen beobachtet, wenn der äussere Gehorsam nicht auch ein Herzensgehorsam ist; wenn wir nur äusserlich etwa aus Zwang oder andern Absichten ihren Verordnungen gehorchen, aber sie im Herzen gering schätzen, und nur mit Unwillen gehorsamen. Denn gleichwie wir der Person des Regenten Achtung und Ehrfurcht im Herzen schuldig sind: also sind wir auch verbunden, ihren Gesetzen innere Verehrung zu erweisen.

Es bleibt daher eine ewige Wahrheit: nur derjenige beobachtet das Gesetz vollkommen, der es nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach beobachtet.

Zweyter Theil.

Aber wie? — Wenn die Erfüllung des Gesetzes mit vielen Beschwerden verbunden ist, müssen wir es dennoch beobachten? — Freunde, dieß unterliegt gar keinem Zweifel! — Maria zeigt es uns in ihrem Beyspiele. Aus diesem werden wir erkennen, daß derjenige noch kein wahrer Verehrer des Gesetzes sey, der nur so lange das Gesetz erfüllt, als er es ohne Schwierigkeiten erfüllen kann; aber davon abweicht, wenn er ein kleines Opfer von seiner Bequemlichkeit, oder von seinen Gütern machen soll. Der treue Verehrer des Gesetzes erfüllt es 1) mit Verlust seiner kostbarsten Güter, 2) mit Aufopferung aller Annehmlichkeiten dieses Lebens.

Man muß das Gesetz beobachten mit Verlust seiner kostbarsten Güter. In Ansehung des göttlichen Gesetzes hat dieß seine gute Richtigkeit; weil nichts über Gottes Befehle ist. Wenn auch das zeitliche Gut an sich noch so schätzbar wäre: so müßte uns doch Gottes Gesetz noch schätzbarer seyn, und wir müßten es aufopfern, wenn es zur Erfüllung des Gesetzes nothwendig wäre. Denn das göttliche Gesetz zweckt unmittelbar auf unser geistliches Wohl und auf unsere ewige Glückseligkeit ab. Was sind aber alle Güter der Welt gegen die Güter der Seele? — Was die irdische Glückseligkeit gegen die ewige? — Was hat der Mensch, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? — So weit die Güter des Geistes die Güter des Leibs, und die ewige Glückseligkeit die zeitliche übertrifft; eben so weit erstreckt sich Gottes Gesetz über alles, was hienieden in unsern Augen kostbar ist.

Was ist einer Mutter lieber, als ihr eigen Kind? — Selbst ihr Leben ist ihr nicht so theuer, als die Frucht ihres Leibs. Aber sehet, Freunde! — Maria opferte mit Freuden ihren eingebohrnen Sohn, der das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, und der Erstgebohrne unter allen Geschöpfen war. (*) Es war ein hartes Opfer für sie; aber sie entrichtete es doch mit völliger Ergebung ihres Willens. Das Gesetz forderte es von ihr, und um es zu erfüllen, gab sie das Liebste ihres Herzens hin — ihr eigen Kind. Was schätzt der Mensch höher, als seine Ehre? — Diese zu retten, opfert Mancher sein Leben dafür. Aber Maria achtete den Willen Gottes höher, als ihre Ehre, und unterwarf sich dem Gesetze der Reinigung. Was konnten ihre Landsleute und die ganze Priesterschaft anders von ihr urtheilen, als daß sie auf eben die Weise, wie andere Weiber, Mutter geworden wäre? — So that Maria in allen Umständen ihres Lebens um des Gesetzes willen auf alles Verzicht, was sonst der Mensch vorzüglich zu schätzen pflegt.

Aber wie wenig lassen wir es uns kosten, wenn es um die Erfüllung des Gesetzes zu thun ist! — Dem Nächsten in der Noth helfen, ist ein Geboth der Natur; aber wie träge, wie kalt, wie eigennützig beweisen wir uns hierin! — Der Nothleidende weint blutige Thränen; und wir zweifeln noch, ob wir ihm helfen sollen oder nicht. Wie hart geht der Pfenning aus dem Sacke, den wir ihm geben sollen! wie lange durchsuchen wir die wohlgespikte Börse, wie genau sehen wir jedes Geldstück an! und — wenn wir lange genug gesucht, und der Bettler lange genug gebettelt hat, so heißt es zulezt

(*) Röm. VIII. 29.

letzt doch: Helf dir Gott! — Um der Ehre willen verläugnen wir Gott und sein Evangelium, begehen die gröbsten Diebstähle und Betrügereyen; kurz, die Gefahr, ein zeitliches Gut zu verlieren, treibt uns an, Gottes und der Natur Gesetze zu übertreten.

Wie wenig wir für die menschlichen Gesetze aufopfern, ist weltbekannt. Für diese will man sich gar nichts gefallen lassen, gerade als ob sie keine Gesetze wären. Und doch verbinden diese nicht minder, als die göttlichen, besonders wenn sie in ihrem Stoffe und Zwecke mit den natürlichen oder göttlichen Gesetzen übereinkommen; wenn sie die Ehre Gottes, das Wohl der Kirche, das Heil des Nächsten, die Wohlfahrt des Staates zum Zwecke haben. In solchen Fällen haben alle willkührliche Gesetze ihren Grund in dem Gesetze der Natur, vermöge dessen das geringere Gut dem höhern, die Ehre der Menschen der Ehre Gottes, das zeitliche Wohl dem ewigen, das Privatbeste dem allgemeinen aufgeopfert werden muß.

Doch diese Fälle sind seltner, daß wir für das Gesetz Gut und Blut aufopfern sollen. Aber um so öfter pflegt es zu geschehen, daß wir, um entweder ein göttliches oder menschliches Gesetz zu erfüllen, auf manche Annehmlichkeiten dieses Lebens Verzicht thun müssen. Ruhe und Vergnügen und überhaupt vieles, das wir hart entbehren, müssen wir oft um des Gesetzes willen zurücklassen. In Ansehung des göttlichen Gesetzes ist diese Wahrheit keinem vernünftigen Zweifel unterworfen. Denn, wenn wir mit Gut und Blut dafür zu haften verbunden sind: so kann es keine grössere Beschwernisse mehr geben, die uns von der Beobachtung desselben loszählen könnten.

Was

Was aber die menschlichen Gesetze betrift, so heißt es freylich, daß sie bey ausserordentlichen Schwierigkeiten nicht verbinden. Allein wenn die menschlichen Gesetze von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie in ihren Gegenständen oder Zwecken mit dem göttlich-natürlichen oder geschriebenen Gesetze zusammenhangen: so verbinden sie, die Schwierigkeiten mögen so groß seyn, als sie wollen. Sollte es aber nur blos um die Aufopferung gewisser Bequemlichkeiten zu thun seyn, so müssen wir dem Gesetze gehorchen, wenn es uns noch so hart ankäme. Denn ein jedes Gesetz schränkt unsern freyen Willen ein, und ist ohne Verläugnung gewisser Gemächlichkeiten nicht denkbar. Wir müssen daher aus Achtung für das Gesetz wenigstens diejenigen Annehmlichkeiten des Lebens fahren lassen, die nicht mit der Erfüllung desselben bestehen können.

Maria dient uns hierin zum Vorbilde. Um dem Gesetze des Kaisers zu gehorchen, verließ Maria ihren stillen und ruhigen Aufenthalt zu Nazareth und eilte in der höchsten Schwangerschaft in ihre Familienstadt Bethlehem, um sich einzeichnen zu lassen; um den Befehl des Engels zu vollziehen, floh sie Nachts mit ihrem Kinde in ein fremdes Land; um ihren mütterlichen Pflichten genug zu thun, gebahr und blieb sie in einem Stalle; um des menschlichen Elendes wegen sah sie ihren Sohn am Kreuze des bittersten Todes sterben. Und so war beynahe kein Verlust der Freude und des Vergnügens, den Maria nicht für das Gesetz duldete, keine Pein, die sie sich nicht gefallen ließ.

Ein wahres Muster für diejenigen, welche in der geringsten Unbequemlichkeit einen Grund finden wollen, sich der Pflicht des Gesetzes zu entledigen. Der geringste Um-

Umstand, der zur Erfüllung eines Menschengesetzes ein wenig Selbstverläugnung von ihnen fordert, ist nach ihrem Sinne hinreichend, sie der Pflicht des Gesetzes zu entbinden. Sie wollen sich keine Gewalt anthun, sondern unter dem Gesetze frey leben, aber nichts desto weniger Sklaven ihrer Sinnlichkeit bleiben.

Beschluß.

Nun prüfen wir uns selbst, meine Freunde! wie wir in Absicht auf die Erfüllung des Gesetzes beschaffen sind. Nur die sind gerecht, die das Gesetz, wie Maria, genau und pünktlich erfüllen; die sich durch keine Hindernisse von ihrer Pflicht abwendig machen lassen. Gott fordert nicht von uns, daß wir mehr, als uns befohlen ist, übernehmen sollen. Aber das — und das alles, was Gott, die Kirche, und die weltliche Obrigkeit und unsere Vorgesetzten befehlen, das müssen wir genau und mit jener Treue vollziehen, mit der Maria ein Gesez erfüllte, zu dem sie gar nicht verbunden war.

Wie beschämend ist das Beyspiel Mariens für uns, die wir nur aus bitterm Zwange, aus Furcht der zeitlichen Strafe, mit Ungeduld und unter Murren und Klagen, unter Lästerungen und Widersetzlichkeit gegen unsere Obern das Gesetz, und zwar nur den Buchstaben davon ohne Geist und Liebe erfüllen, und das Joch des Gesetzes nicht besser, als der Pflugochs sein Joch, tragen! Freunde, wollen wir wahre Verehrer Mariens seyn, so verehren wir sie besonders in der Nachfolge ihrer Treue gegen das Gesetz! dadurch werden wir würdige Kinder dieser grossen Mutter werden, und an ihrer Herrlichkeit ewigen Antheil nehmen. Amen.

Auf

Auf das Fest der Verkündigung Mariens.

Sieh! ich bin des Herrn Magd. Luk. I.

Eingang.

Wer sich erniedrigt, der wird erhöht. (*) Zufolge dieses Schrifttextes ist die Selbsterniedrigung der sicherste Schritt zur wahren Grösse. Diese Wahrheit ergiebt sich heute aus dem Beyspiele Mariens. So viele Vorzüge sie vor allen Menschen besaß, dünkte sie sich doch die geringste unter allen zu seyn. Abgesondert von der Welt, lebte sie in der einsamsten Stille dahin, und diente Gott in der Demuth ihres Herzens.

Aber Gott, der zur Vollführung grosser Dinge sich gemeiniglich nur der schwächsten und niedrigsten Werkzeuge bedient, sah auch die Selbsterniedrigung Mariens als das tauglichste Mittel an zur Ausführung des grossen Plans, den er von Ewigkeit her zu unsrer Erlösung entworfen, und wodurch Maria über alle Menschen erhaben ward. Ihre beyspiellose Demuth erhob sie bis zur Würde einer göttlichen Mutter: und eben heute ist der grosse Tag, an dem Gott ihr durch einen

(*) Matth. XXIII. 12.

einen Engel die Bothschaft zuschickte, daß sie die Mutter seines Eingebohrnen dem Fleische nach werden würde. So groß die Würde war, zu der sie aufsteigen sollte, so wenig ließ sie von ihrem demüthigen Sinne ab; sondern achtete sich nicht höher, als eine Magd: Sieh! ich bin des Herrn Magd.

Freunde, wie verschieden sind doch Gottes Gesinnungen von den unsrigen, wie ganz anders sind seine Wege beschaffen, als die unsrigen, auf denen wir nach Grösse streben! — Wir dünken uns groß zu seyn, wenn wir eine hohe Meynung von uns selbst haben, und von der Welt bewundert werden. Aber vor Gott ist nur derjenige groß, der von Herzen demüthig, und in den Augen der Welt gering zu seyn scheint. Wollen wir demnach zur wahren Grösse gelangen, so müssen wir uns zuerst selbst erniedrigen. Ich werde euch daher heute zeigen

I. Was das heiße sich selbst erniedrigen,

II. Wie man durch Selbsterniedrigung zur wahren Grösse gelange.

Erster Theil.

Der Begriff von Selbsterniedrigung ist nicht durchaus bey allen der richtigste. Viele bilden sich ein, sie seyen demüthig und erniedrigen sich selbst, wenn sie von sich selbst schlecht denken, die Vorzüge, welche sie besitzen, gering schätzen, und das gute, das sie verrichten, für gar nichts achten. Aber sie irren sich sehr. Dieses werde ich ihnen beweisen, wenn ich sage, 1) was die Selbsterniedrigung nicht sey, 2) was sie sey.

Jeder

Jeder Mensch hat seine gute und schlimme Seite, jeder gewisse Eigenschaften, die lobenswürdig sind, aber auch andere, welche Tadel verdienen. So wie wir das Böse, das wir an uns haben, hassen müssen, müssen wir im Gegentheile das Gute, so wir besitzen, schätzen. Die Selbsterniedrigung, welche Jesus von seinen Bekennern fordert, besteht also nicht darin, daß man das Gute, welches man an sich hat, gänzlich verkenne, oder von allem Werth herabsetze. Denn das hieße nicht, sich selbst erniedrigen, sondern, sich selbst verachten: das hieße, unempfindlich und undankbar gegen die Vorzüge und Vollkommenheiten seyn, die uns Gott mitgetheilt hat: das hieße, wider besser Wissen und Gewissen handeln, und sich der schändlichsten Heucheley schuldig machen.

Nein, meine Freunde! darin besteht die Tugend der Selbsterniedrigung nicht. Wir sind vielmehr schuldig, das Gute, welches sich innerlich oder äusserlich an uns findet, zu bemerken, und nach seinem Werthe zu schätzen. Wir sind schuldig, uns darüber zu erfreuen, Gott dafür zu danken, und es dahin anzuwenden, wozu es uns von Gott ist verliehen worden. Dabey müssen wir aber weit von dem Sinne jenes Pharisäers entfernt seyn, der zwar die Vorzüge, die er an sich zu bemerken glaubte, schätzte, und mit vieler Rührung Gott dafür dankte, aber seine Nebenmenschen verachtete, und lieblos von ihnen urtheilte: Gott, ich danke dir, daß ich nicht wie andere Leute, Räuber, Ungerechte und Ehebrecher, oder auch, wie dieser Zöllner bin; (*) dieses hieße nicht, sich selbst erniedrigen, sondern sich selbst über andere erheben. Wir müssen bey unsern

(*) Luk. XVIII. 11.

Vorzügen vielmehr den Sinn des heiligen Paulus annehmen, der alles, was er war, der Gnade Gottes zuschrieb: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht vergeblich gewesen: sondern ich habe mehr, als sie alle gearbeitet, nicht aber ich allein, sondern die Gnade Gottes mit mir. (*)

Und eben hierin besteht das Wesen der wahren Selbsterniedrigung, von welcher wir die liebenswürdigsten Züge an Marien bemerken können. Maria, obschon sie zur göttlichen Mutterschaft erhaben ward, massete sich dennoch keines Vorrechtes über andere an, vielmehr hielt sie sich für geringer, als alle andere Menschen: sie ward nicht stolz auf einen Vorzug, dessen sie allein unter allen Sterblichen genoß, sondern fuhr fort, Gott und ihrem Nebenmenschen mit Demuth zu dienen: sie fühlte es ganz, daß sie sich das Gute und Erhabene, das sie besaß, nicht selbst gegeben; sondern daß sie alles, was sie war und hatte, der Fürsorge und Güte Gottes zu danken hätte.

Sehet hier die wesentlichen Eigenschaften der Selbsterniedrigung, die wir von Marien lernen können. Lasset uns eben so gegen Gott und gegen unsern Nebenmenschen gesinnet seyn, wie sie. Es ist Selbsterhebung und zugleich Erniedrigung und Verachtung Gottes, wenn wir unsere Vorzüge und Vollkommenheiten unsern Verdiensten, unserm Fleiß, unsrer Geschicklichkeit, unsrer Tugend zuschreiben. Nein, der Christ, der sich selbst erniedriget, sieht bey allem, was er gutes besitzt, oder gutes thut, auf Gott. So sehr er den

Werth

(*) 1. Kor. XV. 10.

Werth desselben empfindet, so ist er doch weit entfernt, sich das geringste davon zuzuschreiben. Vielmehr erkennet er alles für Gottes freye Gnade, die ihm ohne sein Verdienst und ohne seine Würdigkeit diesen oder jenen Vorzug, dieses oder jenes Gut der Seele oder des Leibs mitgetheilt hat.

Diese Empfindung unsrer Unwürdigkeit und unsrer gänzlichen Abhängigkeit von Gott, wenn sie lebendig in der Seele ist, wird sodann auch unser Betragen gegen unsere Nebenmenschen ordnen und regieren. Ein Mensch, der gegen Gott von Herzen demüthig ist, wird auch gegen andere demüthig seyn. Er wird gewiß seine Gaben und Vorzüge nie dazu anwenden, sich über seine Nebenmenschen zu erheben. Ein Mensch, der sich immer seiner Niedrigkeit, Unwürdigkeit und Strafbarkeit vor Gott erinnert, wird Niemand verachten, der diejenigen Glücksgüter oder Vorzüge, die er besitzt, entweder gar nicht, oder nur in einem geringern Maaße empfangen hat. Er wird seine Vollkommenheiten nicht bemerken, ohne zugleich auf seine noch zahlreichere Mängel und Fehler zu sehen. Ein Mensch, der es weiß und empfindet, daß er der Güte Gottes alles schuldig ist, wird sich auch durch die erhabensten Gaben und Vorzüge nicht verleiten lassen, ein eitles Wohlgefallen an sich selbst zu unterhalten, und nach Ruhm und Ehre bey der Welt zu streben.

Mit solchen Gesinnungen des Herzens gegen Gott und Menschen erfüllt, sucht der sich selbst erniedrigende Christ seine Gaben nicht zur Beförderung seiner Ehre, sondern zur Verherrlichung Gottes und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden. Ohne eitles Gepränge, ohne Aufsehen bey der Welt zu erregen, thut er im Stillen

und Verborgenen Gutes. Er schämet sich nicht, zu den geringsten seiner Mitmenschen sich liebreich herabzulassen, sich der Schwachen anzunehmen, die Verachteten aus dem Staube empor zu heben, und die Rettung der Sünder zu suchen.

Das, meine Freunde! ist die Selbsterniedrigung, die uns das Wort Gottes lehret, daß wir uns nicht zu hoch dünken, sondern uns zu den Niedrigen herablassen; daß wir uns nicht selbst für klug halten, Niemanden Böses mit Bösem vergelten; daß wir uns befleißen, nicht allein vor Gott, sondern auch vor allen Menschen Gutes zu thun. (*) Einer achte den andern in der Demuth höher als sich selbst; ein jeder sehe nicht auf das, was sein ist, sondern auf das, was andern gehört. (**) Das ist die Selbsterniedrigung, durch welche wir zur wahren Grösse gelangen.

Zweyter Theil.

Aber auch über die Bestimmung der wahren Grösse herrschen nicht überall gleichrichtige Begriffe. Die meisten Menschen dünken sich groß zu seyn, wenn sie in mancher zeitlicher Rücksicht über andere hinaussehen, obgleich ihre Denkungsart und ihre Handlungen nichts weniger, als innerliche Seelengrösse verrathen. Diesen Irrthum zu heben werde ich euch 1) die wahre Grösse zeigen, 2) daß man nur durch Selbsterniedrigung dazu gelangen könne.

(*) Röm. XII. 16. 17.
(**) Philipp. III. 3. 4.

Es giebt eine gewisse Grösse, welche bey der Welt einen ganz vorzüglichen Werth hat, und wozu man auf dem Wege der Selbsterniedrigung nicht gelangen kann. Der Mensch dünkt sich, groß zu seyn, weil er von einem bessern Geblüte abstammt, und eine Reihe vornehmer Ahnen zählt, die sich durch grosse Thaten berühmt gemacht; obschon er selbst in seinen Handlungen so kleinlich ist, daß er sich mit dem Niedrigsten seiner Nebenmenschen nicht einmal messen darf. Er dünkt sich, groß zu seyn, weil er Besitzer grosser Reichthümer ist, oder in der Ehre eines bedeutenden Namens und eines vorzüglichen Ranges steht; obschon er weder von seinen Schätzen noch von seinem Ansehen zum Nutzen seines Mitmenschen einen guten Gebrauch macht, sondern vielmehr alles, was er vor andern besitzt, zur Bedrückung der übrigen Menschheit anwendet. Und so giebt es noch viele eitle Dinge, worauf man seine Grösse baut, im Grunde aber recht klein ist.

Nein, Freunde! alle diese Vorzüge können an sich keine wahre Grösse, keinen wahren Werth weder bey Gott noch bey Menschen haben. Es kömmt alles darauf an, ob wir diese Vorzüge auch dazu anwenden, um groß und edel zu denken und zu handeln. Bist du reich, so wirst du erst alsdann den Namen eines Grossen verdienen, wenn du dich nicht als Herrn, sondern als Ausspender deiner Schätze betrachtest, und deinen Reichthum als ein hinterlegtes Gut für deinen dürftigen Nebenmenschen ansiehst. Bist du von hohem Geblüte, so erscheinst du unter deinen Nebenmenschen um so erhabener, je tiefer du dich zu dem Niedrigsten derselben herabzulassen weist, je liebreicher und gefälliger du dich gegen Jedermann, wessen Standes er auch immer seyn mag, beweisest, und je genauer deine Handlungen durch-

aus mit dem Adel deines Herkommens übereinstimmen. Stehst du im Ansehen, oder hast vielleicht gar über andere zu gebiethen, so kannst du die Hoheit deiner Würde nicht anständiger behaupten, als wenn du dein Ansehen bescheiden verbirgst und in deinem Thun dich mehr als Diener dem Herrn bezeigest; wenn du die Gewalt, die du über andere in deinen Händen hast, nicht als Despot, sondern als Vater gebrauchst, und sie nicht zur Bedrückung, sondern zur Unterstützung deiner Untergebenen anwendest. Ueberhaupt wirst du in deiner Seele um so grösser seyn, je weniger du in dem Kreise der Menschheit aus dir selbst machest: und diese Seelengrösse allein ist wahre Grösse, nach der wir streben sollen.

Aber hiezu ist nur derjenige fähig, der sich selbst erniedriget. Nur der Demüthige kann von seinen Gaben denjenigen Gebrauch machen, wodurch er die Ehre Gottes und das Beste seiner Nebenmenschen befördert. Nur der Demüthige denkt und handelt eigentlich groß, weil er ohne Rücksicht auf sich selbst, um Gottes willen und aus Liebe zu den Menschen Gutes thut; weil er nur darin seine Ehre sucht, seine Pflichten zu erfüllen, und alle unedlen und niedrigen Absichten und Begierden unterdrückt. Nur der Demüthige besitzt eine wahre Grösse, da er unermüdet in der Uebung grosser und edler Handlungen ist, wenn sie ihm auch nicht verdankt werden; und da er nach dem Maaße seiner Kräfte so nützlich ist, als er seyn kann. Nur der Demüthige endlich tritt in wahrer Grösse einher, weil er bey allen seinen Unternehmungen stets den grossen Zweck vor Augen hat, Gott über alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben.

Zu dieser Grösse führt die Selbsterniedrigung: und sie ist wahre Grösse, weil sie Gott selbst dafür erkennt, und sie seines gnädigen Beyfalls würdiget. Denn der Demüthige ist Gott angenehm: **Er widersteht den Hoffärtigen, den Demüthigen aber giebt er Gnade.** (*) Diese Grösse ist wahre Grösse, da sie uns Jesu Christo ähnlich macht, der, obschon er in göttlicher Gestalt war, es dennoch nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu seyn, sondern sich selbst erniedrigte. Deßwegen hat ihn auch Gott erhöht, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. (**) Diese Grösse ist wahre Grösse, da sie uns den Engeln Gottes ähnlich macht, die sich nicht schämen, Diener der Menschen, ja selbst der Kinder zu seyn. Diese Grösse ist wahre Grösse, weil sie den Beyfall und die Achtung der würdigsten Menschen vor sich hat.

Und zu welcher Grösse erhebt sich der Demüthige in jener Welt! — Erst dort wird jener merkwürdige Ausspruch Jesu in Erfüllung gehen: **Wer sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden.** (***) Wie Jesus durch seine Selbsterniedrigung auf Erde in dem Himmel erhöhet zu werden, und zur Rechten seines Vaters zu sitzen, verdient hatte: so wird der sich selbst verdemüthigende Christ einst in dem Himmel alle diejenigen hinter sich sehen, die sich auf Erde bey der Welt groß zu machen suchten. Dort wird es heißen: **Freund! rücke hinauf.** (****) Denn du hast auf Erde immerhin den letzten Platz unter den Menschen gesucht, und dich tief

(*) 1. Pet. V. 5.
(**) Phil. II. 5. u. f. w.
(***) Matth. XXIII. 12.
(****) Luk. XIV. 10.

unter andere erniedriget: es gebührt dir also jetzt vor allen, denen du dich zurückgesetzt hast, der erste Rang; du sollst in alle Ewigkeit erhöhet werden.

Beschluß.

Wollen wir demnach vor Gott und der christlichgesinnten Welt wahrhaft groß seyn: so erniedrigen wir uns zuerst selbst, und streben nach dem Beyspiele Jesu durch wahre Demuth des Herzens nach dieser Grösse. Wie die wahre Grösse nur in der edlen Denkungsart und in tugendlichen Handlungen besteht; so ist die erste Stuffe, zu dieser Denkungs- und Handlungsart zu gelangen, die Demuth. Bemerken wir welche Vorzüge und Gaben an uns, die wir an andern nicht wahrnehmen: so sollen wir zwar den Werth derselben schätzen, aber sie niemals als ein Gut ansehen, das wir durch unser Bestreben selbst erworben, oder dessen wir uns durch unsere Verdienste würdig gemacht hätten; sondern es lediglich der Barmherzigkeit Gottes verdanken, daß sie sich wohlthätiger gegen uns als gegen viele unserer Nebenmenschen bewiesen hat.

Dabey aber sollen wir uns stets erinnern, daß die guten Gaben uns nicht deßwegen verliehen worden, um sie zur Nahrung unsers Stolzes und Hochmuths, zur Verachtung und Bedrückung unsers Nebenmenschen zu mißbrauchen; sondern um Gottes Ehre und des Nächsten Wohlfahrt zu befördern, und dadurch zu jener Grösse zu gelangen, die uns Achtung auf Erde und Heil in dem Himmel erwirbt. Amen.

Auf das Fest der Himmelfahrt Mariens.

Maria hat den bessern Theil erwählt, der von ihr nicht wird genommen werden. Luk. X. 4. 2.

Eingang.

Es ist doch wohl Niemand auf der Welt, der seine Freude nicht an gewissen Dingen hat. Nur Schade, daß unsre Freude sich größtentheils nur auf solche Gegenstände erstreckt, die von keinem wahren Werth und nur Freuden der Sinnlichkeit sind, die nichts zur Veredlung und Beruhigung unsers Herzens beyträgt, und nicht mit uns in die Ewigkeit übergeht.

Jesus allein und seine Lehre sollte nach dem Beyspiele der Maria in dem heutigen Evangelium unsre einzige, wahre Freude seyn. Während ihre Schwester, die Martha ihre Freude an den häuslichen Geschäften hatte, setzte sie sich zu den Füssen Jesu, und freute sich über den Unterricht, den er ihr gab. Deßwegen räumte er auch der Freude, welche Maria wählte, den Vorzug ein, und sagte, daß sie den bessern Theil erwählt hätte, der von ihr nicht würde genommen werden.

Unter dem Bilde dieser Maria stellt die Kirche uns heute Marien, die Mutter Gottes vor. Diese, wie

jene,

jene, suchte in ihrem ganzen Leben keine andere Freude, als Gott zu erkennen, seinen Willen zu befolgen, und fromm und tugendhaft zu leben. Diese Freude verließ sie nie, sondern begleitete sie heute an dem Tage ihres Hinscheidens bis in den Himmel, wo sie erst den höchsten Grad der Vollkommenheit erhielt, der in Ewigkeit nicht von ihr wird genommen werden.

Wollen wir einst zu jenen himmlischen Freuden gelangen, zu denen Maria uns heute vorgegangen ist: so müssen wir uns schon in diesem Leben dazu vorbereiten. Wir dürfen schon jetzt keine andere Freude suchen, als die mit jener in dem Himmel in der genauesten Verbindung steht. Es giebt aber keine andere Freude auf Erden, welche so unzertrennlich mit den himmlischen Freuden verknüpfet ist, als die Freude der Tugend. Aechte Tugend gewährt hier und dort

I. Die edelsten Freuden,
II. Die dauerhaftesten Freuden.

Erster Theil.

Aechte Tugend war die Freude Mariens: und diese soll auch unsre Freude seyn. Freuden, die nichts zu unsrer Vervollkommnung beytragen, sondern uns vielmehr unvollkommen machen, die nur von sehr kurzer Dauer sind, und das Gemüth beunruhigen — diese Freuden sind unedel und eines Christen unwürdig. Wer sich solchen Freuden überläßt, der verfehlt die Zielscheibe, nach der er trachten soll, seine Vervollkommung, seine Ruhe. Die Tugend allein giebt edle Freuden, 1) Freuden zu unsrer Vervollkommung, 2) Freuden zu unsrer Beruhigung.

Alles,

Alles, was die Welt vortreffliches hat, ist gegen die Tugend gerechnet, wahres Kinderspiel, und hiemit sind auch alle Freuden der Welt in Vergleichung mit den Freuden der Tugend kindische Freuden: und wer diese Freuden liebt, der macht sich selbst zum Kinde, der verunedelt seinen Menschencharakter, und erweißt seiner Religion Unehre. Christ, du sollst alles haben, was die Welt vortrefflich zu nennen pflegt, was wird es dich nützen, wenn du nicht tugendhaft bist? — Besitze meinetwegen die schönsten und bequemsten Paläste, ziere alle deine Zimmer mit Meisterstücken der Mahlerey und Bildhauerkunst aus, schaffe dir das prächtigste Hausgeräthe an, halte die schönste Musik und niedlichsten Mahlzeiten, genieße die heitersten Freuden der königlichen Schätze, hab alles, was nur immer deine Sinne ergötzen, und dein Herz reitzen kann; denn frag dich selbst: Was ist mir unter allen diesen das liebste? — Vielleicht wird dir die Beantwortung dieser Frage nicht sogleich einfallen. Wenn du aber deine Vernunft brauchen und nachdenken willst: so wird dir deine Selbstliebe sagen: Ich — ich selbst bin mir das liebste, an mir selbst finde ich meine größte Freude. Alles, was ich habe, habe ich vorzüglich um meinetwillen. Wenn ich nichts tauge, wenn ich elend bin, was hilft mir alles andere? —

Und was bin ich denn ohne die Tugend? — Was ist ausser dieser schätzenswürdig an mir? — Bin ich deßwegen schon besser, frömmer und vollkommener; weil ich ein schöners Haus und eine kostbarere Einrichtung besitze, als andere; weil ich niedlicher speise, als andere; weil ich mir Lustbarkeiten aller Art verschaffen kann? — Ach, liebe Freunde! wenn ich nicht tugendhaft bin, so habe ich nichts, worüber ich mich wahr-

haft

haft erfreuen kann. Die Tugend allein ist meine eigenthümliche Vollkommenheit. Die Schönheit des Hauses ist eine Eigenschaft des Hauses; die Vollkommenheit des Gemäldes ist eine Eigenschaft des Gemäldes. Die Tugend allein ist eine Eigenschaft von mir: durch diese bekomme ich selbst einen Werth — einen Werth, der mich bey Gott und der vernünftigen Welt geltend macht. Und was kann mir edlere Freude machen, als wenn mir mein Gewissen sagt: Ich bin tugendhaft — bin vollkommen, wie mein Vater, der im Himmel ist. (*) In diesem Zustande — o, wie wohl ist es mir! wie öffnet mein Herz sich jedem Vergnügen! — So wie dem gesunden Menschen jede Speise schmackhaft ist, die der Kranke mit Eckel genießt, so hat auch eine gesunde, tugendhafte Seele mehr Empfindung für jedes unschuldige Vergnügen, als eine andere, die sich wegen ihres Verhaltens Vorwürfe machen muß.

Welche Ruhe gewähren nicht die Freuden der Tugend! — Wenn ich tugendhaft lebe, so empört sich mein Gewissen nicht wider mich, und klagt mich wegen keiner Uebelthat an: ich trete einem jeden ruhig unter die Augen, ohne wegen meinen Handlungen schamroth zu werden. Der Beyfall, den mir mein Gewissen bey meiner Handlungsart giebt, läßt mich getrost hoffen, daß der gute Regierer meiner Schicksale mit Wohlgefallen auf mich herabsehe.

Es ist wahr, die Welt ist an Freuden fast unerschöpflich. Aber wie wenig trägt ihr Genuß zu unsrer Gemüthsruhe bey! — Wissenschaft, Ruhm und Reichthum sind drey reichhaltige Quellen der Freuden, aber keiner

(*) Matth. V. 48.

keiner so edeln und vollkommenen Freuden, als jene der Tugend sind. Gesetzt, daß ich die größte Gelehrsamkeit besäße, aber die Kunst nicht verstünde, die Zügellosigkeit meiner Begierden einzuschränken: so würde ich ja doch stets die Pein empfinden müssen, womit sie mich an meinem Studiertische quälten und beunruhigten. So wenig die Wissenschaft allein die Nerven stärkt, eben so wenig kann sie ohne Tugend das Herz beruhigen. Gesetzt, ich hätte mir durch die ganze Welt Ruhm erlangt, jedermann spräche gut von mir, und lobte meine Eigenschaften; was nützten mich alle Lobsprüche der Menschen, wenn ich ein böses Gewissen hätte? — Das böse Gewissen foltert mich, ich schleppe es in jede Gesellschaft, es legt sich mit mir nieder und steht mit mir auf, es sagt mir immer: Du bist ein pflichtvergessener Mann — du hast kein Recht auf Gottes Belohnungen. Gesetzt, ich wäre in der Welt der reicheste Mann; was würde mich mein Reichthum nützen, wenn ich nur ein Wächter und Sklave desselben wäre, wenn ich immer die Besorgniß haben müßte: Vielleicht sind meine Schätze mit vielem Schweiße meines armen Mitmenschen vermischt; vielleicht sind sie von Wittwen und Waisen erpreßt; vielleicht gehört vieles davon gar nicht einmal mein? — Und so ist keine einzige irdische Freude beruhigend für uns, wenn sie nicht aus der Freudenquelle der Tugend herfließt.

Die Tugend allein giebt Freude zur Beruhigung. Durch sie sitzt der Gelehrte ruhig bey seinen Büchern, und wird von keiner Leidenschaft gestört; durch sie hat der Angesehene nicht nur Ehre bey Menschen, sondern auch bey Gott, und sein Gewissen überzeugt ihn, daß sein Ruhm wahres Verdienst seiner Rechtschaffenheit ist; durch sie lebt der Reiche unbekümmert auf seinen Gütern,

und

und sieht seinen Reichthum als reinen Segen Gottes an, den er nicht ängstlich verwahrt, sondern mildthätig unter seine dürftige Nebenmenschen ausspendet. Wie sehr sollten wir also nach wahrer Tugend ringen, wenn sie uns so edle Freuden gewährt — Freuden, die uns in den Stand der höchsten Vollkommenheit und sichersten Ruhe setzen! —

Die Anstalten zum Besten der Welt sollen noch so gut seyn, so sind sie doch untauglich, Menschenglück zu befördern, wenn nicht auch jeder Mensch sich um die Tugend bemüht. Man sucht Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu verbessern, um dadurch der Menschheit fortzuhelfen; aber der Gewinn, den sie dabey macht, ist für sie von niederer Bedeutung. Wir bekommen freylich durch die Verbesserung der Wissenschaften gelehrtere Leute, durch die Verbesserung der Baukunst bequemere und schönere Häuser, durch die Verbesserung der Fabricken feinere Waaren, durch die Verbesserung der Landwirthschaft fruchtbarere Aecker und vollkommeners Vieh. Aber alle diese Verbesserungen haben auf das wahre Wohl der Menschen wenig Einfluß, und verschaffen wenig ächte Freude, wenn nicht die Herzen verbessert, und zur Tugend gebildet werden. Durch die Tugend allein bekommen wir frohe, zufriedene, vergnügte und glückliche Menschen. Alles übrige, was wir ausser der Tugend empfinden, ist nichts, als Traum. Sobald der Körper im Sarge liegt, ist der Traum dahin.

Zweyter Theil.

Die Tugend verschafft also die edelsten Freuden. Aber sie gewährt auch die dauerhaftesten. Heißen die Freuden der Welt, wie sie wollen, so nehmen sie ein Ende, und öfters bälder, als wir es nur denken. Entweder spielt uns die Natur einen Streich, und raubt sie uns, oder die Menschen sind uns neidig, und bringen uns darum. Die Freuden der Tugend aber sind keinem Raube ausgesetzt; sie dauern fort, wenn auch die ganze Welt zu Grunde geht. Denn sie können nicht zernichtet werden 1) durch die Kräfte der Natur, 2) durch die Kräfte der Menschen.

Die Tugend ist das einzige beständige Gut, also können wir auch ihre Freuden beständig genießen. Denn die Tugend ist eine Eigenschaft unsrer Seele, und ihre Freuden sind Freuden des Geistes. So wenig die Natur im Stande ist, unsern unsterblichen Geist zu vernichten, eben so wenig kann sie die Tugend und ihre Freuden von ihm trennen. Ihre Kräfte können nur auf die Materie wirken, und körperliche Eigenschaften erhöhen oder niederdrücken. Aber der Tugend können sie nicht schaden, ihre Freuden können sie dem Tugendhaften nicht rauben. Oder was hat sie in ihrem unermeßlichen Schooße, vor dem sich die Tugend fürchten dürfte? — Was hat sie, das mir meine Tugend, meine Freuden ohne meine Einwilligung nehmen könnte? — Ich kenne ihre Gesetze: ich weiß es, daß Schönheit, Stärke und Leben in ihrer Gewalt sind, daß sie selbe nach Belieben dem Einen geben, dem Andern rauben kann. Aber über die Tugend und ihre Freuden hat sie nicht zu gebiethen — diese kann sie weder geben noch nehmen.

Jüngling! die Blüthe deiner Jahre steht in der Hand der Natur. Sie kann dich um deine Kräfte, um deine Munterkeit, um alle Vorzüge deiner Jugend bringen: sie kann deinen Körper zurückfordern, und Gras und Blumen daraus bilden. Aber dir die Tugend zu rauben, sind alle ihre Kräfte zu schwach. Mädchen! du übertrifft an Schönheit alle Töchter deines Vaterlandes. Aber wisse: deine blühende Farbe wird einst gelb werden, deine heitere Stirne werden Runzeln umwölken, dein stolzes Haupt wird sich beugen, dein schlanker Leib wird vom Alter gedrückt, in die Grube sinken. Alles dieß wird die Natur veranstalten. Aber deine Tugend berührt sie nicht, ihre Reitze bleiben immer schön, und ihre Freuden wandeln mit dir bis in die Ewigkeit. Je länger du an dir besserst, desto besser wirst du; je länger du gegen deine Leidenschaften kämpfest, desto unumschränkter wird deine Herrschaft über sie: und wenn endlich dein Körper zurückgefordert wird: so kann deine Tugend desto freyer wirken; weil nun alle die Hindernisse hinwegfallen, die von der grossen Reitzbarkeit deiner Nerven, von den Fehlern deines Geblüts und Eingeweides herrühren. Reicher! laß die Natur alle ihre Kräfte wider dich aufbiethen, laß ihren Donner, ihren Hagel, ihren Sturm, ihre Fluthen, ihre Flammen auf dich losstürmen; was wird sie ausrichten? — sie zerstört dein Haus, deine Hausgeräthe, deinen Garten, dein Feld, dein Geld, deinen Körper — und was noch? — nichts mehr. Wenn dein Körper verwesen ist, so sind ihre Kräfte erschöpft, so legt sich ihr Toben. Die Tugend bleibt dir, so lange dein Geist nicht zerstört wird: und diesen zu zerstören, diesen von dem Schöpfer zur Unsterblichkeit bestimmten Geist zu zerstören, sind alle Kräfte der Natur viel zu schwach.

E.

So wie die Kräfte der Menschen zu schwach sind, deiner Seele und Tugend zu schaden, wenn du nicht selbst willst. Sollten wir auch auf dieser Welt, wie Jesus und seine Jünger verfolgt werden, so bleibt die Tugend doch stets unsre Trösterin. Das Gefühl unsrer Tugend beruhiget uns, wenn auch unser Kleid verachtet wird. Böse Menschen sollen uns ihre schiefen Urtheile empfinden lassen, wie sie wollen; sie sollen schlecht von uns reden und uns Ehre und guten Namen rauben: das Zeugniß unsers Gewissens hält uns gegen alle ihre Angriffe schadlos. Wir freuen uns mitten im Sturme der Verfolgungen, und diese Freude endigt sich am Grabe nicht. Wenn uns alle unsere Freunde verlassen, wenn der eine von uns scheidet, der andere uns untreu wird, was thut uns alles dieß? — Die Tugend scheidet niemals von uns, wird uns niemals untreu, wenn wir nicht zuerst von ihr abweichen.

Bewaffne dich gegen uns, Neid, du dem Ehrgeizigen so furchtbares Ungeheuer! vielleicht kannst du alle Welt bereden, wir wären Thoren, gewissenlose Heuchler. Deßwegen bleiben wir doch, wer wir sind, so wie der Mond immer einerley Grösse behält, wenn er auch gleich bisweilen der ganzen Welt nur wie eine schmale Sichel vorkömmt. Sind wir tugendhaft und vergnügt, so bleiben wir es aller feindseligen Bemühungen des Neides ungeachtet. Eher wird der Neid die Herzen unserer Feinde durchnagen, als unsrer Tugend nur im geringsten schaden.

Die Diebe sollen unsere Wohnungen erbrechen, unsere Hausgeräthe rauben, und uns in den Bettelstand setzen: so sind wir zwar häuslicher Bedürfnissen arm, aber an den Bedürfnissen unsrer Seele haben wir

Ueberfluß. Und wenn wir diese haben, so genießen wir mehr Freude und Zufriedenheit, als der tugendlose Reiche in dem Stande des Ueberflusses.

Freunde, welch ein köstlich Gut ist doch die Tugend! wie beseligend sind ihre Freuden! welchen Himmel genießt der Tugendhafte schon jetzt auf dieser Erde! Wenn alles in der Verwirrung ist, wenn der Eine über die Mißgünstigkeit der Natur, der Andere über die Feindseligkeit seiner Mitmenschen sich beklagt, und sich für unglückselig hält: so freut sich der Tugendhafte und schätzt sich in dem nämlichen Schicksale glückselig. Was Wunder? — Derjenige, der sein Herz an flüchtige Dinge heftet, und ausser den sinnlichen Freuden keine Freude des Geistes empfindet, muß bey dem Verlust vergänglicher Dinge sein ganzes Herz verlieren, und mit seinem Herzen auch seine einzige Freude. Aber derjenige, der nur nach Tugend strebt, und sich in ihr als seinem höchsten Gut erfreuet, behält sein Herz und seine Freude; weil weder die erzörnte Natur, noch sein feindseliger Mitmensch seiner Tugend schaden kann. Und wenn die ganze Welt zusammenstürzt, und mit dem Körper auch die Freude der Tugendlosen zerquetscht: so freut sich der Tugendfreund unter ihren Ruinen, daß er tugendhaft ist; weil seine Tugend nicht mit ihm zu Grunde geht.

Beschluß.

Nun denn, Freunde, so freuen wir uns in unserm Leben; aber freuen wir uns so, daß wir im Tode über unsere Freude nicht trauren dürfen! — Setzen wir unsre Freude nicht auf eitle und vergängliche Dinge, die

die des Menschen unwürdig und flüchtig sind, die mehr zu unsrer Unvollkommenheit als Vollkommenheit beytragen, die, statt unser Herz in eine heilige Ruhe zu versetzen, dasselbe in steter Unruhe erhalten, die alle Augenblicke ein Raub der Zeit, oder der Natur oder der Menschen werden können. Die Tugend allein soll hienieden unsre Freude seyn: sie allein hat einen wahren Werth, einen Werth, der auch im Himmel geltend ist. Ihre Freuden verschlimmern unser Herz nicht, sondern bessern es, schaffen nicht Unruhe, sondern Ruhe; sie sind unzerstörbar, und keiner Veränderung der Zeit, keiner Mißgunst der Natur, keiner Bosheit der Menschen unterworfen; sie verlieren ihren Geschmack nie, sondern schmecken um so besser, je länger sie genossen werden. Und wenn hienieden unser Leben vollendet ist, und wir zu dem ewigen berufen werden: so reisen sie mit uns in das Land der Seligen, vervollkommen sich daselbst, und bleiben ewig bey uns. Amen.

Dritte Abtheilung.

Feste der Heiligen.

Auf das Fest
des heiligen Apostels Andreas.

Sie verließen alsogleich ihre Netze und folgten ihm nach. Mark. I. 18.

Eingang.

Jesus rief in dem heutigen Evangelium die Fischer, daß sie ihm nachfolgen sollen. Sie verließen auch gleich ihre Netze und folgten ihm nach. Merkwürdig ist es immer, daß so rohe Menschen, wie diese Fischer waren, so grosse Bereitwilligkeiten zeigten, ihr Gewerbe zu verlassen, und einem unbekannten Rufe zu folgen, ohne daß sie recht wußten, was eigentlich in der Zukunft aus ihnen werden sollte. Gewiß hatte dieser Ruf eine ganz besonders einwirkende Kraft auf ihr Herz, daß sie einen so schnellen Entschluß faßten.

Mich-

Möchten wir doch auch so bereitwillig seyn, wenn uns Gott ruft! — Er ruft uns öfters zwar nicht durch sich selbst, sondern durch sein Wort, durch sein Gesetz, durch unser Gewissen, und durch mancherley Veranstaltungen in unserm Leben, daß wir das alte Sündengewerbe verlassen und ihm folgen sollen. Bald warnet, bald strafet, bald ermuntert er uns, und dazu bedient er sich verschiedener Mittel, um uns zu sich zu führen. Wie glücklich wären wir demnach, wenn wir jede Rührung dazu anwendeten, damit sie ihre volle, ganze Wirkung zu unsrer Besserung äussern könnte.

Allein wir vereiteln leider auf mancherley Art diese so wichtige Anstalten, die Gott zu unserm Heile macht. Selten hat die göttliche Stimme, sie mag nun durch das Gesetz, oder durch das Gewissen, oder durch Strafen oder durch Wohlthaten zu uns reden, so viel Kraft, uns von dem Bösen abzuziehen und zum Guten zu leiten: ja viele sind sogar ganz taub dazu, und lassen sie vorübergehen, ohne sie zu hören; viele werden zwar dadurch zum Guten erweckt; aber sie achten den Trieb nicht und fahren fort in dem, was sie einmal gewohnt sind. Das ist also die wahre Ursache des unwirksamen Rufs Gottes.

I. Viele hören ihn nicht,
II. Viele hören ihn, aber folgen nicht.

Erster Theil.

Dieser Zustand des Menschen ist immer der gefährlichste, wenn ihn Gott ruft, und er den Ruf nicht hört; wenn weder Warnungen, noch Drohungen noch

Ermunterungen Eindruck auf sein Herz machen. Ein solcher Mensch bereitet sich gewiß den Weg zu seinem Verderben. Es sind aber Ursachen, warum der Ruf Gottes öfters bey den Menschen so fruchtlos ist: 1) gewisse Lieblingssünden, denen sie ergeben sind, 2) gänzliche Herzensverhärtung, die sie selbst suchen.

Keinem unter uns fehlt es an Veranlassungen, gute Regungen in unserm Herzen hervorzubringen. Es ist keine Wohlthat, die uns widerfährt, keine Trübsal, die uns zustößt, keine Begebenheit, die andern begegnet, keine Betrachtung, die wir über göttliche Wahrheiten anstellen, ja, ich kann hinzusetzen, es ist keine Stunde in unserm Leben, da nicht bey uns ein guter Eindruck, oder eine heilsame Rührung, oder ein frommer Entschluß bewirkt würde. So mannigfaltig sind die Anstalten Gottes, wodurch er uns zu sich zu ziehen sucht. Und wenn endlich alle äusserliche Veranlassungen zu unsrer Besserung vergebens sind: so weckt er noch dazu unser Gewissen, welches uns manchmal mächtig antreibt, dem Bösen zu entsagen, und das Gute zu ergreifen.

Allein wir sind zu allen diesen Besserungsmitteln so taub, wie ein durch einen ausserordentlichen Schall betäubtes Ohr zu andern Tönen. Die Sünden, an die wir gewöhnt sind, betäuben unsern Geist so, daß er sich durch keine andere Eindrücke rühren läßt, als durch diejenigen, die mit seinen Lieblingsphantasien übereinstimmen. Gott soll die Schätze des Geitzigen noch so groß werden lassen, so werden sie nur seinen Geiz vermehren; er soll sie ihm durch Unglück verzehren lassen, so wird er sie neuerdings zusammenscharren; er soll ihm sein Unrecht durch die Stimme des Gewissens

ver=

verweisen, so wird das tönend Erz sein Herz betäuben, daß er die Stimme nicht hört. Gott soll dem Wohllüstigen die Schande seiner Wohllust auf mancherley Art fühlen lassen; was wird es ausrichten? — nichts. Sein Herz ist voll Wohllust und zu tief in die Gegenstände des Fleisches verwickelt, als daß es einer andern Rührung, als einer wohllüstigen fähig seyn sollte — die Stimme Gottes geht fruchtlos vorüber.

Ein solches Herz, das an gewisse Lieblingssünden gewöhnt ist, gleichet einem mit Disteln und Dörnern und anderm Unkraute überwachsenen Erdreiche, in das der gute Saamen nicht eindringen kann; weil er sich in dem Unkraute und in den Dörnern verliert. So verlieren sich in einem Herzen, das stets mit irdischen und fleischlichen Gedanken beschäftigt ist, alle Warnungen vor dem Bösen und alle Ermunterungen zu dem Guten in jenen sinnlichen Gegenständen, von denen es umgeben ist. Und wenn Gott ein solches Herz nicht durch einen ausserordentlichen Schlag, wie z. B. jener war, der den Saulus zu Boden streckte, erschüttert, so werden die ordentlichen Heilsmittel keinen Eindruck machen.

Aber grösser ist die Bosheit und gefährlicher der Zustand jenes Menschen, der sein Herz gegen den Ruf Gottes mit Vorsatz verhärtet. Dieß war der Fall bey den Juden. Jesus verrichtete unter ihnen so einleuchtende Wunder, daß jeder Zuschauer dadurch hätte gerührt, und zum Nachdenken über die Göttlichkeit der Person Jesu gebracht werden müssen. Allein diese Wirkung hatten diese Wunder bey den Pharisäern nicht. Auf sie, welche sich nur von Haß und Neid beherrschen ließen, machte weder der Anblick der Wunder, noch die

vollkommene Unschuld des Charakters Jesu einen Eindruck. Vielmehr nahmen sie daher Gelegenheit, die unbesonnensten und ruchlosesten Lästerungen über Jesum auszuschütten. So ganz abgehärtet war ihr Herz gegen alle Ueberzeugung und Rührung!

Höher kann in Wahrheit die Bosheit nicht steigen, als wenn man die göttlichsten und augenscheinlichsten Beweise für die Wahrheit nicht erkennen will, ja wenn man dieselben sogar zur Bestärkung im Irrthume anwendet. Wenn man seine Augen gegen das Sonnenlicht verschließt, und doch sagt: die Sonne scheine nicht: dieß ist der boshafteste Unsinn. Und doch waren es nicht nur die Juden, sondern es sind auch heut zu Tage noch viele Menschen, welche auf eben diese Art, wiewohl nicht in gleichem Grade, sündigen, und durch langes Sündigen eine unglückselige Fertigkeit erlangt haben, ihr Herz gegen alle gute Eindrücke und Rührungen zu verhärten.

Wenn auch die Bibel noch so deutlich und überzeugend an ihren Verstand und an ihr Herz redet: so sind ihre Aussprüche für sie dunkel und zweifelhaft; weil sie nicht belehrt und überzeugt seyn wollen. Sie sehen die Wunder und Wege Gottes, sie erfahren seine Wohlthaten, aber ihr Herz bleibt ungerührt; weil sie nur bey den sichtbaren Mittelursachen stehen bleiben, ohne auf Gott, den Urheber und Veranstalter des Guten zurückzublicken. Gericht und Ewigkeit, das Schrecklichste und Rührendste unter allem, was die Schrift lehret, ist ihnen gleichgültig, wo nicht gar lächerlich, weil sie es für vortheilhaft finden, beydes zu läugnen, oder in Zweifel zu ziehen. Und wenn auch Augenblicke in ihrem Leben kommen, da sie nicht völlig gewissen

Ein-

Eindrücken, die Religion und Gewissen auf ihr Herz macht, ausweichen können; so lassen sie es beym blossen Empfinden bewenden, und folgen dem Rufe Gottes doch nicht.

Zweyter Theil.

Dieß sind also diejenigen, welche die Stimme Gottes in den verschiedenen Anstalten zu ihrer Besserung hören und erkennen; aber nichts desto weniger auf dem nun einmal gewohnten Wege des Lasters und der Thorheit fortwandeln. Ihr Herz wird so manchmal gerührt, und es fehlt nicht viel, daß sie den Entschluß eines frömmern Lebens fassen. Allein 1) ersticken sie theils diese Rührungen, 2) theils lassen sie selbe unbenützt.

Es waren gewiß auch Viele unter den Juden, welche durch die Wunder Jesu und seinen unbescholtenen Wandel gerührt und zum weitern Nachdenken gebracht wurden. Allein sobald die ersten Eindrücke verschwunden waren, verfielen sie in ihren gewohnten Leichtsinn. Es war bey ihnen mehr vorwitzige Neugierde, als Streben nach Ueberzeugung. Deßwegen waren sie auch nicht zufrieden, daß Jesus seine Wundermacht auf eine ausserordentliche Art dargethan hatte; sondern sie verlangten noch grössere Wunder. Und warum dieses? — Keineswegs um der stärkern Ueberzeugung willen, sondern nur um ihre vorwitzige Neugier zu befriedigen.

In der Hauptsache verhalten sich viele Christen auf ähnliche Art gegen den Ruf Gottes und gegen die Eindrücke und Rührungen, welche der heilige Geist auf verschiedene Weise in ihnen hervorbringt. Ihr Leichtsinn

sinn erlaubt es ihnen nicht, einen heilsamen Gebrauch davon zu machen. Der gute Vorsatz, welcher bey dieser oder jener Veranlassung mit Gewalt in ihnen hervorgebrochen, verschwindet wieder eben so schnell. Und oft sind gerade die stärksten Rührungen zugleich diejenigen, welche am ersten verfliegen. Dieß geschieht um so leichter, wenn etwa solche Gedanken und Vorstellungen entstanden sind, welche ihren herrschenden Neigungen zuwider sind, oder die verwundete Seite ihres Herzens angreifen. Dann suchen sie sich der ihnen so lästigen Eindrücke zu entledigen. Sie eilen ihren gewöhnlichen Zerstreuungen, Arbeiten und Vergnügungen zu. Dabey vergessen sie nun den Gedanken, der sie rührte, und den guten Entschluß, den er in ihnen wirkte. Diese Verwicklung in ihre Geschäfte stellt ihnen alles andere als unwichtig vor, was sie nicht in den Stand setzt, ihre Güter zu vermehren. Bey dem Genuß der Freuden verschwindet das Andenken an alles das, was die Seele ernsthaft oder nachdenkend machte. Bey dem Anblick des Irdischen wird ihnen der Gedanke an die höhere Güter des Himmels aus den Augen gerückt. Der Betrug der Sünde macht sie gegen Reue und Besserung gleichgültig. Auf diesem Wege gehen unzählige gute Rührungen und Eindrücke verlohren.

Allein wenn bey Unterdrückung solcher Rührungen, die Gottes Ruf in ihnen wirkt, nur dieß der einzige Verlust wäre, daß sie ohne Nutzen vorübergiengen: so könnte man denken, daß sie bey ihrem öftern Entstehen doch wohl noch ihre Wirkung haben könnten. Aber es ist damit noch eine grössere Gefahr verbunden. Es wird nämlich dadurch die Fühlbarkeit gegen das Gute schwächer, und im Gegentheile die Gewalt der Sünde stärker. So aber, wie jene abnimmt, und diese wächst,

ist

ist die gänzliche Verhärtung des Herzens die gewisseste Folge. Und dieß ist alsdann der größte und oft unersetzlichste Nachtheil, der aus der leichtsinnigen Unterdrückung guter Eindrücke und Rührungen entsteht.

Nebst diesen giebt es noch Leute, die zwar die guten Regungen, welche das Wort Gottes in ihnen hervorbringt, nicht vorsätzlich unterdrücken, aber sie auch nicht benutzen. Solche waren gar viele unter den Juden zu den Zeiten Jesu. Sie sahen die Wunder, welche Jesus unter ihren Augen wirkte, sie hörten die Lehre, welche er ihnen vortrug, und verwunderten sich, wie ein Mensch so grosse Thaten verrichten, und so schöne Worte des Heils reden könnte. Diese Verwunderung war gewiß eine Art der Rührung. Allein dieß war es auch alles, was der grosse Haufe that. Statt sich durch die Verwunderung zum Nachdenken, durch das Nachdenken zum rechtmässigen Verhalten gegen Jesum leiten zu lassen, blieben sie blos bey den ersten sinnlichen Eindrücken stehen, welche die Wunder und die Lehren auf sie machten. Sie verfolgten den Eindruck nicht, und dachten nicht nach, wie sie solchen zu ihrer Sinnesänderung anwenden wollten; sondern blieben dabey so ungläubig, als zuvor.

Aber eben so handeln auch die meisten Menschen, wenn etwa ihr Herz durch die Lehren und Warnungen des Wortes Gottes gerührt wird. Sie sind nicht so hart oder so leichtsinnig, daß sie den Regungen des Gewissens widerstehen sollten, wenn es sie anklagt oder verdammt. Sie hören auf die Stimme, die in ihnen redet, sie fühlen die Rührung, die in ihnen vorgeht, das Herz bricht, sie werden ernsthaft, sie seufzen, sie weinen, und fassen gute Vorsätze. Dieses ist aber auch

alles,

alles, was sie thun: und es scheint ihnen auch zur Busse schon hinreichend zu seyn, ja sie preisen sich vielleicht glücklich, daß sie solche Regungen empfinden, die ihnen ein sichers Merkmal ihres gebesserten Herzens zu seyn dünken.

In dieser süssen Einbildung gehen sie hin, ohne wirklich frömmer zu werden, oder nur eine ihrer Lieblingssünden abzulegen. Aber eben dadurch bleiben sie immer weiter von der wahren Heiligung des Herzens und Wandels entfernt. Bey allen guten Rührungen, die sie empfinden, bey allen heiligen Entschliessungen, die sie fassen, bleiben sie immer die ungebesserten Menschen, die sie zuvor waren. Sie beweisen durch ihr Beyspiel, daß die besten Eindrücke und frömmsten Vorsätze unnütze, und Gott mißfällig sind, wenn sie nicht in That verwandelt werden.

Beschluß.

Freunde, wie viel muß uns demnach daran gelegen seyn, daß wir gegen die Stimme Gottes, die er in seinem Worte oder in unserm Gewissen hören läßt, und gegen die guten Triebe, die dadurch so oft in uns entstehen, folgsam sind! — Gott sucht unser Heil so sorgfältig, und veranstaltet so viele Mittel dazu, daß es nur bey uns liegt, sie zweckmässig zu gebrauchen. Wenn wir irre gegangen sind, und auf dem Wege des Verderbens wandeln: so läßt er nichts unversucht, um uns wieder auf die gute Bahn zurückzuführen, von der wir abgewichen sind. Warnungen, Ermunterungen, Drohungen, Wohlthaten, Strafen — alles wendet

er

er dahin an, um uns wieder gut zu machen, wenn wir böse geworden sind.

Lassen wir doch den Ruf, den er auf so mancherley Art an uns thut, in unser Herz dringen, und beseitigen wir die Hinderniße, die uns selben nicht hören lassen! Machen wir unser Herz frey von jenen Sünden, die ihm den Eingang in selbes verschließen, und verstopfen wir die Ohren nicht mit Vorsatz gegen die Stimme Gottes, um unser Gewissen in der gefährlichen Ruhe und Sicherheit zu erhalten! — Unterdrücken wir die Regungen zum Guten nicht, wenn sie in uns erwachen, und lassen wir sie nicht so fruchtlos vorübergehen; sondern nähren wir sie vielmehr, und bedienen wir uns ihrer zum Nachdenken und zur Besserung unsers Herzens und Wandels, damit wir, wenn wir sie leichtsinnig ausser Acht lassen, nicht einst jene schrecklichen Worte hören müssen, welche Gott den Unbußfertigen androhet: **Weil ich rief, und ihr euch geweigert hattet — so will ich auch zu euerm Untergange lachen** ꝛc. (*) Amen.

(*) Sprüchw. I. 24.

Auf

Auf das Fest des heiligen Apostels Thomas.

Selig sind, die nicht gesehen, und doch geglaubt haben. Joh. XX. 29.

Eingang.

Thomas, wie das Evangelium sagt, war nicht dabey, als Jesus seinen Jüngern das erstemal nach seiner Auferstehung erschienen war. Die andern sagten es ihm zwar: wir haben den Herrn gesehen; (*) allein er wollte es durchaus nicht glauben, bis er ihn selbst gesehen hätte. Nach acht Tagen, da Thomas auch gegenwärtig war, erschien er ihnen wieder, und nach dem gewöhnlichen Friedenswunsche sagte er zu ihm: Reich deine Finger her, und sieh meine Hände; reich auch deine Hand her, und lege sie auf meine Seite, und sey nicht mehr ungläubig, sondern gläubig. (**) Thomas hatte nun von der Auferstehung Jesu jene sinnlichen Beweise, die er sich wünschte. Ganz betroffen, wußte er seinen Glauben nun nicht anders zu bekennen, als mit den wenigen Worten: mein Herr und mein Gott! (***) Jesus, weil er seine Bereitwilligkeit

zu

(*) Joh. XX. 25.
(**) Ebend. 27.
(***) Ebend. 28.

zu glauben sah, ahndete seinen vorigen Unglauben mit ganz gelinden Worten: weil du mich gesehen hast, Thomas, so hast du geglaubt. (*) Hierauf erklärte er aber diejenigen für selig, die nicht sehen, und dennoch an ihn glauben.

Dieß hat er vornehmlich uns, die wir ihn nicht mit leiblichen Augen gesehen haben, zum Troste gesagt; uns hat er dadurch den kummervollen Gedanken benehmen wollen, als ob zwischen uns und seinen damaligen Jüngern, die ihn sahen, ein Unterschied wäre, und ihr Glaube fester, ihre Hoffnung auf Jesum zuverlässiger hätte seyn sollen, als unser Glaube und unsre Hoffnung; oder als ob wir etwa mindern Theil an den Vorzügen und Glückseligkeiten seines Reichs haben sollten, als jene, welche persönlich mit ihm umgegangen sind. Drum sagt er zu Thomas: du hast nicht eher geglaubt, bis du gesehen hast; aber selig sind, die nicht sehen, und doch glauben. Diese Worte scheinen dahin zu deuten, daß diejenigen, die nicht sehen, nicht allein eben so glücklich sind, als die, die da sehen; sondern auch noch ein besonderer Vorzug darin sey, wenn man nicht sieht, und doch glaubt.

Freunde! die Sache geht uns an; es muß uns also auch daran gelegen seyn, zu wissen, wie Jesus uns, die wir nicht sehen, und doch glauben, habe selig preisen können. Wir wollen daher heute untersuchen:

I. Was es heiße: nicht sehen, und doch glauben,
II. Worin die Seligkeit solcher Gläubigen bestehe.

Erster

(*) Joh. XX. 25.

Erster Theil.

In unserm christlichen Glauben findet sich ein dreyfacher Fall, wo Jesu Ausspruch bey allen Christen eintrift, daß wir nicht sehen, und doch glauben, oder vielmehr zu glauben verpflichtet sind. 1) Wir sehen Jesum und seine Wunder nicht, und glauben doch an ihn. 2) Wir sehen unsre zukünftige Seligkeit nicht, und hoffen sie doch mit Zuversicht. 3) Wir sehen die Geheimnisse unsers Glaubens nicht, und müssen sie doch glauben.

Keiner von uns war je Augenzeuge von den Wundern, welche Jesus verrichtet hat, keiner hat Jesum selbst mit leiblichen Augen gesehen, keiner seine Lehren aus seinem eigenen Munde vernommen; und doch glauben wir es, daß die Wunder, welche Jesu zugeschrieben werden, wirklich von ihm geschehen sind, daß Jesus es ist, der uns alle die Lehren, welche uns von den Evangelisten aufgezeichnet worden, wirklich so, wie wir sie haben, hinterlassen, und daß daher das Evangelium, und alles, was noch zu unserm Unterrichte von ihm abstammt, göttlich und unumstößlich gewiß ist. Und warum glauben wir dieß? — darum; weil diejenigen, welche uns alles dieß bezeuget haben, bey ihm gewesen, von ihm gelernt haben, durch seinen Geist unterwiesen worden, und sich als unverwerfliche Zeugen der Wahrheit bewiesen haben: weil die Lehre selbst an Licht, Würde und Vernunftmäßigkeit allen menschlichen Unterricht übertrift: weil sie sich so schnell und wunderbar unter den Menschen verbreitet, und über Aberglauben und Unglauben, über jüdische Hartnäckigkeit und heidnischen Leichtsinn gesieget, und sich allem Haß, Ungemach und Verfolgung zum Trotz in der Welt erhalten hat.

Und was wir mit den Augen nicht sehen, das erfahren wir auf eine andere Weise. Wir erfahren die Erfüllung der Weissagungen Jesu an dem jüdischen Volke, und die göttlichen Spuren unsers Glaubens an der ungestörten Fortdauer desselben durch alle grosse Weltveränderungen hindurch: wir erfahren es in uns selbst, daß uns nichts so beruhigen, nichts wahre Freude in uns wirken, nichts so mit Hoffnung beseligen kann, als unser Glaube: wir erfahren es, daß, wenn wir der Lehre Jesu folgen, wir zuverläßig gut, heilig und Gott gefällig werden. Und aus dem allen machen wir den Schluß, daß die Lehre Jesu von Gott, und er wirklich, so wie es erzählt wird, von Gott gesandt sey, so wie er es selbst bey Johannes sagte: Meine Lehre ist nicht meine, sondern dessen, der mich gesendet hat. Wenn jemand desselben Willen thun will, der wird erkennen, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede. (*) Und hiemit können wir auch glauben, obschon wir's nicht gesehen haben, und sagen: wir wissen es gewiß, daß der Sohn Gottes gekommen ist. (**)

Wir sehen auch unsre zukünftige Seligkeit nicht, und hoffen sie doch mit Zuversicht. Wir sind, so lange wir hier wandeln, ganz ausser dem Kreise gesetzt, sie zu sehen, oder uns sinnliche und anschauliche Vorstellungen davon zu machen. Kein menschliches Auge hat es je gesehen, und in der ganzen sichtbaren Welt ist nichts ähnliches anzutreffen, was einst an uns offenbar werden soll: es ist noch nicht erschienen, was wir in der Zukunft seyn werden. Dieß sagt Johannes klar in

(*) Joh. VII. 16. 17.
(**) 1. Joh. V. 20.

seinem ersten Briefe: Ihr Liebste, wir sind jetzt Kinder Gottes: es ist aber noch nicht offenbar geworden, was wir seyn werden. (*) Und es kann, so lange wir hier sind, nicht offenbar werden; weil wir erst erhöhere und verklärte Sinne haben müssen, es zu begreifen. Drum redet die Schrift auch nur unter sinnlichen Bildern davon.

Indessen macht uns diese Dunkelheit über unsere Zukunft nicht ungewiß und zweifelhaft. Johannes flößt uns in dem nämlichen Briefe zuversichtliche Hoffnung ein, daß wir ihm, wenn er sich offenbaren wird, ähnlich seyn werden: indem wir ihn sehen werden, wie er ist. Sind wir einmal überzeugt, daß es Gott sey, der uns Seligkeiten verheißen hat, so trauen wir gänzlich auf sein Wort, und verlassen uns darauf, daß es ungezweifelt gewiß sey, wenn er uns verspricht, daß er überschwänglich mehr an uns thun wolle, als wir jetzt hoffen und begreifen können.

Und was sollte uns in dieser Hoffnung irre machen können, wenn wir jetzt schon erfahren, daß alles, was er uns in Ansehung unsers dermaligen Zustandes in seinem Worte verheißen hat, wirklich in Erfüllung geht? — Die Wohlthaten, die er uns hienieden schon zu unsrer Beruhigung und Heiligung zufließen läßt, geben uns eine gewisse Zuversicht auf das, was wir dort hoffen, und eine ungezweifelte Gewißheit von dem, was wir jetzt noch nicht sehen, aber in der Zukunft für uns aufbewahret ist: denn der Glaube, sagt Paulus, ist eine Grundfeste der Dinge, die man hofft, und ein Beweis derer, die nicht gesehen werden. (**)

End-

(*) 1. Joh. III. 2.
(**) Hebr. XI. 1.

Endlich sehen wir auch die Geheimnisse unsers Glaubens nicht, und müssen sie doch glauben. Sie würden aufhören, Geheimnisse zu seyn, wenn wir sie mit den Augen unsers Verstandes sehen könnten. Wir würden in unergründliche Tiefen gerathen, wenn wir nachforschen wollten, warum Gott die Ordnung unsers Heils so und nicht anders eingerichtet habe; wie er sich dabey verhalte; auf welche Weise und aus welchen Gründen er diesen Weg, uns durch seinen Sohn mit sich zu versöhnen, und als Kinder anzunehmen, gewählt habe. Wie, wenn wir deßwegen, weil wir seine Rathschlüsse nicht verstehen, uns stolz weigerten, uns in diese Heilsordnung zu fügen? — wenn wir es wagen wollten, die Wege des Herrn mit unserm kurzen Verstande zu meßen? — Wir sind Menschen, und er ist Gott. Für uns ist es genug, wenn wir wissen, daß es Gott gefällig war, diese Ordnung zu unserm Heile zu machen, und daß er uns selbst seine Einrichtung, welche gewiß die beste ist, bekannt gemacht habe.

Wohl uns, daß er diese so vortreffliche Einrichtung zu unserm ewigen Heile gemacht hat, und wir nichts weiter zu thun haben, als ihr zu folgen! — Es ist genug, wenn wir einsehen, daß eben das, was wir jetzt nicht verstehen, mit dem, was wir verstehen, und zu unsrer Ruhe und Seligkeit aus selbsteigener Erfahrung für nothwendig erkennen müssen, so genau zusammenhängt, daß eines mit dem andern stehen oder fallen muß, und die Vergebung unserer Sünden, unsre Hoffnung auf Gott, und unsre Seligkeit auch verlohren geht, wenn wir dem, was für unsre forschende Vernunft ein Geheimniß ist, unsern Glauben entziehen wollen.

Zweyter Theil.

Worin besteht aber die Seligkeit derer, die nicht sehen, und doch glauben? — Theils sind es Vortheile, welche hier schon solche Gläubige haben; theils Vorzüge und Belohnungen, welche sie dort erwarten dürfen. 1) Sie haben hienieden Nutzen von dem Glauben an das, was nicht gesehen wird; 2) werden sie in der Ewigkeit selig.

Der erste Nutzen, den sie von ihrem Glauben an das, was sie nicht sehen, haben, ist, daß ihr Glaube geprüfter und fester wird. Wenn wir Jesum und seine Wunder noch vor unsern Augen sähen, wenn die ewige Seligkeit klar und deutlich abgebildet vor uns läge: so würden wir freylich durch das Zeugniß unserer Sinne, so wie Thomas, gleichsam zum Glauben gedrungen; oder wir müßten, wie jene hartnäckigen Pharisäer, der Vernunft und Redlichkeit zugleich entsagen. Allein eine sinnliche Ueberzeugung von dem, was wir glauben, wäre unserm Glauben nichts desto weniger höchst gefährlich.

Gesetzt, wir würden durch die Sinne von allem überzeugt, was wir glauben und hoffen: so blieben wir gewiß auch bey dem Sinnlichen allein stehen, und richteten unser Herz ganz auf fleischliche Dinge. Träfen diese nicht so ein, wie wir wähnten, so litten wir Schiffbruch an unserm Glauben, wie es aus den vielfältigen Beyspielen der Juden und selbst der Jünger Jesu erhellet, so lange sie Jesum persönlich sahen. Ihr Glaube erhielt erst Festigkeit, nachdem er sich ihren Augen entrückt hatte.

Im Gegentheile, wenn die Sinne wenig oder gar nichts dabey zu thun haben, wie es denn auch bey einer so geistigen Religion, dergleichen das Christenthum ist, seyn soll: so wird der Verstand durch geprüfte Gründe überzeugt, und das Herz durch den innern Werth der Lehren und Zusagen Jesu bewegt; und dieß ist Gottes Absicht. Der Christ muß alsdann bey diesem übersinnlichen Glauben selbst forschen, Gründe seiner Hoffnung angeben, Zweifel besiegen, und das Mißtrauen, welches sinnliche Begierden erregen, überwinden. Da darf er nicht sorglos und unbedachtsam seyn, damit er das Gewicht seines Glaubens nicht aus den Augen verliert; da muß er mehr acht haben auf die Wirkungen, die der Glaube in seiner Seele hervorbringt. Aber dieß sind geistige Erfahrungen, und Empfindungen unsers innern Sinnes, welche uns mehr vergwissern, als das Zeugniß der äussern Sinne. Und auf diese Weise wird unser Glaube noch gründlicher, bewährter und sicherer, als er es werden konnte, wenn wir zuvor gesehen, und dann erst geglaubt hätten.

Der zweyte Nutzen, den wir von unserm Glauben an das, was wir nicht sehen, haben, ist, daß ein solcher Glaube auch das Herz heiliget. Ein Glaube, der aus ungewöhnlichen Rührungen der Sinne entspringt, lenket auch das irdischgesinnte Herz leicht auf Abwege, nach dem Sinnlichen zu trachten. So lange die Jünger Jesum vor Augen hatten, war ihr Herz irdisch gesinnt, und sie träumten immer von einem irdischen Reiche. Sobald er aber von ihnen gewichen war, verlohren sie alle diese Vorurtheile, und ihr Herz war ganz auf das überirdische Reich Jesu gerichtet. Erst alsdann giengen ihnen die Augen ihres Verstandes auf, daß sie nun einsahen, von welchem Reiche ihr Meister mit ihnen so

oft gesprochen hatte: und sie fiengen an, alle Vorurtheile, die in dieser Hinsicht unter den Juden herrschten, selbst zu bestreiten.

Unser Glaube hat nicht sichtbare, sondern unsichtbare Gegenstände: Wir sehen Jesum nicht leiblich, aber seine Erlösung und seine Tugenden sehen wir mit den Augen des Glaubens; wir hören nicht seine Stimme, aber die Kraft seines Worts vernehmen wir in uns, daß wir uns bessern sollen; wir empfinden nicht seine leibliche Gegenwart, aber durch seine Gnade will er in unsern Herzen wohnen, und die Eigenschaften wahrer Kinder Gottes in uns hervorbringen. In seiner unsichtbaren, aber heiligen Gegenwart sollen wir wandeln, wie es der heilige Paulus von sich bezeuget: Derowegen sind wir allzeit wohl gemuthet, weil wir wissen, daß wir in diesem Leben als Pilgrime von dem Herrn entfernt wandeln: (denn wir wandeln hier im Glauben und nicht in der Anschauung) — darum befleißen wir uns, daß wir ihm sowohl abwesend, als gegenwärtig wohlgefallen. (*)

Der Hauptvortheil aber, den diejenigen, welche nicht sehen und doch glauben, von ihrem Glauben haben, und der alle andere Vortheile übertrift, ist dieser, daß sie in der Ewigkeit selig werden. Je mehr Treue der Mensch in seinem Glauben bewiesen, je mehr er Zweifel zu bekämpfen, und Gründe des Unglaubens zu überwinden gehabt, je demüthiger er sich dem Worte Gottes unterworfen, je fester er auf seine Zusage gebaut, je mehr er durch Forschen und Prüfen und durch thätige Uebungen seinen Glauben bewährt hat; desto vor-

(*) 2. Korinth. V. 6. 7 — 9.

vorzüglicher wird auch der Lohn seyn, mit dem er einst in dem Himmel wird begnadiget werden.

Wenn je ein Mensch für den Glauben viel zu kämpfen hatte, so war es Paulus. Wie sehr er deßwegen von den Feinden des Christenthums angefochten wurde, und wie viele Verfolgungen er um seines Glaubensbekenntnisses willen ausstehen mußte, davon zeugen seine eigene Schriften. Aber er war auch ganz der Mann, der sich den Kampf für seinen Glauben angelegen seyn ließ. Deßwegen konnte er auch mit Zuversicht der Belohnung entgegen sehen, welche ihm in der Ewigkeit aufbewahret war: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahret. Im übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten, die der Herr, ein gerechter Richter, mir an jenem Tage geben wird. (*) Mit eben dieser Zuversicht können auch wir, die wir nicht sehen, und doch glauben, hoffen, daß Jesus die Wahrheit seines Ausspruches sichtbar darthun werde: Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.

Beschluß.

Sehen wir also Jesum gleich jetzt nicht, meine Freunde! so ist uns das gar kein Schade. Wir verlieren nicht, sondern gewinnen dabey für unsre Ueberzeugung, für unser Herz, für unsre Ewigkeit. Diese ganze Anlage unsers heiligen Glaubens macht es nothwendig, daß er aufs Unsichtbare gehen soll. Er soll uns vom Irdischen aufs Himmlische, vom Leiblichen aufs Geistige, von

(*) 2. Tim. IV. 7. 8.

dem, was die Sinne rührt, zu dem, was das Herz rührt, erheben. Eben dadurch soll unser Eifer lebendig gemacht werden, nach den unsichtbaren, aber heiligen und schätzbaren Früchten des Glaubens in unserm Innersten zu trachten, damit unser Glaube rechtschaffen befunden werde, wenn einst Jesus sich uns sichtbar offenbaren wird, welchen wir geliebt, und an ihn geglaubt haben, ob wir ihn gleich noch nicht sahen; und wir jene Seligkeit dafür erhalten, welche denen, die nicht sehen, und doch glauben, verheißen ist. Amen.

Auf das Fest
des
heiligen Apostels Matthias.

Kommet alle zu mir, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd, und ich will euch erquicken. Matth. XI. 28.

Eingang.

Nichts ist bey uns gewöhnlicher, als das Klagen und Murren über die Lasten und Mühseligkeiten unsers zeitlichen Berufs. Leute, denen ihr Stückchen Brod gar nicht sauer wird, klagen manchmal mehr, als die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen. Ein klarer Beweis, daß jeder Stand auf Erden von Beschwernissen begleitet werde. Nichts desto weniger

weniger sind diese Klagen in den meisten Fällen übertrieben und ungerecht. — Denn sehr oft ist uns unser Beruf nur darum so lästig, weil er unsrer verkehrten Einbildung nicht behagt; oder wir sind selbst Schuld daran, wenn uns unser Beruf schwer wird. Hätten wir mehr Vertrauen auf Gott, mehr Zufriedenheit, mehr Eifer und Treue in der Verrichtung unserer Berufsarbeiten, wären wir darin uneigennüziger und gewissenhafter: so würden wir auch mehr Erleichterung, ja selbst vieles Vergnügen in unserm Berufe finden.

Wenn wir daher von der Menge der Berufsklagen sowohl die eingebildeten als selbstverursachten absondern: so bleibt die Summe der übrigen Beschwerden sehr gering. Und selbst diese werden uns leicht und angenehm, wenn wir als Christen unsre Zuflucht zu Jesu nehmen. Er selbst ladet uns mit den Worten zu sich ein: Kommet alle zu mir, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd, und ich will euch erquicken. Jesus, der ein sehr sauers Stück Arbeit auf Erde übernahm, erquicket uns durch das Beyspiel seiner Geduld, womit er seine Geschäfte verrichtete, durch die Tröstungen, die er uns in seinem Worte giebt, durch die Verheißungen, die er uns nach dem Feyerabende dieses Lebens für die treugeleistete Dienste macht.

Allein ich will mich heute über alle diese Trostgründe hinwegsetzen, und nur solche aufsuchen, die einem jeden, er mag nur Mensch allein, oder auch Christ seyn, einleuchten müssen. Denn ich fürchte, es möchte nicht jedes Herz für jene Erquickungsgründe, die wir in Jesu finden, empfänglich genug seyn, da nicht einem jeden der Geist Jesu so eigen ist, als er es seyn sollte. Folgende zwo Wahrheiten sollen einem jeden in seinem Berufe Trost verschaffen.

I. Gott hat mich in diesen Beruf gesetzt.
II. Gott hat es mit mir gut gemeynt, da er mich in diesen Beruf setzte.

Erster Theil.

Moses hat es schon vor dreytausend Jahren behauptet, daß unser Leben, wenn es auch köstlich ist, dennoch Mühe und Arbeit sey. Dieses erfahren wir auch täglich in unsern Häusern, in unsern Werkstätten, in unserm Handel und Wandel, bey jeder Arbeit unsers Geistes oder unsers Körpers. Aber dieses ist es eben, was so viele Menschen zum Murren über Gott und seine Regierung verleitet, und was ihr Herz mit so viel Verdruß über ihre Berufsgeschäfte erfüllt. Ich glaube daher, ihnen eine wahre Wohlthat zu erweisen, wenn ich ihnen solche Wahrheiten zu Gemüthe führe, die sie bey einer reifen Ueberlegung beruhigen können. Sie sollen denken 1) daß Gott diesen Beruf für sie bestimmt hat, 2) daß Gott bey dieser Bestimmung ganz unpartheyisch zu Werke gieng.

Bedenke, mein Christ, daß es nur Gott ist, der dir diese oder jene lästige Arbeit angewiesen hat. Es ist kein nothwendiges Schicksal, kein blindes Ohngefähr, nein! — sondern Gott allein ist es, der dich auf die Welt herniedergesetzt, und dir diesen deinen Beruf sammt allen seinen Beschwerden auferlegt hat. Du stehst ganz in seiner Hand, sagt der Weise, deine Reden, deine Weisheit, deine Wissenschaft, deine Kunst — alles, gar alles hängt von seiner Anordnung ab. So wenig du dich selbst erschaffen, dich selbst ernährst; eben so wenig hast du dir selbst den Beruf gemacht, in dem du

lebst.

lebst. Er hat dich ganz zu deinem Stande vorbereitet; er hat dir Kräfte und Talente gegeben; er hat dir Gelegenheit verschafft, sie zu diesem und keinem andern Berufe auszubilden; und nachdem er dich zu dieser oder jener Arbeit fähig gefunden hat: so hat er dich durch seinen allmächtigen Wink dahin berufen, wo du wirklich bist.

Es mag seyn, daß du, besonders wenn du Leute von einem leichtern Berufe siehst, manchmal in deinem Herzen wünschest, daß dir dein Beruf auch so leicht seyn möchte. Aber du bedenkst nicht, daß ein solcher Stand, der dir leicht zu seyn dünkt, der beschwerlichste für dich seyn würde. Gott hat dir nur Fähigkeiten zu deinem und nicht zu einem andern Berufe gegeben. Es mag seyn, daß der Taglöhner, wenn er den Fürsten in seinem Glanze erblickt, auch gerne Fürst seyn möchte. Aber er bedenkt nicht, daß er von Gott nur mit solchen Kräften und Talenten ausgerüstet ist, die sich besser zum Holzspalten, als zum Land- und Leute-Regieren schicken.

Welcher Trost ist es also für dich, mein Christ, daß du dich überzeugen kannst, daß es nur Gott allein ist, der deinen Zustand angeordnet hat, — daß es seine weise und gnädige Fügung ist, daß du dich gerade in diesem und keinem andern Stande befindest. Die Arbeit, die du verrichtest, und jede Anstrengung, die sie dich kostet, hat er ganz nach deinen Kräften abgemessen; und du darfst keineswegs fürchten, der Last zu unterliegen; weil er dir mehr nicht auferlegt hat, als du tragen kannst. Es kömmt nur allein auf dich an, daß du deiner Einbildung und Sinnlichkeit nicht zuviel nachgebest, die dir deinen Beruf als etwas, das deine

Kräfte

Kräfte übersteigt, betrügerisch abschildert; daß du den Gedanken öfters in dir rege macheſt: Gott will mich in diesem Stande haben, er hat sein Wohlgefallen an mir, wenn ich treu und gewissenhaft in meinem Berufe arbeite. Du wirſt sodann Muth und Herz bekommen, deine Schultern den Lasten deines Standes willig zu unterziehen; dein Beruf wird dir leicht und angenehm werden.

Und dieß zwar um so mehr, da Gott ein ganz unpartheyischer Ausspender der Stände ist, und allen deinen Nebenmenschen ein ähnliches, ja oft noch ein härters Schicksal zugedacht hat. Einem jeden Menschen, sagt der Weise, ist Arbeit und also auch Last auferlegt nach seinem gewissen Maaße. Oder sagt mir: wo ist ein Stand in der Welt, der nicht seine eigenen Beschwerniſſe hat? betrachten wir alle Lebensarten und Handthierungen; wo ist auch nur eine einzige, die nicht mehr oder weniger lästig wäre? — Der Landmann, der Taglöhner, der Handarbeiter meynt gleichwohl, sein Stand wäre härter, als jener des Gelehrten, des Beamten, des Kaufmanns, und beneidet sie darum. Allein er soll sie fragen, ob sie keinen Beschwerden unterworfen sind; und sie werden ihm deren so viele hersagen, daß der Bauer gerne wieder zu seinem Pfluge, der Taglöhner gerne zu jener Art, der Handwerker gerne wieder in seine Werkstätte zurückkehren wird.

Sogar der Fürstenstand, so glänzend er auch ist, ist nicht von Müheseligkeiten frey, ja er ist um so kummervoller, je glänzender er ist. Der Fürst muß nicht nur allein für sich und seinen Hof, sondern für sein ganzes Land und für alle seine Unterthanen denken und arbeiten. Wie viele Verdruße verursachen ihm nicht

manch-

manchmal seine Minister, seine Räthe und Beamten, seine Diener und Unterthanen! — Welchen Schmeicheleyen, welchen Falschheiten, welchen Unruhen, welchen Nachstellungen ist er nicht öfters ausgesetzt! — Der Kummer weicht niemals von ihm; er trägt ihn mit sich zu Bette, und ist sein Begleiter den ganzen Tag hindurch. Mancher Bettler ist bey seinem Bettelstabe kummerloser, als der Fürst bey seinem Zepter.

Doch ich will nichts vom Fürstenstande sagen, der die Lasten aller Stände in sich begreift. Wie viele Unsersgleichen arbeiten von Morgen bis zum Abend mit der größten Anstrengung ihrer Gemüths- und Leibeskräfte! — Wie viele haben bey ihrer Arbeit gegen die tückischen Anschläge ihrer Nebenmenschen zu kämpfen! — Wie viele arbeiten mit Schwächung ihrer Gesundheit, wie viele sogar mit Gefahr ihres Lebens! — sie lassen sichs blutsauer werden, und was gewinnen sie dabey? — manchmal kaum so viel, daß sie den Tag hindurch kümmerlich leben können. Denken wir nur fleißig an diese, wenn uns etwa die Last unsers Berufs zu schwer vorkömmt! — Wir werden finden, daß wir viel glücklicher sind, als Tausende unserer Nebenmenschen. Haben wir also nicht Ursache, selbst bey dem schwersten Berufe Gott zu danken, daß er uns vor vielen andern ein angenehmers Loos zugetheilt hat.

Zweyter Theil.

Ueberdieß hat es der liebe Gott mit allen, die er in einen beschwerlichen Beruf versetzte, recht gut gemeynt. Dieß sieht freylich nicht ein jeder ein, der sich in seinem Stande mehr, als andern plagen muß. Er glaubt

immer,

immer, es wäre ihm zu hart geschehen, daß er in eine Menschenklasse verstossen worden ist, die sich nur ganz kümmerlich nähren muß. Es blutet ihm zuweilen das Herz, wenn er so viele seiner Mitmenschen sich ein reichliches Auskommen mit der leichtesten Arbeit verdienen sieht. Er stellt deßwegen öfters in seinem Herzen die Frage an Gott: mein Gott! warum muß denn ich mein Brod so sauer verdienen, und andere nicht? — Freund! ich antworte dir im Namen Gottes: Gott hat es allerbest mit dir gemeynt. Denn 1) ist deine lästige Berufsarbeit für dich, 2) für deinen Nebenmenschen sehr heilsam.

Um dich zu überzeugen, wie gut es Gott mit dir gemeynt, da er dich zu einer schweren Arbeit berufen hat, muß ich dir den mannigfaltigen Nutzen zeigen, den dir selbst dein harter Stand verschafft. Sieh nur: eben diese Last, die dich in deinem Stande so mißvergnügt macht, ist ein Verwahrungsmittel vor vielen Sünden und ein Beförderungsmittel vieles Guten. Hättest du einen bequemern Beruf, so hättest du auch mehr Gelegenheit und Reitzungen zu Sünden und Thorheiten; du würdest leichter zum Müßiggang oder zu unmäßigen Vergnügungen verleitet werden; deine Leidenschaften gewännen mehr Zeit, in sündliche Unternehmungen auszubrechen.

Betrachte nur einmal die Leute, die über ihre Berufsarbeiten wenig oder gar nichts zu denken haben, oder bey ihren Geschäften gar niemals ermüden! — Auf was für unzulässige Dinge denken sie nicht! wie viele anstössige Worte schwätzen sie nicht! — welchen Ausschweifungen überlassen sie sich nicht, an die sie vielleicht bey einer härtern Lebensart nie gedacht hätten!

hat

Hat man eine Arbeit, die mehr in einem Fingerspiele, als in der Anstrengung der Geistes- oder Leibeskräfte besteht: so setzt man sich zusammen, überläßt sich unanständigen Scherzen, tadelt bald diesen, bald jenen, macht sich über fremden Putz, über fremde Handlungen lustig, und schneidet so zum Zeitvertreibe dem Nächsten die Ehre ab. Zu allen diesen Sünden ist derjenige bey weitem nicht so fähig, der bey seiner Arbeit denken und schwitzen muß.

Nebstdem glaubst du wohl, daß dir dein Essen und Trinken, dein gesellschaftlicher Umgang, dein Schlaf und deine Ruhe so angenehm und gedeihend seyn würde, wenn du in deinem Berufe minder ermüdetest? — Es ist gewiß eine seltene Sache, daß Leute, die nur wenig oder gar nichts zu thun haben, eine gesunde Eßlust besitzen, im Umgange heiter und aufgeweckt sind, und einen ununterbrochenen Schlaf genießen. Im Gegentheile schmeckt arbeitsamen Leuten ein schwarzes Stückchen Brod besser, als dem Unthätigen das Leckerbißchen; jenen sind die Gesellschaften eine wahre Aufheiterung des Geistes und Erholung ihrer Kräfte; sie schlafen ununterbrochen fort, bis sie der Wächter wieder zur Arbeit weckt.

Wo trifft man endlich eine dauerhaftere Gesundheit und ein höhers Alter an, als bey Leuten, die durch Arbeit abgehärtet werden? — Ihre Gebeine sind stark, ihr Fleisch kernig, ihre Gesichtsfarbe gesund, ihr ganzer Körperbau, wie ein Felsen. Diejenigen aber, die mehr faullenzen, als arbeiten, wie sehr ist ihr Körper von jenem des Arbeitsamen verschieden! — Ihre Gliedermassen sind schwach, ihr Fleisch schlapp, ihre Farbe blaß, ihr Körper hager; sie kränkeln immerhin, wer-

den vor der Zeit alt, und sinken frühzeitig ins Grabe. Ein handgreiflicher Beweis, daß ein harter Beruf für uns selbst weit heilsamer sey, als ein leichter!

Aber wir müssen bey den Lasten unsers Berufs nicht nur unsere eigene Vortheile, sondern auch jene in Anschlag bringen, die wir durch dieselben auch unsern Nebenmenschen verschaffen. Gott hat uns nicht als Müssiggänger auf die Erde herniedergesetzt; sondern wir sollen ihm, uns selbst und unsern Nächsten durch Anstrengung unserer Kräfte dienen. Ein jeder ist daher verpflichtet, das Seinige dazu beyzutragen, und in seinem Berufe so viel zu arbeiten, als er kann. Im Reiche der Menschheit giebt es verschiedene Bedürfnisse, denen nicht ein Stand allein abhelfen kann; sondern es werden mehrere erfordert, wovon der eine diesem, der andere jenem steuert. Wenn z. B. ein jeder ein Gelehrter, ein Kaufmann, ein Künstler und keiner ein Bauer seyn wollte, woher würden wir denn das liebe Brod bekommen? — Die menschliche Gesellschaft muß also in verschiedene Stände abgetheilt seyn, wenn sie sich erhalten will; und ein jeder aus diesen Ständen hat die strengste Pflicht auf sich, zur Erhaltung aller Stände seine Kräfte anzustrengen, wenn auch sein Stand mit noch so vieler Mühe und Arbeit verbunden wäre.

Welchen Nutzen bringst du also nicht, lieber Freund, deinem Nebenmenschen, wenn du nach dem Maaße deiner Kräfte in deinem beschwerlichen Berufe arbeitest! — wie vielen erleichterst und versüssest du die Beschwerden durch die Last, die du trägst! — wie vieles trägst du durch deinen ehrlichen Schweiß zum Besten deiner hohen und niedern, deiner reichen und armen Brüder bey!

Dienst-

Dienstbothen und Taglöhner, wie nöthig sind eure Hände, wie nützbar eure Arbeit, die ihr zum Dienste eurer Herrschaft verrichtet! — Bauer, wie viele deiner Mitmenschen genießen deinen Schweiß, wie gedeihlich ist er einem jeden! die ganze Welt lebt von deinem Fleiße. Handwerksmann! wie viele deiner Nebenmenschen schützest du durch deine Arbeit vor Hitz und Kälte, wie vielen stillst du ihren Hunger, wie vielen löschest du ihren Durst! Künstler, welchen Reichthum von Schönheiten bringst du in die Welt, die theils nothwendig, theils nützlich, theils ergötzend sind, wie manches Herz erfreut sich an deinen Kunstwerken! Gelehrter, wie vieles trägst du durch deine guten Schriften zur Ausbreitung und Vervollkommung der Wissenschaften, wie vieles zur Bildung des menschlichen Herzens bey! — Hofrath, Beamter, wie viele Schweißpfenninge kannst du den Armen ersparen, wie vielen Wittwen und Waisen kannst du Recht schaffen, wenn du unermüdet, treu und gewissenhaft in der Rechtspflege arbeitest! — Minister, wie vieles kannst du zum Besten des Staates verrichten, welche gute Anschläge kannst du deinem Fürsten beybringen, wie viel Böses kannst du verhüten, wie viel Gutes hervorbringen, wenn du nicht mehr auf dein eigenes, als auf das Interesse des ganzen Landes sehen willst! — Fürst! in deinen Händen liegt das Wohl deiner Unterthanen; du kannst alle sammt und sonder glücklich machen; du kannst in deinem ganzen Lande die schönste Ordnung, die erwünschlichste Ruhe, die vollkommenste Sicherheit erhalten, wenn du weise regierest; alle Projekte, die dir vorgelegt werden, genau prüfest, das Zweckwidrige ohne Rücksicht des Projektanten verwirfst, und immerhin das Wohl deines Landes vor Augen hast. So ist zwar jeder Stand der menschlichen Gesellschaft nützlich; am nützlichsten aber

der, der mit mehr Mühe und Arbeit für seine Mitmenschen verbunden ist.

Beschluß.

Wie, Freunde, wenn wir alles dieses, was ich heute gesagt habe, so recht ernstlich überdenken, müssen wir nicht über uns selbst böse werden, daß wir bisher so ganz ohne Grund über unsern Beruf gemurret, und Gott gleichsam einer Partheylichkeit beschuldiget haben, als ob er nur gerade uns so grosse Lasten aufgelegt hätte, die doch andere eben so leicht oder noch leichter tragen könnten, als wir? — Soll der Gedanke uns nicht vollkommen zufrieden stellen, daß unser Beruf von Gott angeordnet, und daß er bey dieser Anordnung den besten Willen hatte; daß er bey Austheilung der Berufslasten ganz unpartheyisch handelte, und dabey sowohl auf unsern eigenen als auf den Nutzen unserer Nebenmenschen sah? —

O ja, Freunde! dieser Gedanke soll künftig der Schild wider unsre Ungeduld seyn, zu der wir manchmal durch die Beschwerden unsers Standes gereitzt werden; er soll ein mächtiger Antrieb seyn, unsere Berufsgeschäfte mit desto grösserm Eifer fortzusetzen, je drückender sie unsrer Sinnlichkeit zu seyn dünken. Wir wollen so viel darin arbeiten, als es nothwendig ist, Gottes Ehre zu erhöhen, unsern und unserer Nebenmenschen leiblichen und geistlichen Nutzen zu befördern. Amen.

Auf das Fest des heiligen Joseph.

Joseph, du Sohn Davids, scheu dich nicht, Maria deine Frau zu dir zu nehmen. Matth. I. 20.

Eingang.

Der Ehestand ist allerdings ein sehr beschwerlicher Stand. Dieß werden die Meisten meiner verehrungswürdigen Zuhörer besser wissen, als ich. Es häufen sich in dem Ehestand nicht nur die wichtigsten Pflichten der Menschheit, die schwer zu erfüllen sind; sondern es durchkreuzen diesen Stand noch tausend andere Beschwernisse, von denen sogar die heiligsten Eheleute nicht frey sind. Welcher Schmerz durchborte nicht die unschuldige Seele Josephs, als er die Schwangerschaft seiner eben so unschuldigen Gemahlin bemerkte! — Er glaubte, an ihr eine keusche Jungfrau zu erhalten, und nun sah er zu seiner größten Bestürzung, daß sie schwanger war — schwanger, ehe er sie noch zu sich genommen hatte. War dieß nicht ein grosses Hauskreuz für ihn? —

Allein gleichwie es keinen Stand auf der Welt giebt, der ganz Leiden ist, und nicht auch von mannigfaltigen Freuden begleitet wird: so hat auch der Ehestand

nebst den Leiden auch seine Freuden — reine und vernünftige Freuden, die den Eheleuten das Bittere versüssen, und die Bürde erleichtern. Wie beseligend für Joseph war nicht die Freude, als ihm der Engel im Schlafe sagte: Joseph, du Sohn Davids, scheu dich nicht, Maria deine Frau zu dir zu nehmen. Denn was in ihr geboren ist, das ist vom heiligen Geiste. Sie wird einen Sohn gebähren, und diesem gieb den Namen Jesus; denn er ists, der sein Volk von seinen Sünden erlösen wird. (*) So niederschlagend für ihn zuvor der Anblick seiner schwangern Frau war, so ermunternd kam ihm die Nachricht, daß diese Schwangerschaft ein von Gott selbst veranstaltetes Geheimniß wäre. Wie hier auf das Leid Freude erfolgte, so wechseln die Leiden und Freuden noch immer in jedem Hausstande. Soll dieser Wechsel für die Eheleute eine Schule der Weisheit und Gottseligkeit, ein Beförderungsmittel ihrer wahren Wohlfahrt, und eine Zubereitung auf jene bessere Welt seyn, so müssen sie die Freuden dankbar und gottselig geniessen, die Leiden aber standhaft und hoffnungsvoll ertragen. Wir wollen daher

I. Die Leiden und Freuden des Ehestandes recht kennen;

II. Den besten Gebrauch von denselben machen lernen.

Erster

(*) Matth. I. 20. 21.

Erster Theil.

Liebe Eheleute! wenn euch die Leiden und Freuden euers Standes zu euerm zeitlichen und ewigen Wohl dienen sollen, so müsset ihr sie erst recht kennen, und beurtheilen lernen. Denn es ist unmöglich, daß man von einer Sache einen nützlichen Gebrauch machen kann, wenn man sie nicht kennt, und nach ihrem wahren Werth zu beurtheilen weiß. Ich zeige daher 1) die Leiden, 2) die Freuden des Ehestandes.

So mannigfaltig die häuslichen Leiden sind, so können sie doch füglich unter zwo Klassen gebracht werden. Am zahlreichesten sind die selbstgemachten Leiden. Denn wenn die Eheleute ein unpartheyisches Auge auf ihre Hauskreuze werfen wollen, so werden sie sehen, daß die meisten derselben natürliche Folgen ihrer Lüste, Thorheiten und Laster sind. Manches Ehepaar bringt ein schönes Stück Geld zusammen, und nebst diesem alles, was zu einer standesmäßigen häuslichen Einrichtung erfordert wird. Nach Verlauf einiger Jahre ist weder Geld noch Hausgeräthe mehr vorhanden — alles ist dahin, und die Familie hat stets mit Armuth und Mangel zu kämpfen. Und warum? — die jungen Eheleute glaubten an ihrem zusammengebrachten Vermögen eine unerschöpfliche Quelle zu besitzen, arbeiteten wenig, und verzehrten viel, bis alles aufgezehret war. Mancher Hausvater, manche Hausmutter beklagt sich über die Ausschweifungen ihrer Kinder, und schlägt wegen ihrer Schandthaten die Hände über ihrem Kopfe zusammen. Aber wer ist Schuld daran? — Niemand anderer, als die Aeltern selbst. Hätten sie die erste Zucht an ihren Kindern nicht vernachlässiget, und den Baum gebogen, da er noch zart war, wären sie ihnen

nicht selbst mit Beyspielen der Thorheit und des Lasters vorgegangen, hätten sie ihre Kinder nicht selbst auf alle Tummelplätze der Ausschweifung mitgenommen: so würden sie jetzt gute und folgsame Kinder haben, und nicht so viel Herzeleid an ihnen erleben müssen. Manches Haus gleicht einem Lazarethe, und wird ununterbrochen mit Krankheiten heimgesucht. Aber ist es denn ein Wunder? — Unmäßigkeit und Schwelgerey, die manchmal in einem solchen Hause herrschen, lassen allemal gewisse Krankheiten zum Angedenken zurück. Manches Haus ist ein Wohnplatz des Mißvergnügens, der Unruhe und Unzufriedenheit. Aber wisset ihr auch, warum? — Die Jungen wie die Alten, die Kinder, wie die Aeltern, die Dienstbothen wie die Herrschaften lassen sich von Neid, Zorn, Rachgier und Bosheit regieren — und wenn diese das Regiment im Hause führen, so ist nichts gewisser, als daß alles unter und über sich gehen muß. Und so kann man den Vielen von denen, welche über Hauskreuze klagen, die Worte des Propheten zurufen: Ihr bringet euch selbst in's Unglück, es ist eurer Bosheit Schuld, daß ihr so gestraft werdet. (*)

Die zwote Klasse der häuslichen Leiden machen diejenigen aus, welche von Gott über eine Hausfamilie verhängt werden, ohne daß sie sich solche zunächst durch besondere Laster zugezogen hätte. Da sind fromme und gottesfürchtige Aeltern, welche ihre hoffnungsvollesten Kinder mit den schmerzhaftesten Krankheiten, und endlich mit dem Tode selbst ringen sehen. Dort werden Aeltern, die aufs gewissenhafteste ihre Kinder erzogen, durch die Unarten und Ausschweifungen ihrer Kinder ge-

(*) Ebr. X. 15.

gebeugt. Hier ist ein Haus, wo Glaube und Gottseligkeit wohnt, aber wo dennoch Beschwerden und Sorgen die Freude stören. Dort ist eine arbeitsame und mässige Familie, welche aber kaum zur Nothdurft ihren Unterhalt sich erwerben kann. Da in diesem Hause liebt man den Frieden und die Eintracht, welche aber dennoch durch die Bosheit anderer Menschen unterbrochen wird. Dort in jenem Hause erweist man einem jeden Wohlthaten und Höflichkeiten, welche aber nichts desto weniger von Niedern und Splitterrichtern schalkhaft angesehen, und von denen selbst, die sie geniessen, übel vergolten werden. Und so giebt es in einem Hausstande noch allerley Beschwerden, welche die Eheleute wider ihr Verschulden leiden müssen.

Allein die Eheleute würden sehr undankbar gegen Gott handeln, wenn sie bey den Leiden, welche sie im Hausstande treffen, nicht zugleich die Freuden mit in Rechnung bringen wollten, die ihnen der allmächtige und allgütige Hausvater reichlich und täglich geniessen läßt. Selbst seinen ungehorsamen Kindern versagt und entzieht er nicht ganz die Freuden des häuslichen Lebens: Die Gottlosen, sagt der Psalmist, haben keine Mühe und Arbeit, wie andere Menschen, und werden auch nicht mit andern Menschen gezüchtigt. (*) Aber freylich ist der wahre Genuß der Freuden nur in einem solchen Hausstande, wo die ganze Hausfamilie aus wahren Gläubigern und frommen Gliedern des Leibes Jesu Christi besteht. Ihr frommer, Gott ergebener Sinn macht sie fähig, daß sie aus allem, was ihnen begegnet, Freude schöpfen, und alle Schickungen Gottes als eben so viele Beweise seiner väterlichen Liebe

(*) Psalm. LXXXVI. 35.

ansehen können. Jede neue Erfahrung seiner Güte verstärkt und erhöht ihr Vergnügen.

Und wie viele Veranlassungen dazu biethet ihnen ihr Hausstand dar! — Welche Freude ist es für sie, wenn sie Gott in ihrer ehelichen Verbindung so manche frohe Stunde durchleben läßt! — Wie muß ihr Herz sich freuen, wenn sie ihre unschuldigen Kinder um sich sehen, die in der Weisheit und Gottseligkeit aufwachsen, täglich im Guten zunehmen, und manchen Gefahren entrissen sind! — Wie müssen sie sich freuen, wenn in ihrer Nahrung oder in ihrem Berufe alle ihre Arbeiten mit Fortgang und Gedeihen gekrönt werden! Wie müssen sie sich freuen, wenn sie in Eintracht und Liebe ihr tägliches Brod essen, mit heiterer Seele ihre Arbeiten verrichten, mit ruhigem Gewissen auf ihr erworbenes Eigenthum sehen, und in Gesundheit mit den Ihrigen dasselbe genießen können! — Wie müssen sie sich endlich freuen, wenn von Tag zu Tag ihr Glaube gestärkt, ihre Gottseligkeit befestigt, und ihre Hoffnung auf eine frohe Zukunft vermehrt wird! —

O Eheleute, wie glückselig seyd ihr, wenn ihr in euerm Ehestande so lebt, daß euch alle diese Seligkeiten zu Theil werden! — Euer Hausstand ist ein Stand beständiger Freude. Und wenn auch bisweilen die äussere Veranlassung dazu, oder die lebhafte Empfindung derselben fehlt oder manchmal ein widriges Geschicke dazwischenkömmt, und euch den Geschmack eurer Freuden auf einige Zeit benimmt: so erfreuet ihr euch doch in dem Herrn, und frohlocket in Gott euerm Jesu. Denn Gott der Herr ist eure Stärke. (*) Und

wenn

(*) Habak. III. 18.

wenn ihr euch alsdann so gestärkt in dem Herrn fühlet, so ist dieß wieder eine neue Freude für euch, wodurch die übrigen Freuden euers Standes erhöht, und um so geschmackvoller für euch werden.

Zweyter Theil.

Nun kömmt es aber nur darauf an, daß ihr, liebe Eheleute! von euern Leiden und Freuden einen zweckmässigen Gebrauch machet, wenn ihr in euerm Stande sowohl euke zeitliche als geistliche Wohlfahrt finden wollet. Darauf will ich euch jetzt aufmerksam machen, indem ich euch zeige 1) wie ihr die Leiden, 2) wie ihr die Freuden euers Ehestandes benutzen sollet.

Ich rede zuerst mit euch, derer Hausstand kummervoll ist — mit euch rede ich, die ihr etwas von den Schmerzen empfindet, welche Jakob und Eli über ihre ungerathenen Kinder, Hiob über den Verlust seiner Güter, David über die Zerrüttung in seiner Familie, Tobias in seiner Armuth empfand. Ehe ihr über Gott klaget, so untersuchet zuerst, ob ihr nicht Ursache habt, über euch selbst zu klagen. Ihr sehet vor euch einen Schwarm ungerathener Kinder — ihr härmet euch darüber ab, zanket und lästert den ganzen Tag über sie. Aber erinnert euch nicht der Anblick derselben an die Uebertretung eurer älterlichen Pflichten, an die Sünden eurer schlechten Kinderzucht? — Fraget euch einmal selbst: warum sind meine Kinder so ausgelassen, und jene meines Nachbarn nicht? — Die Antwort wird euch euer Gewissen ertheilen. Mein Nachbar hielt seine Kinder von Jugend auf in der Zucht; aber ich gestattete ihnen von Jugend auf alle Ausschweifungen.

Ihr

Ihr leidet Mangel an allen Bedürfnissen euers Hausstandes, die Noth streckt aus allen Winkeln euers Hauses ihr magers Haupt hervor. Aber werdet ihr dadurch nicht an eure träge und verschwenderische Lebensart, nicht an eure Thorheiten und Laster erinnert, denen ihr bisher ergeben waret? — Ihr werdet von jedermann gehaßt, von jedermann verlassen, von jedermann verfolgt. Aber werdet ihr dadurch nicht auf eure unerträgliche Laune in dem Umgange mit andern, auf euern Stolz gegen euersgleichen, auf eure Undankbarkeit gegen eure Wohlthäter aufmerksam gemacht? —

Eheleute! dieß untersuchet zuerst, ehe ihr über eure Leiden klaget. Und wenn ihr dieses als die Quellen eurer häuslichen Widerwärtigkeiten entdecket, so demüthiget euch vor Gott, und erkennet voll Scham und Reue die Missethaten, die euch in so mannigfaltiges Elend gestürzt haben. Lasset es eure Hauptsorge seyn, durch Jesum Gnade bey Gott zu erhalten, ohne welche kein Segen und kein Glück in dem Hausstande möglich ist. Bekehret euch von ganzem Herzen zu Gott, bessert an euch, was ihr noch bessern könnet, ersetzet den Schaden, so gut es möglich ist, damit ihr auf solche Weise die Quellen euers Elendes verstopfen möget. Dann werdet ihr, wenn auch die natürlichen Folgen eurer Sünden fortdauern, nicht mehr als Uebelthäter, sondern als Kinder leiden, welche Gott durch seine Züchtigungen einem grössern Verderben entreisset, und in ihnen, wie der Apostel sagt, heilsame Früchte der Gerechtigkeit hervorbringt.

Sollte euch aber bey den häuslichen Leiden, die euch Gott auferlegt, euer Gewissen keine Vorwürfe machen, daß ihr sie euch selbst zugezogen, so nehmet sie

mit

mit gehorsamen und willigen Herzen aus seiner Hand. Denket, daß eure Hauskreuze lauter Beförderungsmittel eurer Seelenwohlfahrt sind. Ihr werdet durch dieselben in der Demuth und Geduld geübt, im Glauben gestärkt, und in der Gottseligkeit befestigt. Denket, sage ich, daß es vielleicht eben eure Hauskreuze sind, die euch an Gott heften, und Frömmigkeit in euern Herzen wirken. Vielleicht wäret ihr Gott nicht so ergeben, vielleicht nicht so gewissenhaft gegen eure Kinder, vielleicht nicht so unermüdet in euern Hausgeschäften, vielleicht nicht so menschenfreundlich gegen jedermann, wenn ihr in euerm Hausstande nichts zu leiden hättet, sondern alles nach euerm Wunsche gieng. Denket endlich bey allen euern Prüfungen an den Trost, daß Gott euch unter euern Leiden stärken, und endlich alle in ungleich höhere Freuden verwandeln werde. Denn ich halte mit dem heiligen Paulus dafür, daß **alles zeitliche Leiden mit der künftigen Herrlichkeit, die in uns offenbar werden wird, in keinem Verhältnisse stehe.** (*)

Nun wende ich mich auch zu euch, Eheleute! die ihr in euerm Hausstande viele, grosse und mannigfaltige Freuden genießet; zu euch, sage ich, die ihr die Früchte eurer ehelichen Liebe so hoffnungsvoll heranreifen sehet, und schon mit einiger Gewißheit auf den Nutzen rechnen könnet, den eure Kinder euch und dem Vaterlande einst bringen werden; zu euch, die ihr euch täglich über den guten Fortgang eurer Berufsgeschäfte freuet, und den Segen Gottes in allen euern Unternehmungen verspüret; zu euch, die ihr mit euern Kindern und Dienstbothen im Frieden beysammen wohnet, und

(*) Röm. VIII. 18.

und durch Eintracht euer Haus zu einem Wohnsitz der Ruhe und Zufriedenheit machet; zu euch endlich, die ihr von allen euern Mitmenschen Achtung und Liebe genießet, und euch des Wohlgefallens euers Gottes versichern könnet — zu euch wende ich mich, und ermahne euch, daß ihr bey dem Genusse dieser Freuden euer Herz zu Gott erhebet, der es allein ist, der euch Freude und ein fröhliches Herz giebt.

Wenn ihr euern beglückten Zustand mit dem kümmerlichen Leben anderer Eheleute vergleichet: wenn ihr Aeltern sehet, die sich über ihre ungezogenen Kinder fast zu Tode härmen; weil sie täglich eine neue Schande an ihnen erleben müssen; wenn ihr die täglichen Zwiste, das beständige Fluchen und Schwören eurer Nachbarsleute höret; wenn ihr sehet, wie sogar Mann und Weib, Aeltern und Kinder, Hausväter und Dienstbothen einander in die Haare gerathen; wie der Segen Gottes durch Verschwendung und Schwelgerey aus einem solchen Hause vertrieben, und dagegen Kummer, Elend und Noth hineingezogen wird; wenn ihr dagegen eure braven Kinder, euer friedliches Betragen, eure eingeschränkte Haushaltung, und den täglichen Zuwachs des himmlischen Segens betrachtet, o! so danket dem lieben Gott, daß er euch einen Sinn gegeben hat, der euch weit von solchen Thorheiten und Lastern entfernt, und euch fest an die Pflichten euers Standes hinhält. Wenn ihr aber Eheleute sehet, die sich die Erfüllung ihrer Pflichten möglichst angelegen seyn lassen, aber nichts desto weniger von stets abwechselnden Hauskreuzen überfallen werden; so fühlet eure Unwürdigkeit, und Gottes freye überschwängliche Gnade, daß er euch von so harten Schicksalen bewahret. Vor allem aber lasset eure häuslichen Freuden die Wirkung auf euch ma-

machen, daß ihr im Glauben, in der Hoffnung und Liebe gegen Gott täglich wachset, und durch den Genuß der irdischen Freuden in allen Werken der Gottseligkeit befestiget werdet. Dann werden diese Freuden für euch ein Vorgeschmack und ein Unterpfand der himmlischen Freuden seyn.

Beschluß.

Möchten doch alle Eheleute darauf bedacht seyn, daß sie die Leiden, welche die Natur des Ehestandes schon mit sich bringt, nicht auch noch durch ihr eigenes Verschulden vermehrten! möchten sie so in ihrem Stande leben, daß ihre Freude und Zufriedenheit weder durch ihre eigenen Laster und Thorheiten, noch durch die Ausschweifungen ihrer Kinder gestört würde! Gewiß, die Lasten würden bey weitem nicht so häufig seyn, als sie wirklich bey manchen Eheleuten sind. Und wenn sie auch so manchmal von Unglücksfällen überfallen werden, die sie sich nicht selbst zubereitet haben, so überwiegt der Trost, daß sie unschuldig leiden, die ganze Last derselben. Sie werden sich mit dem zufriedenen Job darein fügen und sagen: der Herr hat's geschickt, der Herr wird es auch wieder von uns nehmen: sein Name sey gepriesen!

Eben so werden sie sich bey dem Genusse der Freuden verhalten, und sich ihrer nur dahin bedienen, um das Beschwerliche ihres Standes desto geduldiger zu ertragen, und um ihre Pflichten desto eifriger zu erfüllen. Sie werden sie genießen, weil sie selbe als eine Wohlthat Gottes ansehen, durch welche er ihnen ihre Lasten erleichtern, ihre Fortschritte in der Tugend befestigen,

und ihre Treue gegen ihn bis zur Zeit, da ewige und unzerstörbare Freuden folgen werden, bewähren will. Amen.

Auf das Fest der heiligen Apostel Philippus und Jakobus.

Niemand kömmt zum Vater als durch mich.
Joh. XIV.

Eingang.

Wenn des Menschen Geist mit dem Körper nicht stirbt, wenn der todte Leib selbst wieder lebendig wird, wenn der ganze Mensch ewig lebt: so können wir doch nicht gleichgültig dazu seyn, ob wir in einer glückseligen oder unglückseligen Ewigkeit leben. Hier und dort glückselig zu seyn, ist ja der allgemeine Wunsch und das einzige Bestreben aller Menschen. Aber bey dem Gedanken unsrer Unsterblichkeit muß doch einem jeden mehr an der Zukunft als an dieser Zeitlichkeit gelegen seyn.

Worin aber eigentlich unsre zukünftige Glückseligkeit besteht, das kann so genau nicht bestimmt werden; weil es weder ein Auge gesehen, noch ein Ohr gehört hat, was Gott denen, die ihn lieben, in der Ewigkeit vor-

vorbereitet hat. So viel ist indessen aus dem heutigen Evangelium gewiß, daß wir in dem Hause des himmlischen Vaters wohnen, und die reinsten und edelsten Freuden genießen werden. — Froh wie Kinder werden wir in dem Schoose unsers lieben Vaters in heiliger Eintracht und Zufriedenheit beysammen wohnen.

Aber auf welchem Wege gelangen wir zum Vater? — auf dem Wege der Religion. Aber wie viele, verschiedene, sich selbst widersprechende Religionen giebt es nicht auf Gottes Erdboden! — Erst neulich hat sich wieder eine dem Namen nach zwar neue, an sich selbst aber uralte Religionssekte in Frankreich gebildet, die unter dem Namen der Theophilantropen bekannt ist, und auch in andern Gegenden schon sehr viele Verehrer zählt. Diese Religion, so viel man bisher weiß, ist ein bloßer Naturglaube, oder eine natürliche Religion.

Auf diese natürliche Religion hin stützen heut zu Tage sehr viele Menschen die Hoffnung ihrer künftigen Seligkeit. Aber Niemand kömmt zum Vater, heißt es in unserm Texte, Niemand wird selig, als durch mich. Die Religion Jesu ist also der einzige sichere Weg, der zum Vater, zur Seligkeit führt. Die natürliche ist viel zu schwach, uns dahin zu bringen. Denn

I. Macht die natürliche Religion den Menschen zu wenig mit Gott und der Zukunft bekannt.

II. Ist sie an Mitteln zu arm, den Menschen zu Gott zu führen.

Erster Theil.

Die natürliche Religion enthält zwar die ersten Grundsätze der Pflichten gegen Gott und den Menschen, und ist an sich sehr verehrungswürdig; weil sie das Gesetz der Natur, die Vernunft selbst zur Grundlage hat. Aber wenn sie in ihrer eigenen Stärke und ihrem ganzen Umfange geprüft wird: so entdeckt man ihre Schwächen. Denn 1) zeigt sie die Verbindungen des Menschen mit Gott nicht; 2) lehrt sie nicht, was wir in der Ewigkeit zu hoffen oder zu fürchten haben.

Wer auffer der natürlichen Religion keine andere erkennt, soll sich nur allein von der reinen Vernunft in seinen Handlungen gegen Gott, sich selbst, und den Nebenmenschen leiten lassen. Und in Wahrheit ist auch die Vernunft die erste Führerin des Menschen. Aber kann sie denn auch die einzige Richtschnur des Menschen seyn? — darf man ihr so viel zutrauen, daß sie den Menschen auf den rechten Weg zu der Erkenntniß Gottes und der Verbindungen des Menschen mit Gott führe? — fühlt der Mensch dabey nicht noch ein gewisses Bedürfniß, das in ihm die Begierde nach neuen Aufklärungen rege macht? — Ich habe alle Achtung für die Vernunft, und muß sie als ein vernünftiges Wesen dafür haben. Aber in diesem Stücke sie weiter ausdehnen, als ihre Grenzen gehen, wäre unsinnig und gefährlich. Denn ich würde ihr mehr zugeben, als sie selbst verlangt, und zu bewirken fähig ist: ich würde überdieß den Weg zu vielen Irrthümern und Ausschweifungen bahnen, und auf eben die Ungereimtheiten verfallen, wie die Weisesten des Alterthums, die aus der Vernunft ganze Ungeheuer von Gottheiten erzeugten.

So

So dunkel bey einer blos natürlichen Religion die Gottheit selbst bleibt, eben so dunkel bleibt die Erkenntniß von den Verbindungen des Menschen mit Gott. Nur ein einziges, und es wird sich alles entwickeln. Es ist unstreitig gewiß, daß wir Menschen fehlen können; wir können Handlungen verrichten, die Gott mißbilliget und verdammt; z. B. Ungerechtigkeiten, Untreue, grausame und unmenschliche Thaten. Alles dieses hasset und verdammet Gott. In einem solchen Zustande — Freunde! was ist nothwendiger, als die Vergebung unsers Fehlers, wenn es uns nicht gleichviel ist, ob wir Gott zum Freunde oder Feinde haben? — Können wir aber auch aus Vernunftgründen Vergebung von Gott hoffen, und unter welchen Bedingungen können wir sie hoffen? — Gott ist in allen seinen Vollkommenheiten unendlich; er ist es also auch in seiner Gerechtigkeit. Wie stimmt aber Gottes unendliche Gerechtigkeit mit der Sündenvergebung überein? — Sind es nicht vielmehr nothwendige und unabsönderliche Rechte der Gerechtigkeit, für die Beleidigungen verhältnißmässige Genugthuung zu fordern? — Wo hat aber der Mensch die Mittel, diese Genugthuung zu leisten? — Oder soll oder kann die unendliche Gerechtigkeit jene Genugthuung annehmen, die er ihr leistet? — Ueber alle diese Fragen kann die Vernunft keinen befriedigenden Aufschluß geben:

Aber Gott ist auch unendlich barmherzig. Wer sagt dieß? — die Vernunft? — nichts weniger. Sie müßte vielmehr in Gottes Vollkommenheiten auf einen Widerspruch kommen; wenn sie sich Gott da barmherzig denken wollte, wo er nach seiner Gerechtigkeit strafen sollte. Gott kann den Sünder nach der Vernunft nicht begnadigen und zugleich verdammen. Es muß daher

ein anders Mittel vorhanden seyn, wodurch diese Genugthuung geschieht — ein Mittel, auf welches die Vernunft nicht hinweiset. Und doch sollte eine Religion, die eine Unsterblichkeit, Belohnung und Strafe in der Ewigkeit annimmt, ihre Anhänger über eine so wichtige Angelegenheit beruhigen; oder sie nährt in ihnen beständige Zweifel und Kummer über ihre ewige Zukunft.

Eben so wenig Bestimmtes kann die natürliche Religion über den Zustand des Menschen nach dem Tode sagen. Der Mensch, der sich nach dem Tode ein bessers Loos, als der Hund oder die Katze verspricht, möchte doch auch gerne versichert seyn, was er in der Ewigkeit zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Vernunft als erste Gesetzgeberin empfiehlt die Tugend, und warnet vor dem Laster. Die Tugend, sagt sie, verdient Belohnung, das Laster Strafe. Die Erfahrung aber beweist, daß in diesem Leben weder der Tugend eine würdige Belohnung noch dem Laster eine angemessene Strafe zu Theil werde. Der Tugendfreund verschmachtet manchmal aus unerforschlichem Verhängnisse seine Tage im bittersten Elende, und der Gottlose verprasset die seinigen im Wohlleben. Beyde sterben, der Fromme ohne zeitliche Belohnung seiner Tugend, der Bösewicht ohne zeitliche Bestrafung seiner Laster. Das Schicksal aller Beyden muß also erst in der Ewigkeit entschieden, jener belohnt, dieser bestraft werden.

Allein so gewiß auch der Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters in der Ewigkeit ist, so sehr auch die Vernunft mich von allen diesen Folgen meiner Handlungen überzeugt, so sagt sie mir doch nicht, worin eigentlich diese Belohnung oder Strafe besteht. Die Antwort auf folgende Fragen bleibt sie immer schuldig:

Wird mein Geist nach der Trennung vom Körper aus dieser Welt hinausgehen, und zu seiner Freude oder seinem Leide in einer andern Welt wohnen? werde ich vielleicht zur Belohnung meiner Tugend bey Gott selbst wohnen, oder zur Strafe des Lasters in einer weiten Entfernung von ihm mich aufhalten müssen? — Wie wird daselbst mein Aufenthalt beschaffen seyn? — Worin wird das Gute bestehen, das ich für meine Tugend, worin das Böse, das ich für das Laster empfangen soll? — Werde ich ewig glückselig oder unglückselig seyn, oder nur auf eine zu bestimmende Zeit? — Lauter Fragen, worüber ich von der Vernunft keine bestimmte Antwort erzwingen kann, und wodurch ich in bange Verlegenheit gesetzt werde.

Eben daher, daß die Vernunft uns gar keine Auskunft von der Ewigkeit geben kann, entstanden unter den Weisen des Alterthums die lächerlichsten Meynungen. Bald ließen sie die abgeschiedenen Geister in den eliseischen Feldern herumwandeln, bald wiesen sie ihnen einen Platz in dem Gestirne an. Und es wird viel seyn, ob die Meynung von der Seelenwanderung sich nicht heut zu Tage noch bey vielen erhält, zufolge deren der Geist des Tugendfreundes in einen grossen Monarchen, jener des Bösewichts in ein verächtliches Thier fahren soll, anderer Ungereimtheiten nicht zu gedenken, welche die alten Weltweisen erdichteten. Und doch berief sich ein jeder auf die Vernunft, und suchte seine Träumereyen durch Vernunftgründe geltend zu machen; ein Beweis, daß die natürliche Religion gar nichts Bestimmtes über den Zustand des Menschen jenseits des Grabes sagen kann. Und da sie zugleich die Verbindungen des Menschen mit Gott nicht zeigt, so ist nichts gewisser, als daß sie den Menschen zu wenig mit Gott und seiner Zukunft bekannt macht.

Zweyter Theil.

Und wie arm ist sie nicht an Mitteln, den Menschen zu Gott zu führen! — Wer einen Gott erkennt, und einer Religion zugethan ist, der hofft auch in seiner Religion Mittel zu finden, durch welche er Gott gefallen, und ihm näher kommen kann. Dieß kann aber nur durch gewisse Dienstleistungen und durch Einschränkung der menschlichen Ausschweifungen geschehen. Nun lehrt 1) die natürliche Religion nicht, welchen Dienst der Mensch Gott leisten soll; 2) ist sie zu schwach, die Ausschweifungen der Menschen einzuschränken.

Die Vernunft, die mich auf den Begriff von Gott führt, weißt mich auch zugleich auf die Pflicht hin, ihm zu dienen. Sobald ich ein Wesen erkenne, das von allen andern Wesen unabhängig und über alle erhaben ist, von dem alle andere Wesen abhangen, und den Grund ihres Daseyns in jenem höchsten Wesen haben: so folgt nichts natürlicher, als die Pflicht, jenem höchsten Wesen gewisse Dienste zu leisten, wodurch ich seiner Hoheit huldige, und meine Abhängigkeit von ihm bezeuge. Hierin sind alle Nationen einig, so roh und abgötterisch sie auch übrigens seyn mögen. Jedes Volk, bey dem sich nur ein schwacher Begriff eines höchsten Wesens erhält, fühlt auch die Pflicht, es auf die Art zu verehren, welche ihm die schicklichste zu seyn scheint — ein Beweis, daß das Gefühl der Pflicht, das höchste Wesen zu verehren, unter den Menschen eben so allgemein ist, als der Begriff von dem höchsten Wesen selbst.

So viel sieht die Vernunft ohne geoffenbarten Unterricht ein, daß einige Anordnungen zum äusserlichen Gottesdienste gestiftet und erfüllet werden müßten.

Aber

Aber sieht sie auch ein, was für Anordnungen für Gott die würdigsten, ihm gefälligsten und dem Menschen am nützlichsten sind? — Der äussere Dienst, den ich Gott erweise, muß von doppeltem Werth seyn. Er muß Gottes Ehre befördern, und zugleich heilige Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens in mir erwecken. Die Zeremonien, deren ich mich zu seiner Verherrlichung bediene, müssen seiner Majestät würdig seyn, und dürfen uns nicht auf Aberglauben oder Abgötterey führen.

Kann aber die Vernunft allein auf solche Zeremonien hinführen, von denen ich versichert bin, daß sie zur Ehre Gottes gereichen, und er ein Wohlgefallen daran habe? — kann sie dafür bürgen, daß Gott gerade diesen und keinen andern Dienst von mir fordere, und daß diese Zeremonien mich nicht auf den Weg des Aberglaubens oder der Abgötterey führen? — Die Israeliten hatten eine geoffenbarte Religion, freylich eine Religion, die mehr in Zeremonien als im Geiste bestund; weil sie immer durch sinnliche Vorstellungen unterhalten werden wollten; aber sie ließen sich nichts desto weniger durch ihren übertriebenen Hang zu sinnlichen Dingen dahin verleiten, daß sie sich auch einen sinnlichen Gott unter der Gestalt eines Kalbes bildeten, und ihm göttliche Ehren erwiesen.

Wie wenig richtiges die Vernunft über die Verehrungsweise Gottes bestimmen kann, ergiebt sich auch daraus, daß selbst die aufgeklärtesten Weisen von Rom und Athen nicht im Stande waren, einen würdigen Gottesdienst zu erfinden, sondern geradezu die possirlichsten Zeremonien mitmachten, denen sich der Pöbel überließ, und die nicht selten in Grausamkeiten und

allerley Laster ausarteten. Und unsere Väter — die alten Deutschen — wie sehr schweiften sie in ihrer ganzen Götterlehre und Religion aus! wie ganz vernunftwidrig war ihr äusserlicher Gottesdienst, ehe das Licht der geoffenbarten Christusreligion über sie aufgegangen war! So viele Leidenschaften sie hatten, so viele Götter verehrten sie durch die schändlichste Befriedigung derselben. Wie viele Religionen herrschen nicht heut zu Tage noch in der Welt, von denen eine jede Gott auf die ächteste Weise zu verehren glaubt! Sehet, Freunde! so wenig kann man sich in Ansehung der Religion, wenn man keine geoffenbarte annimmt, auf die Vernunft verlassen, so wenig lehrt sie, welchen Dienst der Mensch Gott leisten soll.

Wie unvermögend ist endlich die natürliche Religion, die Ausschweifungen der Menschen einzuschränken, welches doch ein so nothwendiges Mittel ist, hier glücklich zu leben, und getrost zu sterben. Es soll ein jeder auf Erden seinem natürlichen Hange, Begierden und Leidenschaften die völlige Befriedigung gestatten, was würde wohl aus der Welt werden? — gewiß die allerscheußlichste Schwindgrube der Laster. Leben und Eigenthum würde alle Augenblicke in Gefahr stehen, für die Tugend keine Freystätte mehr seyn, alle gesellschaftlichen Bande aufgelöst werden, und die menschlichen Gesetze weiter zu nichts dienen, als das Laster in Geheim zu nähren, um bey Gelegenheit desto heftiger auszubrechen, je länger es im Stillen ist genähret worden. Um also die Unordnungen sowohl in dem Menschen selbst als in der Gesellschaft zu verhüten, muß nebst den menschlichen noch ein anders Gesetz vorhanden seyn, das dem Ausbruche der Leidenschaften zu allen Zeiten und in allen Umständen gewachsen ist, das den

Bösewicht auch für solche Laster bestraft, die er im Geheim begeht, und die dem Auge des zeitlichen Richters nicht offenbar werden.

Das natürliche Gesetz, worauf heut zu Tage noch so viele sich stützen, ist zwar von dem Urheber der moralischen Menschennatur ganz dazu gemacht, durch quälende Vorwürfe des Gewissens das verborgenste Laster zu strafen, und den Bösewicht durch Androhung künftiger Strafen davon abzuschrecken. Aber da dieses Gesetz uns durch die Vernunft muß kund gemacht werden, diese aber bey vielen unserer Handlungen entweder gar nicht, oder zu spät zur Sprache kömmt; weil sie zu sehr in die Sinnlichkeit verflochten ist; so ist es klar, daß das Gesetz der Natur an und für sich allein nicht vermögend ist, die Ausschweifungen der Menschen einzuschränken. Wir dürfen nur einen Blick auf die Welt und Völkergeschichte werfen, so wird die Unvermögenheit der natürlichen Religion, den Menschen in seiner Pflicht zu halten, eben dadurch vollkommen erwiesen seyn. Keines aus allen alten Völkern war aufgeklärter, als das griechische und römische. Diese zwo Nationen, die uns so viele schöne Denkmäler der Künste und Wissenschaften geliefert haben, erzeugten die größten Weltweisen, aber auch die lasterhaftesten Menschen, so daß es schien, die Laster hätten sich mit der Aufklärung und der Vervollkommung der Wissenschaften in gleichem Grade vermehrt. Anstatt daß die Vernunft-Religion sie von dem Laster hätte abschrecken sollen, führten sie die abscheulichsten Sünden unter dem Scheine der Tugend sogar als Religionsübungen ein. Die Unzucht, die sie in öffentlichen Tempeln trieben, machte ein wesentliches Stück ihres Gottesdienstes aus, der Greuelthaten nicht zu gedenken, womit sie ihren Charakter beschmutzten.

Aber ist es denn auch ein Wunder, wenn Menschen, die keine andere, als nur die natürliche Religion erkennen, in solche Schandthaten ausarten? — Wer den Gang der Vernunft beobachtet, wird finden, daß er nur sehr langsam ist, daß sie oft stille steht, leicht zurückschreitet, und beym Druck der Sinnlichkeit oder Anstoß der Leidenschaften oft darnieder sinkt. Wenn daher kein anders Gesetz vorhanden ist, welches die Vernunft in ihrem Gange leitet, sie unterstützt, wenn sie strauchelt, und ihr eine überwiegende Kraft über die Sinnlichkeit, über alle Begierden und Leidenschaften ertheilt: so ist wohl nichts anders zu erwarten, als daß die Ausschweifungen und Uebertretungen der wichtigsten Pflichten überhand nehmen müssen.

Beschluß.

Wir sind daher wahrhaft betrogene Leute, wenn wir uns von dem Wahn beherrschen lassen, daß die natürliche Religion uns zu Gott führen könne. Sie ist es nicht, die allen Bedürfnissen abhelfen kann, welche wir in dieser Hinsicht haben. Sie sagt uns zu wenig von Gott, zu wenig von unsrer Zukunft, und ist an Mitteln zu arm, uns zu Gott zu führen. Wir lernen durch sie unsere Verbindungen mit Gott nicht kennen; sie sagt uns auch nicht, was wir in der Ewigkeit zu hoffen oder zu fürchten haben; sie weist uns nicht auf die ächte Verehrungsweise Gottes hin, und ist viel zu schwach, unsere Begierden und Leidenschaften im Zaum zu halten.

Im Gegentheile mangelt es der Religion Jesu an keiner dieser Eigenschaften. Sie verschafft uns wahre und reichliche Kenntnisse von Gott und unsrer Zukunft; sie

sie hat überflüssige Mittel, wodurch wir uns den allersichersten Weg zu Gott bahnen können. Es liegt lediglich nur an uns, dieselben dahin anzuwenden, wozu der göttliche Stifter unserer heiligen Religion sie uns gegeben hat. Wenn wir ihr treu verbleiben, so wandeln wir den sichersten Weg zum Vater, der im Himmel ist. Denn Jesus ist der Weg, auf welchem wir dahin gelangen; ja es ist sogar kein anderer Name den Menschen unter dem Himmel gegeben, dadurch sie selig werden sollen. (*) Amen.

Auf das Fest
des
heiligen Johann des Täufers.

Wirklich war die Hand des Herrn mit ihm.
Luk. I. 66.

Eingang.

Die heutige Geschichte, welche sich mit Zacharias und Elisabeth zugetragen, ist für alle Hausfamilien von besonderer Wichtigkeit. Sie lernen hieraus deutlich einsehen, daß alle ihre Schicksale von keinem Ohngefähre, sondern von Gott selbst herrühren, welcher sie auf mancherley Weise veranstaltet, verändert, und immer zu dem besten Zwecke leitet. Oft läßt er die

(*) Apostelg. IV. 12.

die frömmsten Familien darben, und die bösen eines langen Wohlstandes genießen. Aber plötzlich ändert er ihren ganzen Zustand, hebt die einen empor und drückt die andern nieder. Er zieht den Dürftigen aus dem Staube, heißt es im ersten Buche der Könige, und erhebt den Armen aus dem Koth, damit er unter den Fürsten sitze, und den Thron der Herrlichkeit innen habe. (*)

Vielleicht sind noch einige unter euch, die sich meiner vorjährigen Rede, die ich über eben diesen Gegenstand an dem heutigen Feste gehalten habe, zu erinnern wissen. Ich habe bewiesen, daß Gott die Schicksale der Familien regiert, daß er die hohen erniedriget, und die niedrigen erhöht, die reichen arm, und die armen reich macht. Ich habe euch dortmals versprochen, die Anwendung zu zeigen, welche ihr von dem Wechsel euers häuslichen Glückes machen sollet. Aber gewisse Umstände ließen mich nicht Wort halten.

Ich werde euch daher heute auf diese Anwendung hinführen, und euch die ächte Weise lehren, wie ihr euch bey euerm Glückswechsel zu verhalten habet, um stets das Beste für euch aus den abwechselnden häuslichen Schicksalen zu ziehen. Drey Stücke sind es, die zu euerm wahren Nutzen darin enthalten sind:

I. Hütet euch in euerm Glücksstande vor Uebermuth,

II. Hütet euch in euerm niedern Stande vor Kleinmuth,

III. Hütet euch bey dem Glückswechsel eurer Nebenmenschen vor lieblosem Urtheile.

Hütet

(*) I. B. Kön. II. 8.

Hütet euch in euerm Glücksstande vor Uebermuth. Diese Regel ist für den Hohen und Reichen von solcher Wichtigkeit, daß sie von ihnen öfters beherzigt zu werden verdient. Ist Gott der Herr der menschlichen Schicksale, ist es sein eigenthümliches Vorrecht, diesen arm, jenen reich zu machen, diesen zu erniedrigen, jenen zu erhöhen; warum willst du stolz und übermüthig werden? — Von wem kömmt deine Hoheit? — von wem dein Reichthum? — Ist es nicht Gott, der deine Ahnen erhöhte, von denen du den Adel nur ererbtest? — Ist es nicht Gott, der dir Eigenschaften und Talente gegeben, die dir vor andern einen Rang unter deinen Mitbürgern verschafften? — Wo hast du deine Mittel her? — Ist es nicht Gott, der deinen oder der deinigen Fleiß gesegnet, und alle deine Unternehmungen zu deinem Vortheile hat gelingen lassen? — Ist es aber nicht auch Gott, der über dich und deinen Glücksstand Herr ist, der tausend Mittel in seiner Gewalt hat, dich zu demüthigen, und es dich empfinden zu lassen, daß dein Ansehen und dein Reichthum eben sowohl als du selbst Staube ist? — Wie, wenn Gott dich in die Hände deiner Feinde überlieferte, wenn er ihnen die Macht ertheilte, dir an deiner Ehre und deinem guten Namen zu schaden, wie geschwinde würde sich dein Glanz verdunkeln, wie bald würdest du von deiner Hoheit in die Niedrigkeit herabsinken? — Wenn Gott Haus und Hof durch einen Blitz in die Asche verwandelte, dein Vieh durch eine Seuche dahinrafte, deine Felder durch Hagel verwüstete, oder mit Wasser überschwemmte, wärest du nicht auf einmal zu einem Bettler gemacht? — Betrachte sie die verarmten und gesunkenen Häuser, und laß dich durch ihren Glückswechsel überzeugen, daß sie einst eben das waren, was du jetzt bist, und daß du das, was jene wirklich sind, in kurzem werden kannst.

Wie soll man also den Stolz und den Uebermuth so vieler begüterten und vornehmen Familien betrachten, die so sehr auf ihren Stand und Reichthum trotzen, als wenn sie keine unglückliche Veränderung zu befürchten hätten? — Passen nicht die Worte des Psalmisten recht genau dahin: Der Mensch, da er in Ehren war, hat es nicht verstanden; er hat wie das unvernünftige Vieh gelebt, und ist ihm ähnlich geworden — der Unverständige und der Thor werden mit einander umkommen; sie werden ihre Reichthümer Fremden hinterlassen, und ihre Gräber werden ewig ihre Häuser seyn — fürchte dich nicht, wenn ein Mensch reich, und die Herrlichkeit seines Hauses vermehrt wird: denn wenn er stirbt, wird er nichts mitnehmen; so wird auch seine Herrlichkeit nicht mit ihm hinabsteigen.(*)

Aber selten dauert das Glück des Stolzen und Uebermüthigen, bis er stirbt. Er muß es öfters in seinem Leben noch empfinden, daß Gott Stolz und Uebermuth in dem Glückesstande mit Erniedrigung und Dürftigkeit strafe. Wenigst mangeln Beyspiele nicht, daß Familien, die auf jeden mit Verachtung herabsahen, in kurzer Zeit mit Ehrfurcht auf eben diejenigen, die sie verachteten, hinaufsehen, und von denen, die sie in ihrer Noth mit Ungestümm von sich stießen, in ihrer Armuth Unterstützung erflehen mußten.

Eben dieses soll dem Geringen und Dürftigen zur Ermunterung dienen, daß er vielleicht mit der Zeit in den Stand werde gesetzt werden, denen Gutes zu erweisen, deren Hilfe ihm jetzt so nothwendig ist. Gott ist der Herr der menschlichen Schicksale: er kann den Niedrigen eben so leicht erhöhen, den Armen eben so sehr

(*) Psalm.

sehr bereichern, als er den Hohen erniedriget, und den Reichen verarmen läßt. Schmachtest du, armer, unangesehener Christ! ohne deine Schuld in Niedrigkeit und Armuth, o, so laß deinen Muth nicht sinken! — Wer weiß, ob nicht du oder die Deinigen von Gott gesegnet und erhöht werden? — Gott sieht nur eine Weile zu, und hat seine Freude an dir, wenn du dich geduldig in dein Elend fügest, und dich wie ein Wurm in dem Staube krümmst: er sieht die Verachtung, mit der man dir begegnet, die Noth, die dich drückt; aber er sieht auch deine Großmuth, mit der du dich über deine Verächter hinaussetzest, deine Zufriedenheit, mit der du deine Armuth erträgst. Geduld! er ist kein müssiger Zuschauer deiner Leiden, seine Freude ist keine Schadenfreude — ehe du es vermutheſt, wird er dich aus dem Staube der Verachtung hervorziehen, und dich zu einem würdigen Gegenstand der Verehrung erheben; ehe du es vermutheſt, wird er dich dem Hunger entreißen, und dich mit einem standesmässigen Einkommen segnen. Beneide diejenigen nicht, die sowohl an Ansehen als Reichthum über dich erhaben sind; sondern ertrage ruhig dein Elend, und hoffe mit Zuversicht, daß dir Gott gewiß einen Ersatz für alles geben wird, was du vermisseſt.

Gesetzt, er ließe dich die ganze Zeit deines Lebens in deinem Unglücksstande schmachten: so könnteſt du doch wenigst in der süssen Hoffnung sterben, daß Gott an deinen Kindern oder Kindeskindern das ersetzen würde, was er dir für deine Lebenstage nicht gewährte. Die Beyspiele sind ja nicht selten, daß Gott einer Generation seinen Segen versagt, und der andern mittheilt. Vater und Mutter müssen manchmal in der tiefesten Niedrigkeit und in der äusserſten Noth ihre

Tage

Tage verleben; aber ihre Kinder steigen hernach zu einer solchen Grösse und zu einem solchen Reichthum empor, daß jedermann ohngeachtet ihrer niedern Herkunft und ehemaligen Armuth alle Achtung und Ehrfurcht gegen sie heget.

Du wirst freylich sagen: was nützt mich das Ansehen oder der Reichthum meiner Kinder oder Kindeskinder, wenn ich meine ganze Lebenszeit hindurch darben muß? — Freund! wenn die Deinigen dir pflichtmäßig am Herzen liegen, so mußt du an ihrem Glücke eben so grossen Antheil nehmen, als an dem deinigen. Zudem welchen Nachruhm verschafft dir der Schwung deiner Angehörigen nach dem Tode! — Gleichwie nach dem Ausspruche des Weisen die Ehre des Vaters auch dem Sohne zur Ehre gereicht: also ist auch die Ehre der Kinder die Ehre der Aeltern, d. i. die Aeltern haben auch Antheil an der Ehre ihrer Kinder. Und wenn du auch über dieses keinen andern Genuß von der Erhöhung deiner Nachkommen hast: so ist dieß schon ein ewiger Vortheil für dich, daß du mitten in deinem Unglücksstande fromm und gottesfürchtig gelebt hast, und daß dein Haus, wenn es auch kein Wohnsitz des Reichthums, dennoch ein Wohnsitz der Ruhe, der Zufriedenheit und so vieles Segens war, als dir zu deiner höhern Bestimmung nothwendig gewesen ist. Dieses, Freund! wird dir in der Ewigkeit mehr nützen, als alle Würden und Schätze auf Erden.

Ich sagte aber oben, daß dir oder den Deinigen die Hoffnung eines bessern Glücks übrig bleibe, wenn du ohne deine Schuld in Niedrigkeit und Armuth gerathen bist. Denn sofern du selbst an deinem Unglücksstande Schuld bist, so kannst du dir nicht mit Gewißheit ver-

versprechen, daß du je wieder zu einem bessern Glücke kommen werdest. Hast du dir dein Schicksal durch eine üppige Lebensart, durch Wohlust und Verschwendung zubereitet: so harrest du umsonst auf einen günstigen Glückswechsel. Gott kennt deine Neigungen, deine Absichten, die Gefahr, zeitlich und ewig unglückselig zu werden, wenn er dich zur Hoheit und Begüterung gelangen ließe. Er läßt dich also in dem Stande, in dem du nicht übermüthig werden kannst, und stets zu ihm rufen mußt: Mein Vater, gieb mir mein täglich Brod! —

Eben so wenig dürfen vielleicht auch deine Abstämmlinge sich Hoffnung machen, daß es je besser mit ihnen stehen werde, als mit dir. Denn das Sprüchwort trift immer richtig ein: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wenn die Aeltern zu einer ausschweifigen und verschwenderischen Lebensart geneigt waren: so sind es auch gemeiniglich die Kinder. Daher würde den Kindern der Ueberfluß eben so gefährlich seyn, als er den Aeltern war. Gott wird also die Kinder eben so wenig segnen, als die Aeltern; weil jene den nämlichen Mißbrauch von seinem Segen machen würden, wie diese.

Indessen ist es doch nie erlaubt, ein liebloses Urtheil über den Glückswechsel der Familien zu fällen. Es ist Sünde, wenn man die glückliche Veränderung dieser oder jener Familie unerlaubten Mitteln zuschreibt, oder den Verfall derselben aus ihrer üppigen und lasterhaften Lebensart argwöhnt. Denn wir wissen, daß es Familien giebt, die, so unbedeutend sie eine zeitlang waren, durch lauter Rechtschaffenheit groß geworden sind — Familien, die sich im Anfange ihres Haushaltes hart nährten, aber in der Folge durch ihren Fleiß

und ihre unermüdete Betriebsamkeit zu grossen Mitteln gelangten. Im Gegentheile giebt es auch Familien, die ohngeachtet ihres frommen und eingeschränkten Wandels dennoch verarmen, aussterben, oder ihren Glanz verlieren. Es ist also nicht allzeit Ueppigkeit und Laster die Ursache ihres Sturzes; sondern Gott hat oft seine Hand darin, und handelt dabey nach seiner Weisheit, ohne daß wir im Stande sind, seine Wege zu erforschen oder seine Gerichte zu begreifen.

Und doch ist nichts gewöhnlicher, als daß man mit voreiliger Lieblosigkeit den Glückswechsel der Familien beurtheilt. Schwingt sich eine Familie empor, so ist es bey lieblosen Leuten schon richtig: diese Familie ist nicht mit Recht, was sie ist. Sie muß sich allerley List, kriechender Schmeicheleyen oder Geldbestechungen bedient haben, um zu ihrer dermaligen Grösse zu gelangen: auf dem geraden Wege konnte sie unmöglich so geschwinde emporkommen. Wird eine arme Familie reich, oder lebt nicht mehr so kümmerlich, als zuvor: so ist der Schluß schon richtig: diese Familie hat ihren Reichthum entweder gestohlen, oder auf eine andere unerlaubte Weise erschlichen. Sinkt im Gegentheile eine Familie herab, so pflegt der lieblose Richter seines Nächsten ihren Sturz dem unerträglichen Stolze, dem Hochmuth und der Verachtung, womit sie in seiner Meynung andern begegnete, zuzuschreiben. Kömmt eine Familie in den Nothstand, so ist in den Augen böser Menschen nichts gewisser, als daß sie ihr Vermögen im Wohlleben verschwelget habe. Auf solche Weise muß in dem Sinne der lieblosen Welt der Kleine groß, der Arme reich, der Grosse klein, der Reiche arm werden.

Wie lieblos sind diese Urtheile! — Mensch! wer bist du, daß du den Glückswechsel deines Bruders so schiefe beurtheilest? — Bist du ein Grosser und Reicher: so bist du gewiß auch auf eine so schändliche Art groß und reich geworden; bist du ein Geringer und Armer: so leitet dich der Neid in deinem Urtheile, daß du nicht eben so groß und reich bist, wie dein Nebenmensch; bist du aber auch einst so angesehen und bemittelt gewesen, aber in der Folge an Ansehen und Mitteln verarmt: so bist du gewiß aus eigener Schuld so tief gefallen; sonst würdest du nicht so leicht auf den lieblosen Gedanken verfallen, als hätte dein Nebenmensch Ehre und Reichthum im Wohlleben verpraßt. Freund! halt dein Urtheil über den Glückswechsel deiner Mitmenschen zurück; sonst stellst du dich dem nämlichen Urtheile bloß, das du über andere sprichst. Sey vielmehr davon überzeugt, daß Gott bey den Glücksveränderungen der Familien seine Hand darin hat; und freue dich, wenn du Familien glücklich, aber trage Leid mit ihnen, wenn du sie unglücklich siehst.

Beschluß.

Im übrigen diene ein Jeder mit den seinigen dem Herrn, dann wird er bey jedem Glückswechsel getrost und voll Hoffnung seyn können. Eine fromme Familie ist glücklich, sie mag reich oder arm, vornehm oder gering seyn. Ihre Frömmigkeit bleibt ihr immer, wenn auch Ehre und Ansehen, Schätze und Reichthümer ein Raub des Schicksals werden. Sie ist im Unglücke eben so wenig niedergeschlagen, als im Glücke übermüthig; sie ist gleichgültig zu der Regierung Gottes, und weiß sich in allen mit dem Gedanken zu trösten: Gott hat

seine Hand darin; und dieß macht ihre Seligkeit auf Erde aus: Selig ist der Mensch, sagt der Psalmist, der den Herrn fürchtet, und an seinen Gebothen grosses Vergnügen hat. Sein Geschlecht wird auf Erden mächtig seyn; das Geschlecht der Gerechten wird gesegnet werden. Ehre und Reichthum werden in seinem Hause seyn, und seine Gerechtigkeit besteht ewig. (*) Amen.

Auf das Fest
der
heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Du bist Petrus; auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Matth. XVI. 18.

Eingang.

Jesus fragt in dem heutigen Evangelium seine Jünger: Für wen halten mich wohl die Leute? — einige sagen, antworteten sie, du seyst Johann der Täufer; andere aber, du seyst Elias; noch andere, es sey einer von den Propheten wieder auferstanden. Als er die verschiedenen Meynungen, welche die Leute von ihm hatten, gehört, und den Irrthum darin wahrgenommen

(*) Psalm. CXI

nommen hatte, fragte er sie weiter: **Für wen haltet ihr mich denn?** Er wollte ihnen dadurch Gelegenheit geben, seine Person richtiger kennen zu lernen. Und wie nothwendig war das auch? — Denn da sie immer von andern Juden so viel widersprechendes von ihm reden hörten, hätten sie leicht können irre geführt werden, zumal da sie den Glauben an die angebetete Aussprüche der Pharisäer und Lehrer des Gesetzes auch noch nicht gänzlich abgelegt hatten.

Auf die Frage Jesu schwiegen alle stille, vermuthlich weil sie selbst noch nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. Petrus, der die Hauptwahrheit einzusehen, von Gott gewürdiget ward, nahm allein das Wort und antwortete: **Du bist Christus** (der Messias) **der Sohn des lebendigen Gottes.** Als Petrus das feyerliche Bekenntniß von der Gottheit Jesu abgelegt hatte, sprach ihn der Heiland selig und sagte: **Ich sage dir: du bist Petrus**, d. i. der Felse, **auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.**

Durch diese Worte verheißt Jesus dem Petrus den ersten Rang und die oberste Gewalt in seiner Kirche, und dieß zur Belohnung seines eifervollen Bekenntnisses. Er verspricht aber auch die Erbauung einer Gemeinde, oder die Anpflanzung einer Gesellschaft, wider welche die Gewalt des Teufels und alle feindliche Anfälle nichts vermögen sollen. Hieraus war leicht zu folgern, sein Reich müsse zwar geistlich aber doch sichtbar und von ewiger Dauer seyn. Und eben hieraus ergiebt sich auch der Ungrund unsers Kummers, als ob der Glaube und die Kirche Jesu nach und nach zu Grunde gienge; weil heut zu Tage so viele Feinde dagegen auftreten, und

man bey den Christen selbst so wenig Glauben mehr findet. Denn so wenig die Worte Jesu, womit er die ewige Dauer seiner Kirche versicherte, trügen können; eben so wenig wird seine Kirche je aufhören, sondern ewig dauern

I. in ihren Gliedern

II. in ihrer Lehre.

Erster Theil.

Die Kirche Jesu ist eine Gesellschaft solcher Leute, welche sich zur Lehre Jesu bekennen, an den Geheimnissen des christlichen Glaubens Theil nehmen, und sich von rechtmässigen Seelenhirten, besonders von dem römischen Pabste als dem einzigen wahren Statthalter Jesu Christi regieren lassen; zufolge dieser Bestimmung muß die Kirche Christi 1) eine sichtbare Gesellschaft der Rechtgläubigen seyn, und 2) als eine solche beständig fortdauern.

Die wahre Kirche Christi wird in der Schrift einem sehr hohen Berge, und einem Hause, das auf diesem Berge steht, verglichen, wohin alle Völker kommen, um das Gesetz Gottes zu vernehmen. Zur letzten Zeit, heißt es bey Isaias, wird der Berg, worauf das Haus des Herrn ist, auf dem Gipfel der Berge gegründet, und über die Hügel erhoben werden, und alle Völker werden ihm zueilen. Viele Völker werden hingehen und sagen: Kommet und lasset uns zu dem Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakobs hinaufgehen; er wird uns seine Wege lehren, und wir werden auf seinen Steigen wandeln; denn

von

von Sion wird das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem ausgehen. (*)

Wenn nun nach der Weissagung des Propheten die wahre Kirche Christi ein Haus ist, das auf einem über alle Hügel hervorragendem Berge und nach dem Ausspruche des Stifters dieser Kirche selbst auf einem unüberwindlichen Felsen steht: so muß ja die Gesellschaft, welche diese Kirche bildet, eine sichtbare Gesellschaft seyn. Oder könnte man wohl von einer unsichtbaren Gesellschaft sagen, sie sey auf einem hohen Berge, auf einem Felsen gebaut; alle Völker werden ihr zueilen und ihre Lehre hören? — Wie widersinnig lautete der ganze Text, besonders da auch Christus seinen Gläubigen befiehlt die Kirche zu hören, und diejenigen, welche fehlen und die brüderliche Ermahnung verachten, der Kirche anzuzeigen; wie wäre aber dieses möglich, wenn die Gesellschaft, woraus die Kirche besteht, unsichtbar wäre? —

Eine jede Gesellschaft muß gewisse Merkmale haben, woraus sie kann erkannt, und auch ihre Glieder selbst können unterschieden werden, wenn sie sichtbar seyn soll. Hat denn aber nicht Christus, der göttliche Stifter dieser Kirche, seine heiligen Sakramente als eben so viele sichtbare Zeichen aufgestellt, durch welche alle Glieder unter einander sollen verbunden werden? — Der Gottesdienst soll sichtbar und die Regierung der Oberhirten soll und kann auch nicht anders als sichtbar seyn. Könnte aber ein Zeitpunkt seyn, wo sowohl die Sakramente, die als Mittel unsrer Rechtfertigung und unsers Heils eingesetzt sind, als auch der Gottesdienst und die Re-

(*) Isa. II. 2. u. f. w.

gierung der Oberhirten unsichtbar wäre: so würde dieß ein zuverlässiges Zeichen seyn, daß die Pforten der Hölle sie überwältigen könnten. Wie würde aber alsdann die untrügliche Verheißung Jesu erfüllt: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen? —

Die katholische Kirche ist also die sichtbare Kirche Christi. Sie ist sichtbar in der Ausspendung und in dem Genusse der heiligen Sakramente; sie ist sichtbar in dem Gottesdienste, welcher in der Predigt des Evangeliums und in der Feier der von Christo eingesetzten Geheimnisse besteht; sie ist sichtbar in den Oberhirten, die sie lehren und regieren. Nun wäre nur noch dieß einzige zu wünschen, daß die Sichtbarkeit dieser Kirche sich auch in den guten Werken ihrer Glieder zeigen möchte, daß alle Handlungen der Katholiken dahin gerichtet wären, daß sie sich selbst untereinander und diejenigen, die ausser der Kirche sind, erbauen und die Sichtbarkeit ihrer heiligen Kirche bestärtigen möchten. Aber leider, werden die christlichen Werke bey den Katholiken mit jedem Tage unsichtbarer, so daß man glauben sollte, die Sichtbarkeit der Kirche selbst, wenn sie von der Sichtbarkeit der guten Werke ihrer Glieder abhienge, müßte allmählig aus unsern Augen verschwinden. So wenig glänzt diese Kirche heut zu Tage aus dem Thun und Lassen ihrer Glieder hervor.

Aber ungeachtet man bey vielen Christen nur sehr wenige oder gar keine christliche Werke sieht, so wird doch die Sichtbarkeit der wahren Kirche Christi in ihren Gliedern beständig fortdauern. Was gehört zur Fortdauer einer Gesellschaft? — das gehört dazu, daß ihre Grundverfassung immer sichtbar bleibe. Worin besteht aber die Grundverfassung einer Gesellschaft? — Sie

besteht überhaupt in den Gesetzen und Mitteln, ohne welche der gemeinschaftliche Gesellschaftszweck nicht erreicht werden kann. Soll die Kirche Christi fortdauern, so müssen immer Rechtgläubige da seyn, welche sich der Mittel bedienen, die theils an sich selbst, theils aus der willkührlichen Anordnung Jesu zur Erlangung der Seligkeit nothwendig sind. Dieses wird deutlich durch die Worte unsers Textes vorgestellt: Ich will meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Es muß daher die Kirche Christi ewig dauern, oder die Verheißung Jesu trüget. Diese trüget nicht, kann nicht trügen; weil sie aus dem Munde der ewigen Wahrheit selbst geflossen ist; also muß es auch wahr seyn, daß die Kirche Jesu ewig sichtbar seyn werde. Sie ist nach dem Ausspruche des Apostels die Säule und die Grundfeste der Wahrheit, also wird sie so lange aufrecht stehen, als die Wahrheit des Evangeliums besteht: diese aber wird in Ewigkeit bestehen; ja Himmel und Erde werden vergehen, als nur ein einziger Buchstabe vom Gesetze hinwegfallen.

Wo ist aber eine Kirche, die durch achtzehn Jahrhunderte und unter den fürchterlichsten Verfolgungen beständig so sichtbar war, wie die katholische? — Sie allein ist das erhabene und überall kenntbare Gebäude, das auf dem Felsen steht. In ihr finden sich immer die nämlichen Mittel zur Seligkeit, immer die nämlichen Sakramente, immer die nämliche Lehre, immer die ununterbrochene Nachfolge des ersten Statthalters Christi und der Bischöfe, die entweder in den Concilien versammelt, oder in ihren einzelnen Kirchsprengeln zerstreut, die reine Lehre Jesu erörtert und vertheidiget, die Irrthümer verdammt, das Wort Gottes geprediget, die Sakramente ausgespendet, und die widerspenstigen Christen gezüchtiget haben.

Und von was für einer Kirche traten wohl alle diejenigen aus, die je einen Irrthum oder eine Spaltung angezettelt haben? — war es nicht die katholische? — In was für einer Kirche waren die bekannten Sektirer Luther, Kalvin, Zwingel u. a. m. gebohren, erzogen und aufgewachsen? — nicht wahr: in der katholischen? — Sie haben zwar durch ihre Irrlehren einen sehr beträchtlichen Theil der Katholischen an sich gerissen, und dadurch die Kirche Jesu einer Menge ihrer Verehrer beraubt; aber das Gebäude selbst gänzlich zu untergraben, wie sie sich's vorgenommen hatten, nein! dieß waren sie nicht im Stande. Denn die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. So lange die Welt stehen wird, wird ungeachtet aller feindlicher Angriffe dennoch stets eine Gesellschaft sichtbar seyn, welche durch Vereinigung im Glauben und durch das Band der Liebe die wahre Kirche Christi ausmacht.

Freylich kann der Glaube und die Liebe, wodurch die Kinder der Kirche Gottes miteinander, wie zu einem Leibe, verknüpfet seyn sollen, nicht allemal gesehen werden. Aber wird denn deßwegen die Kirche selbst unsichtbar? — oder werden die Menschen vielleicht dadurch unsichtbar, weil man nur ihren Leib, nicht aber ihre Seele sieht? — Möchten indessen doch alle Christen dahin sehen, daß ihr Wandel mit dem Glauben übereinstimme, und das Band der Liebe sie als Glieder des Leibes Jesu Christi stets mit einander verbinde! — Die wahre Kirche hört nie auf; aber sie kann todte Glieder haben — Glieder, in denen mehr Unglaube als Glaube, mehr Irrthum als Wahrheit, mehr Laster als Tugend herrscht. Möchten wir doch nie durch den Unglauben, durch Beypflichtung zum Irrthume oder durch Sünde solche todte Glieder werden!

Zwey=

Zweyter Theil.

Hätten wir das Unglück, durch Irrthum oder Sünde der Seele nach zu sterben, so wäre dieses lediglich unsre eigene Schuld. Denn es wäre ein Beweis, daß wir von der Lehre der Kirche Christi abgewichen wären. So lange wir uns an ihre Vorschriften halten, sterben wir auf solche Weise nicht. Wenn wir glauben, was sie uns zu glauben befiehlt, und nach ihrem Glauben leben: so irren und sündigen wir nicht. Denn ihre Glaubens- und Sittenlehre steht auf einem eben so unüberwindlichen Felsen, als die Dauerhaftigkeit ihrer Glieder. Sie ist unfehlbar in ihrer Lehre.

Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen: die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Was wollte wohl Jesus durch diesen so feyerlichen Ausspruch anders sagen, als: die nämliche Glaubens- und Sittenlehre, die er vorgetragen hätte, würde unumstößlich bleiben; durch Ketzereyen und Irrthümer sollten die geoffenbarten Heilswahrheiten nicht verdrängt werden; es würde immer ein Mittel seyn, durch das die christliche Gemeinde ihrer Rechtgläubigkeit halber könnte gesichert werden. Müssen wir nun nicht eben hieraus folgern, daß der Kirche die Unfehlbarkeit verheißen worden? —

Oder wäre wohl die Kirche ohne diese Eigenschaft im Stande, eine Lehre zu behaupten, die von ihrer Entstehung an bis auf unsere Zeiten so sehr angefochten wurde, und gegen die sich von Zeit zu Zeit bald hier bald dort Menschen empörten, die durch Irrthümer und Ketzereyen den wahren Sinn des Evangeliums zu verdrehen suchten? — Wie könnte die christliche Gemeinde

ihrer Rechtgläubigkeit halber gesichert seyn? wie könnten gemeine Christen wissen, was ächte, reine oder geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre wäre, wenn es ihnen nicht auf eine untrügliche Art vorgestellt würde? — Setzt nicht der untrügliche Glaube einen untrüglichen Unterricht voraus? — Und wie könnten zweifelhafte Glaubensfragen erörtert werden, wenn kein lebendiger Richter vorhanden wäre? — Wie könnten die Gläubigen sich auf die Entscheidungen dieses Richters verlassen, wenn seine Aussprüche nicht ungezweifelt wahr wären? wie könnten sie aber ungezweifelt wahr seyn, wenn der Richter fehlen könnte?

Die heilige Schrift, sagen unsere Gegner, ist das Wort Gottes, und dieses allein gilt als Richter. Aber sie bedenken nicht, daß nicht jedermann die Schrift versteht, und sogar die Gelehrtesten ohne äussere Leitung in der Untersuchung oder Anwendung derselben fehlen können. Alle Ketzereyen, so viele deren in der Kirche Christi entstanden sind, haben zunächst ihren Ursprung von dem Mißverstande der Schrift. Jeder Sektenstifter glaubte den ächten Sinn der Schrift entwickelt, und einen Beweis für seinen Irrthum darin gefunden zu haben; und so entstanden öfters aus einer und der nämlichen Schriftstelle zwey einander widersprechende Irrthümer. Wie können demnach unsere Gegner behaupten, die heilige Schrift allein sey der einzige Richter in Glaubensstreitigkeiten? — Auch die Erblehre ist eben so, wie die Schrift, der Gefahr willkührlicher Erklärungen oder Verdrehungen ausgesetzt, wenn nicht der Orakelspruch eines lebendigen Richters sie mit seinem Worte unterstützt. Nur dieser kann zwischen der ächten und unächten Erblehre entscheiden, und den Sinn derselben auf eine untrügliche Art festsetzen.

Noch

Noch weit ungereimter ist die Meynung derer, welche die weltlichen Regenten zu Richtern der geoffenbarten Religionssachen aufstellen. Der göttliche Glaube beruht nicht auf Menschenwort, sondern auf Gottes Wort, und auf den Aussprüchen derjenigen, denen Jesus Gewalt gegeben, Gottes Wort zu predigen, und den Geist der Untrüglichkeit, den wahren Sinn desselben zu entwickeln. Jesus aber hat diese Gewalt und diesen Geist nicht den weltlichen Fürsten, sondern dem Petrus und den übrigen Aposteln mitgetheilt. Zu diesen, nicht zu jenen sagte er: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Den Aposteln und ihren rechtmässigen Nachfolgern hat Christus die Unfehlbarkeit verheißen, nicht den Königen und Fürsten dieser Welt. Wenn aber die lehrende Kirche im Vortrage der Religionswahrheiten das besondere Vorrecht der Untrüglichkeit hat, ist nicht eben auch die christliche Gemeinde vor aller Gefahr des Irrthums gesichert? — ist es also nicht wahr, daß die wahre Kirche Christi unfehlbar ist? —

Welches ist aber die Kirche, der dieser Vorzug der Unfehlbarkeit zukömmt? — Freunde! keine andere, als die katholische. Denn nur jener Kirche ist die Gabe der Untrüglichkeit verheißen worden, deren Stifter Jesus Christus ist, und die sich über eine ununterbrochene Reihe von Nachfolgern der Apostel ausweisen kann, denen das Lehr- und Hirtenamt von ihm übertragen worden ist. Wo ist aber eine unter den vielen und verschiedenen Christengemeinden, welche, so wie die katholische, Jesum als ihren Stifter, und eine stete Nachfolge der Apostel in ihren Oberhirten beweisen kann? — Jedermann weiß es, wer die Männer waren, die sich von der katholischen Kirchengemeinde getrennt,

und

und neue Christensekten gestiftet haben. Sie waren bloße Menschen, die ohne göttliche Sendung, ohne rechtmässigen Beruf sich als Stifter neuer Kirchen aufwarfen, und ihren Eigendünkel zum Grunde ihres unseligen Gebäudes legten. Und so, wie die Stifter dieser Afterkirchen nicht von Christo und seinen Aposteln abstammen, können auch ihre Nachfolger nicht davon abkommen. Es giebt daher in allen diesen neugestifteten Kirchen keine Nachfolger der Apostel und hiemit auch keine Unfehlbarkeit ihrer Lehrer.

Aber die katholische Kirche ist göttlichen Ursprungs, und kann in einer steten Reihe ihrer Päbste und Bischöfe bis auf Christum und seine Apostel zurückzählen, ohne jemals auf einen zu stossen, der rechtmässig gewählt, nicht von Christo und seinen Aposteln abstammte. Sie ist jene Kirche, der man keinen Religionspunkt aufzuweisen, im Stande ist, in dessen Erklärung oder Bestimmung sie jemals geirret hätte. Unsichtbar leitet sie der heilige Geist, daß sie jedem Irrthume auf eine untrügliche Weise zu begegnen, und ihre Glieder gegen alle Religionszweifel sicher zu stellen, in den Stand gesetzt wird. Ihr Ansehen ist so vielbedeutend, daß auf eine gewisse Art sogar das Ansehen der Schrift selbst darauf beruht.

Beschluß.

Wundern wir uns daher nicht, wenn wir Menschen die Wege des Irrthums wandeln sehen, die von der Lehre der katholischen Kirche abweichen, in Religionssachen sich selbst als Lehrer und Richter aufstellen, und die heilige Schrift geradezu nach ihrem Eigendünkel aus-

auslegen. Wer es nicht mit dieser Kirche hält, der trennt sich von der Grundfeste der Wahrheit, und giebt sich jedem Winde der Irrlehre preis. Denn nur sie ist der sichtbare, lebendige und unfehlbare Richter, der zwischen wahren und falschen Religionssätzen entscheiden, und jeden Glaubenszweifel mit Zuverlässigkeit heben kann. Nur sie ist der Felse, auf welchem das Lehrgebäude Jesu bis ans Ende der Welt unerschütterlich stehen wird. Die Hölle und ihr ganzer Anhang mögen graben, so lange sie wollen: so werden sie diesen Felsen doch nicht untergraben, und das daraufstehende Lehrgebäude nie zum Umsturze vermögen — nein! die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Amen.

Auf das Fest des heiligen Apostels Jakobus.

Befiehl, daß von diesen meinen beyden Söhnen einer dir zur Rechten, der andere zur Linken in deinem Königreiche sitze. Matth. XX. 21.

Eingang.

Salomee, die Mutter der zween Brüder Jakob und Johannes war allerdings eine recht sorgfältige Mutter ihrer Kinder. Sie sorgte nicht nur für ihre Erziehung, sondern auch für ihre lebenslängliche Ver-

sor-

sorgung. Nur scheint sie in dieser ein wenig übertrieben gewesen zu seyn. Denn da sie Jesum immer von seinem Reiche sprechen hörte, fiel es ihr ein, die ersten zwo Ministerstellen für ihre Söhne zu begehren; weil sie glaubte, das Reich Jesu wäre ein irdisches Königreich: Befiehl, sagte sie zu Jesu, daß von diesen meinen beyden Söhnen einer dir zur Rechten, der andere zur Linken in deinem Königreiche sitze. Diese zärtliche Mutter hätte sich doch zuvor genauer um die Beschaffenheit dieses Reiches erkundigen, und die Kräfte und Talente ihrer Söhne besser erforschen sollen, ob sie eine Ministerstelle hätten vertreten können, im Falle das Reich Jesu ein irdisches Königreich gewesen wäre.

Indessen dient doch diese Mutter allen Aeltern zum Beyspiele, wie sie für das Wohl ihrer Kinder sorgen sollen. Denn es ist nicht genug, wenn man nur Kinder zeugt, sondern man muß ihnen auch durch eine anständige Erziehung zu einem Berufe verhilflich seyn, in welchem sie Gottes Ehre befördern, dem Vaterlande nützen, und sich ehrlicherweise nähren können. Weil aber nicht jeder Beruf für jedes Kind ist, so haben die Aeltern besonders darauf zu sehen, daß sie ihre Kinder zu einem solchen Berufe bilden, der ihren Leibs- und Seelenkräften angemessen ist. Der Dummkopf giebt keinen Staatsmann ab, noch schickt sich ein schwacher und siecher Körper zur groben und schweren Arbeit. — Da aber jeder künftige Beruf der Kinder von der ersten Bildung ihrer Kindheit abhänat, so müssen sich's die Aeltern besonders angelegen seyn lassen, gleich in den ersten Jahren wenigstens den Grundstoff für den zukünftigen Beruf ihrer Kinder zu legen. Sie müssen daher

I. Bey ihren Kindern für einen gesunden Körper,
II. Für die Bildung ihres Verstandes durch nützliche Kenntnisse sorgen.

Erster Theil.

Was kann die Seele wirken ohne gesunden Leib? — Woher sollen wir Kräfte zur Arbeit erhalten, wenn der Körper schwach ist? — Wozu alle Freuden des Menschenlebens, wenn wir krank und elend sind? — Gewiß, die Gesundheit ist das einzige Gut, ohne welches kein anders genießbar ist. Es kann daher keine Sorge dringender seyn für Aeltern, als die Sorge für einen gesunden Körper ihrer Kinder. Worin besteht aber diese? — darin, daß die Aeltern sich 1) hüten, keine kränkliche oder siechе Kinder zu zeugen; 2) daß sie in den ersten drey Jahren sich die Leibs- und Gesundheitspflege ihre Hauptsorge seyn lassen; 3) daß sie diese Leibs- und Gesundheitspflege nicht übertreiben.

Wenn die Kinder schon einen siechen und kränklichen Körper mit auf die Welt bringen, so werden sie, so lange sie leben, immerhin kränkeln, und nie eine feste Gesundheit erlangen. Freylich kann man durch Arzneyen einer kranken Natur helfen, und sie eine zeitlang erhalten; aber die kostbarsten Medizinen sind nicht im Stande, einem schon siechen und krankgebornen Kinde eine dauerhafte Gesundheit herzustellen. Wie groß ist demnach die Pflicht der Aeltern, sich im Ehestande so zu verhalten, daß die frühzeitigen Gebrechen ihrer Kinder nicht auf ihre Rechnung geschrieben werden können! — Ja, liebe Aeltern, diese Pflicht ist groß, und ihre Verletzung liegt schwer auf euerm

Gewissen, wenn ihr euch solche Vergehungen erlaubet, die nicht mit dem grossen Zwecke, den Gott sich bey Einsetzung des Ehestandes vorsteckte, übereinstimmen, und ihr statt die Menscheit in ihrem Flore zu erhalten, zur Austilgung derselben mitwirket.

Wie unerreichbar aber ist nicht der Zweck der Ehe bey Gatten, die schon im ledigen Stande, wie es leider! heut zu Tage gemeiniglich zu geschehen pflegt, vielleicht besonders bey denjenigen, die so kläglich über die Entvölkerung der Menschheit lärmen, sich solchen Ausschweifungen ergeben, wodurch ihre Natur verderbt und das Verderben derselben ihren zukünftigen Sprossen eingeflößt wird. Wie! wenn der künftige Vater entweder schon im ledigen Stande seine Kräfte durch Unordnung erschöpft, oder die Ueberbleibsel einer verbuhlten Jugend mit in den Ehestand bringt, oder wenigst als verehlicht die Grenzen der Mässigung zur Schande der Menschheit überschreitet, woher soll der Körper seines Sohnes Festigkeit und Dauer erhalten? — Warum schändet Verwesung so oft das noch junge Gesicht des Kindes? — Werden nicht oft die unerlaubten Lüste der Mutter, deren Befriedigung sie in ihrem ledigen Stande bald auf diese bald auf jene Art suchte, an der siechen Maschine ihrer kriechenden Tochter bestraft? — Läßt Gott ihr nicht manchmal zur Strafe ihrer in Unzucht durchgebrachten Jugend ein elendes Kind, von dem sie Tag und Nacht gequälet wird? — Freunde! wer kann hier die wichtige Pflicht verkennen, welche diejenigen, die einst in den Ehestand treten wollen, in ihrer Jugend, und besonders in dem Brautstande, der manchmal Jahrlange dauert, und nicht selten auf eine recht thierische Weise entehret wird, zu einer ordentlichen und keuschen Lebensart verbindet, um der grossen

Ver=

Verbindlichkeit genugzuthun, gesunde Kinder zu zeugen, und ein dauerhaftes Band der Liebe unter sich selbst zu knüpfen? —

Nicht minder wichtig ist für Aeltern die Pflicht, daß sie sich in den ersten drey Jahren die Leibs- und Gesundheitspflege ihrer Kinder besonders angelegen seyn lassen. Gott, wie ohnmächtig ist ein Kind, das geboren wird, und wie lange ist es unvermögend, sich selbst die ersten Bedürfnisse des Lebens zu reichen! — Seinen ersten Eintritt in die Welt bezeichnet es mit einem erbärmlichen Geschrey, wodurch es sein Daseyn und zugleich sein Unvermögen, sich selbst zu helfen, laut genug verkündigt. Wie, sollte wohl dieß Geschrey für die Zärtlichkeit der Aeltern unverständlich seyn? — Sollten sie es nicht tief in ihrem Busen fühlen, was es heißt? — Sollte ihnen das Kind nicht dadurch sagen wollen: Sehet, liebe Aeltern! ich bin die zarte Frucht eurer eben so zärtlichen Liebe — aber ich bin schwach, unvermögend, mir selbst zu helfen — meine Kräfte liegen noch in ihrem Keime, und brauchen zu ihrer Entwicklung euren Fleiß. Ihr müsset meine Stärke, meine Pflege, meine Ernährer seyn.

Diese Sprache aber geht in den ersten drey Jahren vorzüglich die Mütter an; weil die erste Pflege der Kinder kein Geschäft für Männer ist, die dazu von der Natur weder Talent noch Neigung erhalten haben. Hingegen hat die Natur die Mütter ganz zu diesem vielbedeutenden Geschäfte gebildet, und die Neigung zu ihren Säuglingen giebt ihnen den Beruf dazu. Es ist daher die Leibs- und Gesundheitspflege ihrer Kinder in den ersten drey Jahren eine natürliche Verbindlichkeit für sie, deren Vernachlässigung auf ihre Rechnung allein

geschrieben werden muß. Dieser Verbindlichkeit zufolge sind die Mütter verpflichtet, ihre Kinder selbst zu stillen. Diese Pflicht ist in dem ganzen Thierreiche allen Müttern so natürlich, daß die Vernachlässigung derselben als eine Sünde wider die Natur angesehen werden muß. Schwer wird demnach einst die Verantwortung jener Mütter seyn, welche diese Pflicht blos deßwegen nicht erfüllen; weil sie ihnen zu unbequem ist, oder weil sie fürchten, sie möchten dadurch ihre Schönheit und mit dieser die Reize für ihre Männer verlieren, obschon sie sich nicht selten der Gefahr aussetzen, sogar ihr Leben einzubüßen, wenn sie diese Pflicht hintansetzen. Denn wir haben Beyspiele, daß Mütter, welche leichtsinnig über diese Pflicht hinübergiengen, sich gewisse Gebrechlichkeiten zugezogen haben, die zur Strafe ihrer Pflichtvergessenheit ihren frühen Tod beförderten. Indessen ist diese Pflicht nicht so beschaffen, daß ihre Verbindlichkeit sich nicht nach den Umständen sollte einschränken lassen: Mütter, welche mit solchen körperlichen Gebrechen behaftet sind, die diese Pflege entweder unmöglich oder für die Mutter oder das Kind schädlich machen, sind allerdings hievon ausgenommen, ja sie sind sogar verbunden, sie zu unterlassen, und ihren Säuglingen durch andere zweckmässige Mittel Fürsehung zu thun.

Nur müssen die Mütter sich hüten, daß sie die erste Pflege ihrer Kinder nicht übertreiben. Denn alles, was hierin übertrieben wird, gereicht nicht minder zum Nachtheil der Kinder, als wenn es vernachlässiget würde. Werden die Kinder schon in den ersten Jahren verzärtelt, und weich gemacht, so hat dieß auf ihr natürliches und sittliches Leben einen schädlichen Einfluß — die meisten körperlichen und sittlichen Gebrechen ihres künftigen Lebens sind Folgen der übertriebenen Pflege ihrer

ersten Kindheit. Die übertriebene Verzärtlung macht sie faul, üppig, schlaff und weichlich, zieht Krankheiten nach sich, und erstickt den Keim der größten Tugenden in der Seele. Niemanden fehlt es mehr an Muth, Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters, als Leuten, derer erste Erziehung das Werk einer übertriebenen Zärtlichkeit ihrer Aeltern war. Niemand kann in den reifern Jahren weniger ertragen, und kämpft härter mit Krankheiten, als ein in der Kindheit verzärtelter Körper. Er muß sich von manchen Speisen und Getränken enthalten, die ein festgebauter Körper ohne Nachtheil zu sich nehmen kann; es darf kein rauhes Lüftchen über ihn hinwehen, ohne seine flüssigen Theile in Unordnung zu bringen; er muß jede starke Bewegung sorgfältigst vermeiden, um nicht bis zur gänzlichen Entkräftung ermüdet zu werden; so oft er Anfälle von Krankheiten verspürt, ist er auch der Gefahr ausgesetzt, von ihnen aufgezehrt zu werden. So elend ist in seinem ganzen Leben ein Mensch, dessen erste Leibs- und Gesundheitspflege übertrieben ward.

Wie viel ist demnach daran gelegen, daß die Aeltern stets die strengste Aufsicht über die Diät ihrer Kinder beobachten, damit sie immer eine gedeihliche und ihrem Alter angemessene Kost haben, nicht zu viel und nicht zu wenig, nichts schädliches und nichts untereinander essen, und sich von Speisen enthalten, wodurch der Magen überladen, oder das Blut erhitzt werden könnte. Wie sehr verfehlen jene Aeltern die ächte Gesundheitspflege ihrer Kinder, welche stets mit der vollen Schüssel vor ihnen dastehen, oder ihnen alle mögliche Schleckereyen gestatten, sie schon frühzeitig an Kaffee, Schokolat, und andere süsse und gewürzte Speisen gewöhnen! — Muß nicht dadurch der junge Magen verschleimt,

schleimt, die Nerven geschwächt, das Blut erhitzt und in Wallung gebracht werden? — Werden dadurch die Kinder nicht schon frühzeitig an Bedürfnisse gewöhnt, die sie in den reifern Jahren nicht mehr entbehren können, und die ihnen mit der Zeit einen kostspieligen Aufwand verursachen? — und welche gefährliche Temperamente werden nicht dadurch erzeugt! — Temperamente, die in der Folge der Grundstoff vieler natürlicher und moralischer Uebel werden, und das zeitliche und ewige Wohl der Kinder untergraben! —

Vorzüglich haben die Aeltern auch darauf zu sehen, daß ihre Kinder immer eine anständige Bewegung haben, um ihren Gliedern Stärke zu verschaffen, und bey Zeiten Kälte und Wärme ertragen lernen, um sie im Alter desto leichter aushalten zu können. Denn was man in der Kindheit gewöhnt hat, macht bey zunehmenden Jahren kein Beschwerniß mehr. Dieß sind nun so im kurzen die allgemeinsten Regeln der ersten Leibs- und Gesundheitspflege der Kinder — gewiß sehr wichtige Regeln, welche die ganze Aufmerksamkeit der Aeltern um so mehr verdienen, da von der Beobachtung derselben ihr und der Kinder Wohl so sehr abhängt. Sie werden dadurch ihren Kindern ein langes und gesundes Leben, sich aber an ihren Kindern eine dauerhafte Stütze ihres Alters verschaffen.

Zweyter Theil.

Nebst der körperlichen Erziehung brauchen die Kinder auch noch Geistesbildung, Bildung des Verstandes durch nützliche Kenntnisse. Nützlich aber heißen nur solche, welche entweder unmittelbaren Einfluß auf die Veredlung

lung des Herzens haben, oder welche sie einst zu den Geschäften des menschlichen Lebens brauchen können, oder welche wenigstens Vorerkenntnisse zu nützlichen Wahrheiten sind. Und da nichts einen Nutzen haben kann, was man nicht versteht, so sollen die Aeltern sie nichts lernen lassen, was sie nicht fassen und begreifen können. Sie müssen auf ihr Alter Rücksicht nehmen, und zwar 1) vom vierten bis zum siebenten Jahre sie vor falschen und irrigen Begriffen bewahren, 2) vom achten bis ins dreyzehnte Jahr ihnen entwickelten Unterricht beybringen.

Mich wundert es sehr, daß die Aeltern nicht mehr darauf achten, um ihren Kindern gleich frühzeitig wahre und richtige Begriffe von Dingen beyzubringen, die in der Folge einen so wichtigen Einfluß auf ihr Leben haben, da sie doch aus eigener Erfahrung wissen sollten, wie schädlich es ist, wenn die Phantasie mit Fabeln und Märchen angefüllt ist, und wie viele Mühe es kostet, derley irrige und falsche Kinderbegriffe in den zunehmenden Jahren auszurotten. Und doch ist nichts gewöhnlicher, besonders auf dem Lande, als daß Knechte, Mägde oder Kinderwärterinnen ihre albernen Märchen von Gespenstern, Geistern, Räubern, vom schwarzen Manne, von verwunschenen Schlössern, und andern dergleichen unsinnigen Dingen erzählen. Nebst dem Schaden, den solche falsche Vorstellungen in ihrem Verstande anrichten, wird auch ihre Einbildungskraft mit fast unaustilglichen Schreckbildern angepfropfet, welche es dahin bringen, daß sie zuweilen schier gar ihren eigenen Schatten fürchten, und sich an keinem finstern oder einsamen Orte zu bleiben getrauen.

Eben so thöricht ist es, wenn einige, da etwa ein Kind fällt, oder sich stoßt, den Ofen, den Stuhl, den Tisch schlagen, als ob dieser demselben einen boshaften Streich gespielt hätte. Wird nicht dadurch die Rachsucht der Kinder rege gemacht? werden sie nicht gleich in den ersten Jahren an's Schlagen gewöhnt? wird ihnen nicht dadurch der Begriff beygebracht, es sey erlaubt, Böses mit Bösem zu vergelten? — Nicht minder unbesonnen ist es, wenn man bey Hochgewittern die natürliche Furcht der Kinder noch zager macht. Hörst du, sagt manche Mutter, der Himmelvater zankt, beth fleißig, daß er dich nicht todtschlägt. Ums Himmelswillen! welche Begriffe muß sich ein Kind von Gott bey solchen Reden machen? — Ist es ein Wunder, wenn es in der Folge jedes Donnerwetter, oder die Wirkungen desselben für eine besondere Strafe Gottes hält, und sich bey jedem Blitze in unterirdische Gewölber und Keller verkriecht? — Und wer ist Ursache daran, daß ein solches Kind sich im gestandenen Alter dieser Begriffe und dieser Furcht nicht entwehren kann? — Freunde, Niemand, als ihre erste Erzieher. Diese haben ihm falsche Begriffe, und mit diesen eine unbezwingbare Furcht eingeflößt. Wie viel muß demnach den Aeltern daran gelegen seyn, den Kindern gleich in den ersten Jahren ächte Begriffe von diesen und dergleichen Dingen beyzubringen! —

Aber noch weit aufmerksamer müssen sie auf die sinnlichen Triebe und Neigungen ihrer Kinder seyn. Suchen sie diese nicht bey Zeiten einzuschränken, so werden sie so tiefe Wurzel fassen, daß man sie beym Anbruche der Vernunft kaum mehr bändigen kann. Man muß also schon in der Kindheit Vorbereitungen zur sittlichen Erziehung machen. Denn Kinder haben

z. B. um so ungestümmere Begierden, als sie solche noch nicht durch die Vernunft zu mässigen wissen. Thut und giebt man ihnen nicht gleich, was sie wollen: so brechen sie in Geschrey und Weinen aus; erlangen sie aber dadurch, was sie wollen, so merken sie es nur gar zu bald, daß das Weinen das rechte Mittel ist, alles nach ihrem Wunsche zu erzwingen. Das verstehen die kleinsten Kinder, die man noch auf dem Arm trägt. Daher werden sie allzeit weinen, wenn sie etwas wollen; erhalten sie es nicht, so suchen sie sich durch ihr unbändiges Geschrey gleichsam zu rächen. Allein eben dieß ist der Keim eines in der Zukunft unerträglichen Eigensinns, und der Grund eines für sie äusserst schädlichen Ungehorsams. Hiemit liegt unendlich viel daran, daß ein solches Uebel in den Kindern keine Wurzel fasse. Man muß es demnach die Kinder frühzeitig erfahren lassen, daß sie mit Trotz und Steifsinnigkeit nichts erhalten können. Man muß auf ihr Weinen nicht achten, sondern sie vielmehr mit der Ruthe züchtigen; weil sich in einem solchen Falle keine andere, als ebenfalls sinnliche Gegenmittel anwenden lassen.

Haben die Kinder das achte Jahr erreicht, so muß man allmählig anfangen, ihnen entwickelten Unterricht beyzubringen, und solchen bis ins dreyzehnte Jahr fortsetzen. In diesen Jahren sind die Kinder durch natürlichen Vorwitz zu Wissenschaften am meisten aufgelegt. Sehen, Hören, Forschen ist ganz ihre Sache. Sie sehen in dem Reiche der Natur und der Künste so viele Dinge, welche ihren Vorwitz aufs lebhafteste reitzen. Sie forschen den Ursachen und Wirkungen dieser Dinge unersättlich nach, und hören mit Begierde die Erläuterungen darüber. Man muß ihnen also diese unschuldige Thätigkeit nicht nur nicht versagen, sondern die

Aeltern selbst sollen sie wenigstens auf die gemeinsten Gegenstände der Natur und der Künste aufmerksam machen. Dazu biethet ein angenehmer Spaziergang auf das freye Feld oder eine freundschäftliche Unterhaltung mit den Kindern zu Hause hundert Gelegenheiten dar, wobey sie für ihr Wohl mehr lernen werden, als wenn die Aeltern sie mit in die Zechstube oder auf den Tanzboden nehmen, wo nicht selten der Grund ihres frühzeitigen Verderbens gelegt wird.

In diesen Jahren sollen die Aeltern besonders auch darauf bedacht seyn, daß ihre Kinder lesen, schreiben, und rechnen lernen, und sich nicht von dem dummen und so schädlichen Vorurtheile einnehmen lassen, als ob diese Gegenstände nur jene Kinder beschäftigen müßten, die sich einstens einem höhern Berufe widmen wollen. Freunde, glaubt es mir, Lesen, Schreiben, und Rechnen sind heut zu Tage Kenntnisse, deren auch der Bauernstand nicht mehr entbehren kann. Aeltern, die ihr weder lesen, noch schreiben, noch rechnen könnet, wie oft habt ihr nicht schon betheuert, daß ihr lieber einen Finger aus eurer Hand entbehren wolltet, als diese zu dem bürgerlichen Leben so nothwendige Kenntnisse? — Nun sehet, eben dieß Bedürfniß, das ihr jetzt so hart entbehret, soll euch zum Besten eurer Kinder antreiben, sie in allen diesen Dingen gründlich unterrichten zu lassen. Zu diesem Ende hat man allenthalben die besten Schulanstalten getroffen, und in vielen Orten zur Unterhaltung der Schulen und Unterstützung der armen Kinder ansehnliche Stiftungen gemacht, um diese Kenntnisse gemeinnütziger zu machen. Aeltern, ihr seyd verantwortlich dafür, wenn ihr die wohlthätigen Gesinnungen und weisen Anstalten eurer Landesfürsten zur Erziehung eurer Jugend verkennet,

und

und eure Kinder, statt in die Schule zu schicken, auf der Gasse herumschwärmen lasset; wenn ihr gleichgültig dazu seyd, ob Tagdiebe oder nützliche Menschen aus ihnen werden. Ihr werdet es einst bereuen, wenn ihr in euerm Alter an euern Kindern die Stütze nicht findet, die ihr von ihnen erwartet; eure Kinder aber werden euch fluchen, daß sie aus eurer Nachlässigkeit Kenntnisse entbehren müssen, welche sie entweder in einen bessern Beruf würden versetzt, oder den gegenwärtigen um vieles erleichtert haben. Am allerwenigsten aber werdet ihr es verantworten, wenn ihr eure Kinder ohne gründlichen Religionsunterricht aufwachsen lasset. Denn lernen sie in der Jugend die Religionsgründe nicht; o dann werden sie es um so weniger im Alter lernen, wo die Leidenschaften den Verstand umnebelt haben. Lernen sie in der Jugend nicht, was junge Leute bilden und beglücken kann; dann werden sie es hernach gar nicht lernen, wenn das Herz verdorben ist.

Beschluß.

Aeltern, fasset es wohl zu Gemüthe, was ich euch heute gesagt habe. Es ist nicht blos darum zu thun, daß ihr die Welt bevölkert; sondern daran liegt alles, daß ihr sie mit tüchtigen Menschen bevölkert, die einst Gott, sich selbst und ihrem Vaterlande zur Ehre und zum Nutzen dienen. Dieß wird aber nicht geschehen, wenn ihr nicht frühzeitig Hand an die Bildung eurer Kinder leget; wenn ihr nicht für die Erhaltung ihrer Gesundheit sorget, und die Kräfte ihrer Seele durch zweckmässigen Unterricht dahin entwickelt, daß sie mit der Zeit das werden, was sie nach ihrer Anlag werden können und sollen.

Wendet daher alles an, was zu diesem grossen Zwecke dienlich seyn mag, und unterlasset alles, was demselben entgegensteht. Es liegt nicht nur der Kinder und des Vaterlandes, sondern vorzüglich auch euer Wohl daran, daß eure Sprossen mit der Zeit taugliche Weltbürger werden. Denn was könntet ihr in euern alten Tagen für eine Freude haben, wenn ihr Kinder erzogen hättet, die weder Gott noch der Welt nützten und euch mit Schand und Spott anfüllten? — Selbst die letzte Todesstunde müßte um sie bitterer für euch werden, wenn ihr Kinder an euerm Sterbebette stehen sähet, die euch nach euerm Tode in einen schlechten Nachruhm versetzten. Aeltern, bedenket dieß wohl, und erziehet eure Kinder nach den Regeln der Vernunft und des Christenthums. Amen.

Auf das Fest des heiligen Apostels Matthäus.

Er stand auf, und folgte ihm nach. Matth. IX. 9.

Eingang.

Das heutige Evangelium erzählt uns die Geschichte von der Berufung des Matthäus zur Nachfolge Jesu. Matthäus war ein Zöllner, und saß gerade an der Zollbude, dergleichen es an den Seehäfen und bey den

den Fahrten über den Jordan hatte, als Jesus vorbeygieng und ihn sah. Er rief ihn mit den Worten: Folg mir nach. Matthäus nahm die Aufforderung freudig an, verließ seine Zollbude, und folgte Jesu nach, ohne zu wissen, was eigentlich aus ihm werden sollte, ob es ihm gut oder böse ergehen würde. Wie sehr muß ihm Jesus mit seiner Gnade das Herz gerührt haben! — Aber wahrscheinlich mag auch Matthäus schon vorher rechtschaffen, und vielleicht mit unter den Zöllnern gewesen seyn, welche sich schon durch den Täufer Johannes hatten bessern, und von unerlaubten Zollerpressungen abhalten lassen. Dem sey aber, wie ihm wolle: Matthäus hörte die Stimme Jesu, und ward sein Jünger.

Freunde! Matthäus dient uns zum Muster, wie schnell wir dem Rufe Gottes folgen sollen, wenn wir seine Stimme entweder von aussen oder von innen hören. Es kommen ja in unserm Leben häufig solche Augenblicke, da uns Gott auf mancherley Weise ruft, und unser Herz durch heilige Einsprechungen zur Gottseligkeit rührt. Wie uns aber Gott immer rufen mag, so sind wir schuldig, seine Stimme zu hören, und seinem Rufe zu folgen; oder unser Heil steht in Gefahr. Hätte Matthäus seine Zollbude nicht auf den ersten Wink verlassen, und wäre Jesu nachgefolgt, so wäre es vielleicht für immer um seine Bekehrung geschehen gewesen.

Eben dieser Gefahr, in der Sünde und in dem Irrthume zu verharren, setzen wir uns aus, wenn wir dem Rufe Gottes nicht folgen, und die guten Rührungen, die wir von Zeit zu Zeit in uns empfinden, unterdrücken. Denn je weniger wir auf die innerlichen

Regungen zum Guten achten, desto mehr Gewalt erhält die Sünde über uns, und je mehr diese über uns herrscht, desto gewisser ist unser Untergang. Um euch von dieser Wahrheit vollkommen zu überzeugen, will ich euch heute so ganz kurz, wie gewöhnlich, zeigen:

I. Wie die guten Rührungen, welche Gott durch seine Gnade in uns erweckt, unterdrückt werden;

II. Welche Gefahren mit der Unterdrückung guter Rührungen verbunden sind.

Erster Theil.

Gleichwie es keinen Menschen ohne Gewissen giebt, also giebt es auch keinen, der nicht öfters in seinem Leben eine innerliche Anregung zu irgend einer guten Handlung in sich verspürt. Diese Anregung heiße ich die Stimme Gottes, weil sie von dem Gewissen herkömmt, und Gott durch das Gewissen zu uns redet. Aber nicht alle Menschen folgen allemal dieser Stimme, sondern unterdrücken sie öfters eben so geschwinde, als sie selbe hören. Diese Unterdrückung kann auf zweyerley Weise geschehen: 1) wenn man mit Fleiße Zerstreuungen aufsucht, wodurch die guten Rührungen unterdrückt werden; 2) wenn man sich den Zerstreuungen nicht widersetzt, welche die guten Rührungen aus unserm Herzen verdrängen.

Man sollte freylich nicht glauben, daß es Christen geben könnte, die mit allem Fleiße und mit aller Bedachtsamkeit Zerstreuungen aufsuchen, um nur einen guten Gedanken oder Vorsatz in der Seele zu vertilgen, und den Eindruck, den sie für heilsam erkennen, zu ver-

vernichten. Denn dazu wird schon ein Bösewicht erfordert, der das unselige Vermögen besitzt, mit Bedacht und Vorsatz an dem Verderben seiner Seele zu arbeiten — ein grösserer Bösewicht, sage ich, als selbst Judas der Verräther des Erlösers war. Sogar dieser überließ sich mit bitterer Reue dem Gedanken, der ihn des Unrechts erinnerte, das er durch seine Verrätherey an seinem Meister begangen hatte. Nur Schade, daß er diese Erinnerung nicht zu seiner Bekehrung, sondern zur Verzweiflung anwendete! gewiß, er würde bey Gott Gnade gefunden, und sein Heil in Sicherheit gesetzt haben.

Indessen so selten auch eine solche Heilsvergessenheit unter den Christen zu seyn scheint, so ist es doch gewiß, daß es welche giebt, besonders von jener Klasse, die sich die starken Geister nennen, welche, wenn Gott die Augen ihres Geistes öffnet, und Herz und Gewissen zur Besserung rührt, durch allerley Zerstreuungen ihren Geist zu verblenden, und die Rührungen der göttlichen Gnade zu unterdrücken suchen. Sie betragen sich in diesem Stücke gerade so, wie gewisse Kranke, die, um die Schmerzen ihrer Krankheit nicht zu empfinden, verschiedene Aufmunterungen suchen, oder um die Gefahr ihres Zustandes nicht kennen zu lernen, sich von dem Arzte, der sie davon belehren will, ein anders Gespräch ausbitten. Eben so sind viele Christen beschaffen, wenn der Gewissenswurm nagt, oder jemand ihnen die Gefahr vorstellt, in der ihr Heil schwebt. Sie suchen dem nagenden Wurm die Zähne stumpf zu machen durch abwechselnde Ergötzungen, sie fliehen die Gelegenheiten, in denen sie an den bösen Zustand ihrer Seele könnten erinnert werden, sie scheuen die Predigten, das Beichten, den Umgang gottesfürchtiger Leute, um ja nicht

beunruhigt zu werden, und keine guten Eindrücke zuzulassen, die derley gottselige Uebungen auf ihr Herz machen, und wodurch sie erschreckt, und zur Besserung ihres Herzens könnten gebracht werden. Geschieht es auch bisweilen, daß Gott, aller Hindernisse ungeachtet, die sie seiner Gnade entgegen setzen, ihr Herz mit Gewalt erschüttert, so halten sie diese Erschütterungen für eitle Furcht, für Einbildungen, für Skrupel, und streiten dawider. Und wenn sie ungeachtet aller Gegengründe, womit sie sich davon frey machen wollen, dennoch nicht Meister werden können: so suchen sie rauschende Gesellschaften, und verdrängen durch allerley Possen den Gedanken des Heils aus ihrem Herzen. Dieß heißt in Wahrheit, die guten Regungen mit allem Fleiße unterdrücken, und dem heiligen Geiste mit Gewalt widerstehen.

Ich hoffe zwar nicht, daß welche unter uns einer solchen Bosheit fähig seyn sollen, daß sie mit der Gnade Gottes auf eine so teufliſche Art scherzen, und die heilsamen Rührungen mit Vorsatz unterdrücken. Aber der Fall kann doch wohl auch bey uns eintreten, daß wir uns den Zerstreuungen nicht widersetzen, wodurch die guten Gedanken in uns verscheucht werden. Ich will es glauben, daß wir es uns nicht geradezu vornehmen: Ich will diese gute Rührung unterdrücken, und deßwegen Mittel zur Unterdrückung derselben aufsuchen; aber es pflegt doch häufig zu geschehen, daß wir ganz gleichgültig dazu sind, wenn wir Zerstreuungen bemerken, die keinen guten Gedanken in uns aufkommen lassen. Wer kennt in diesem Stücke seinen eigenen Leichtsinn nicht? — er ist ja so groß, daß wir uns bey den heiligsten Uebungen der Andacht ganz von den Zerstreuungen hinreißen lassen. Und was noch das allerverderblichste

lichste für uns ist, so ist unser Herz allzusehr an das sinnliche gewöhnt, und empfindet kaum, was des Geistes ist. Daher kömmt es, daß sich bey den besten Empfindungen und Entschließungen tausend arge Gedanken, sinnliche Vorstellungen und verderbte Begierden in unsre Seele eindrängen, durch welche jeder gute Eindruck, ohne deß wir es selbst wahrnehmen, wieder ausgelöscht wird. Der Hang zu den Zerstreuungen und Vergnügungen dieses Lebens, die Verwicklung in so viele Geschäfte und Sorgen, und der beständige Umgang mit der Welt hat so viel Gewalt über unser schwaches Herz, daß es uns fast unmöglich wird, diesem oder jenem guten Eindruck nachzuhängen, und in That zu verwandeln.

Sehet, Freunde! dieß ist, leider! die Ursache, warum wir so wenig Frucht aus unsern Gebethen, Betrachtungen, und heiligen Lesungen schöpfen. Wir gehen in die Kirche, und wenn wir da sind, so wissen wir öfters nicht, ob wir uns zu Hause, oder auf dem Lande befinden; wir bethen, ohne zu wissen, was wir bethen; wir hören die Predigt an, und wissen kein Wort mehr davon, wenn sie vorüber ist; und so von andern Uebungen zu reden, die heilige Eindrücke auf unser Herz machen sollen. Was ist nun Schuld an der Vereitlung solcher Eindrücke? — nichts anders, als die Zerstreuungen, denen wir uns da, wo wir zur Gottseligkeit sollten gerührt werden, leichtsinnig überlassen. Deßwegen kann keine heilige Rührung zur Reife kommen, und Früchte der Gottseligkeit bringen; ja wir kommen endlich so weit, daß wir alles Gefühl für das Wahre und Gute verlieren.

Zweyter Theil.

Dieß ist sodann der traurige Erfolg, welchen die leichtsinnige Erstickung guter Rührungen nach sich zieht. Keine Lehre und Warnung der Religion, keine Verheißung und Ermunterung des Evangeliums, keine noch so deutliche und gründliche Ueberzeugung kann Eindruck auf das Herz machen. Das Herz, welches einmal gewöhnt ist, die kräftigen Erweckungen zum Guten zu unterdrücken, wird so hart und undurchdringlich, wie ein festgetrettener Landweg. Es geräth 1) in den Zustand der Fühllosigkeit, 2) in den Zustand der Verhärtung.

Ein Herz, das die guten Regungen unterdrückt, geräth in den Zustand der Fühllosigkeit. Die Fühllosigkeit aber ist jener erschreckliche Zustand des Menschen, von dem der Heiland bey Lukas sagt, daß der Mensch, der das Unglück hat, darein zu gerathen, mit hörenden Ohren nicht höre, und mit sehenden Augen nicht sehe. Dieser Zustand ist eine natürliche Folge der Vernachlässigung oder Unterdrückung heiliger Rührungen. Denn es ist, wenn wir die Natur der menschlichen Seele betrachten, nicht anders möglich, als daß, je mehr die Empfindungen des Guten unterdrückt werden, desto stärker die Gewalt der Sünde werde; und je stärker diese wird, desto schwächer muß die Fühlbarkeit des Herzens für das Gute werden.

Damit ein jeder sich selbst von dieser Wahrheit überzeugen möge, so gehe er in sich selbst, und betrachte sich recht, wie wenig Eindruck die guten Gedanken auf sein Herz machen, wenn er schon einige derselben unterdrückt

drückt hat. Gesetzt, mein Christ! du wärest dem Lügen so ergeben, daß du selbst deine Lügen für Wahrheiten hieltest. Mein, sag mir, was ist die Ursache, daß du in diesem Laster so grosse Fortschritte gemacht hast? — nicht wahr, das erste, zweyte und drittemal sagte dir dein Gewissen: sag dieses oder jenes nicht, denn es ist nicht wahr — du aber verachtetest diese Stimme, und logest doch — endlich bist du in der Kunst zu lügen so weit gekommen, daß du es nicht einmal mehr merkest, wenn du lügst. Und so, wie es mit diesem Laster geht, pflegt es mit allen andern zu geschehen, wenn man einmal die Warnungen des Gewissens unterdrückt hat; man sündigt, ohne daß man es merkt, daß man sündigt.

So, meine Freunde! werden wir jedesmal unfähiger, die Wirkungen der göttlichen Gnade in uns zu empfinden, wenn wir einen guten Gedanken, eine heilige Rührung, einen frommen Entschluß in uns ersticken. Durch jede unterdrückte Empfindung unsers Gewissens wird unser Herz unempfindlicher, und unser Verstand verblendeter. Die guten Rührungen, welche noch bisweilen bey besondern Veranlassungen in uns entstehen, bleiben nur gleichsam auf der Oberfläche unserer Seele. Daher ist der geringste Gegenstand, der eitelste Einfall, das unvernünftigste Vorurtheil im Stande, sie zu vertilgen. Und je länger wir diese leichtsinnige Gemüthsart unterhalten, je mehr Fertigkeit wir in der Unterdrückung guter Rührungen erlangen, desto seltener werden sie wiederkommen, und desto unfähiger werden wir werden, fromme Eindrücke anzunehmen.

Und was entsteht alsdann aus der öftern Betäubung unsers Gewissens? — ach Gott, straf uns doch nicht damit! — der elendeste Zustand, in den ein Mensch

gerathen kann — der Zustand der Verhärtung gegen alles, was auf unsere Bekehrung und Heiligung abzielt. Ein Herz, das verhärtet ist, gleicht einem Felsen, der bey den heftigsten Stössen des Sturms unerschüttert bleibt. Gott mag auf ein solches Herz wirken, wie er will, so wird er nichts ausrichten: er mag es gelinde oder streng behandeln, ihm die Schönheit der Tugend, oder die Abscheulichkeit des Lasters vorstellen, es durch Einladungen und Verheißungen reitzen, oder durch Furcht und Schrecken erschüttern, so werden alle diese Mittel nichts verfangen; weil es nun einmal verhärtet, und durch Verhärtung undurchdringlich geworden ist.

Werfet nur einen Blick auf Pharao hin, und ihr werdet das verhärtete Herz eines Menschen wie in einem Spiegel erblicken! — Sehet, wie dort Israel unter seiner Dienstbarkeit schmachtet! sehet, wie es um seine Erlösung bittet, wie ihn Gott mehrmalen ermahnet, er soll sein Volk entlassen, daß es ihm opfere. Aber der harte König wird weder durch das Flehen der Israeliten, noch durch Gottes Ermahnungen gerührt. Er entläßt das Volk Gottes nicht. Gott schlägt ihn endlich mit der Ruthe seines Grimms, und sucht ihn, sein Haus, und sein Land mit den empfindlichsten Plagen heim. Aber Pharao ist unempfindlich, und fühlt die Streiche nicht; denn sein Herz, sagt die Schrift, ist verhärtet. (*) Ach möchte es doch Pharao nur allein seyn, der ein so steinhartes Herz in seinem Busen trug! — Aber, ach Gott! wie viele Christen giebt es nicht, die nicht minder, als Pharao in ihrem Starrsinne verharren, was Gott auch immer mit ihnen anfangt. Gott klopft an der Thüre ihres Herzens als Freund, und sie thun nicht auf — Gott schlägt als Richter mit Gewalt

(*) Exod. IV. 13.

walt daran, und sie hören nicht; Gott reitzt sie durch ewige Belohnungen, und sie verschmähen sie; Gott droht mit ewigen Strafen, und sie lachen dazu; Gott segnet sie hier zeitlich, und sie fühlen den Segen nicht; Gott straft sie wirklich, und sie betrachten seine Strafen als Wirkungen des Ungefährs — warum? — ihr Herz ist verhärtet.

Beschluß.

Welch ein Elend! wenn Gott seine ganze Allmacht verwendete, sie zu strafen, so würde er keine grössere Strafe für sie erfinden können, als eine gänzliche Verhärtung des Herzens zum Guten. Denn eine solche Verhärtung ist ein unfehlbares Zeichen, daß sie von Gott verworfen, verflucht und verdammt sind. Als Gott sah, daß er nichts mit den hartnäckigen Juden ausrichtete, er mochte ihnen mit Wohlthaten schmeicheln, oder sie mit Strafen züchtigen, so verblendete er ihren Verstand, und verhärtete ihr Herz, damit sie um so gewisser dem ewigen Verderben zurennen möchten.

Und woher kommen diese entsetzlichen Folgen? — ach Freunde, von der Unterdrückung guter Rührungen. Daher entspringt der Zustand der Fühllosigkeit, daher der Zustand der Verhärtung. Ach verschleudern wir doch, ich bitte alle, keinen guten Gedanken! nehmen wir ihn zu Herzen! denken wir, daß dieser Gedanke vielleicht der letzte ist, wovon unser Heil abhängt — der letzte, der uns entweder ewig glückselig oder unglückselig machen kann, je nachdem wir ihn zu unsrer Besserung oder Verhärtung in dem Bösen benutzen. Himmel oder Hölle liegt daran. Amen.

Auf das Fest der heiligen Apostel Simon und Judas.

Das ist mein Geboth, daß ihr einander liebet.
Joh. XV. 17.

Eingang.

Die Liebe ist uralt — so alt, als die Menschheit ist. Sie ist mit dem Menschen erschaffen, und durch die Menschen fortgepflanzt worden. Es ist daher kein Mensch ohne einiges Gefühl der Liebe, und hiemit lieben alle Menschen, freylich nicht immer so, wie sie lieben sollten. Ihre Liebe stammt manchmal von thierischen Trieben her, oder schränkt sich auf gewisse Neigungen ein, und nicht auf die Vernunft. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist doch aus dem allgemeinen Gefühle der Liebe erweislich, daß es des Schöpfers Wille ist, daß Menschen Menschen lieben, und daß eben dieß Gefühl der Liebe das natürliche Grundgesetz ist, worauf das Wohl der Menschheit und jeder Gesellschaft sich gründet.

Aber wie unachtsam die Menschen gleich von ihrem Ursprunge auf dieses Gesetz waren, beweisen, leider! die Zwietrachte und Todschläge, die sogar Brüder an Brüdern verübten. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß die vernünftige Nächstenliebe um so mehr abgenommen

men

men hat, je zahlreicher die Menschen auf Erde geworden sind. Gott sah es daher als nothwendig an, das natürliche Geboth der Nächstenliebe zum zweyten ausdrücklichen Gebothe des Gnadengesetzes zu machen. Jesus prägte seinen Jüngern nichts so sehr ein, als wahre Nächstenliebe. **Dieß ist mein Geboth**, sagt unser heutige Text, **daß ihr einander liebet.** Die Apostel selbst schrieben nie an eine christliche Gemeinde, ohne sie zur wechselseitigen Liebe aufzumuntern. Die ersten Christen ausübten diese Tugend ganz nach dem Beyspiele Jesu, und in einem so vollkommenen Grade, daß sogar die Heiden sich daran erbauten.

Allein gleichwie das ganze christliche Gesetz durch falscher Aufklärung allmählig bey den Christen selbst in den Verfall gerathen ist, also steht auch das Geboth der Nächstenliebe, das doch den wesentlichsten Theil des Christenthums ausmacht, nur noch bey sehr wenigen in einem Werthe. Dieß werden wir sehen, wenn ich euch heute

I. Die Nächstenliebe der ersten christlichen Jahrhunderte,

II. Die Nächstenliebe des achtzehnten christlichen Jahrhunderts zeigen werde.

Erster Theil.

Ich gebe euch ein neues Geboth, sagt Christus, **daß ihr einander lieben sollet, wie ich euch geliebt habe.** (*) Die Liebe Jesu ist also das Muster unsrer Liebe.

(*) Joh. XIII. 34.

Jesus aber liebte von ganzem Herzen, liebte alle Menschen, liebte sie nicht um seines eigenen Vortheils willen. Gerade so liebten die ersten Christen. Ihre Liebe war 1) herzlich, 2) allgemein, 3) uneigennützig.

Die Liebe der ersten Christen war herzlich. Herzliche Liebe besteht in der innern Gesinnung des Herzens, dem Nächsten wohl zu wollen; bekümmert über seine Leiden, und erfreut über seine Freude zu seyn. Diese Empfindung macht das Wesen der wahren Nächstenliebe aus. Wer bey dem Anblick eines Leidenden auch Leiden in seiner Seele empfindet; wer nicht ruhig wird bis er ihn davon befreyt, oder wenigstens erleichtert sht; wer über die Befreyung und Erleichterung desselben ein eben so erquickendes Vergnügen empfindet, als ob sie ihm selbst widerfahren wäre; wer alle seine Kräfte dahin verwendet, und sich betrübt, wenn er nicht Hfe und Rath schaffen kann, der liebt herzlich, und sn klopfendes Herz giebt ihm das Zeugniß, daß er das Wahrheit empfinde, was den Namen der Liebe verdien

Dieß, meine Freunde, ist ein getreuer Abriß de ersten christlichen Nächstenliebe. Die ersten Christen hießen sich Brüder und Schwestern; aber sie führten nicht den bloßen Namen im Munde, sondern sie trugen auch ein brüderliches und schwesterliches Herz unter ihrem Busen. Sogar die Heiden bemerkten dieß, und riefen vor Verwunderung einander zu: Seher doch, wie sie einander lieben! — Welchen herzlichen Antheil nahmen sie nicht an dem Schicksale derer, die um des Glaubens willen in den Kerkern schmachteten! — Hie besticht einer die Wächter mit Geld, um sich den freyen Eingang zu seinen gefangenen Mitchristen zu eröffnen; dort lauft ein anderer mit Speis und Trank, den Ge-

fes-

fesselten zu laben; hier küßt einer unter der gefühlvollen Theilnehmung die Fessel des Gebundenen; dort kauft ein anderer den Gefangenen mit einer Summe Geldes von den Banden los, und um nicht weitläufig zu werden, so gieng die Herzensliebe unserer ersten Glaubensbrüder so weit, daß einige Aftermartyrer, wie Augustin sagt, veranlasset wurden, sich selbst in die Fessel zu schlagen, damit sie sich von der Freygebigkeit der Christen bereichern, und wohllüstiger leben könnten. Und der heilige Cyprian mußte die seinigen ermahnen, ihrer Herzensliebe Grenzen zu setzen, damit sie den Haß der Heiden nicht wider sich aufwecken, und sich selbst aus Liebe zu ihren Mitchristen der Todesgefahr aussetzen möchten. So herzlich war die Nächstenliebe der ersten christlichen Jahrhunderte, daß sie beynahe in eine Art von Verschwendung übergegangen war.

Und so herzlich sie war, so allgemein war sie auch. Die ächte weltbürgerliche und christliche Nächstenliebe umfasset alles, was Mensch heißt. Sie schränkt sich nicht auf die Familie oder Freundschaft, nicht auf Vaterland oder Religionspartey ein — nein! sondern sie ist im Kreise der Menschheit ohne Grenzen. Diese ganze Scheidewand riß Jesus vom Grunde nieder, da er durch das Gesetz der Liebe einen neuen Grund zur Vereinigung der ganzen Menschenfamilie gelegt, und sie an den Einigen, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, angewiesen hatte. Und nach diesem Muster bildeten auch die ersten Christen ihre Nächstenliebe, und schränkten sie nicht blos auf ihre Glaubensbrüder ein, sondern dehnten sie auch auf ihre Feinde, auf die Heiden aus.

Rührend sind die Beyspiele, die uns die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte von der grenzenlosen Liebe unserer alten Glaubensväter erzählt. Aber ich würde heute nimmer fertig werden, wenn ich das liebvolle Betragen, das sie gegen die Heiden äusserten, der Länge und Breite nach schildern wollte. Ein einziges Beyspiel soll indessen genug seyn, uns hievon zu überzeugen. Dionysius Bischof von Alexandrien erzählt uns in seinen Briefen, daß zu seiner Zeit die Pest daselbst heftig um sich gegriffen habe. Christen und Heiden fielen dem tausend nach dahin. Die Heiden waren gegen die ihrigen so hart, daß sie selbe gleich beym ersten Anfall der giftigen Krankheit aus ihren Wohnungen verstießen, die noch halblebendigen auf öffentlicher Strasse sterben ließen, und die Leichen sogar den Hunden vorwarfen. Aber die alte eingerostete Liebe der gesunden Christen pflegte nicht nur allein ihrer Glaubensgenossen, sondern auch und zwar mit dem ausgezeichnetsten Liebseifer der Abgötterer. Sie nahmen die kranken Heiden in ihre Wohnungen auf, entrißen die Todten den Hunden, verscharrten sie in die Erde, und opferten aus Liebe zu ihren allergrößten Feinden ihr eigen Leben auf. Wie, Freunde! verdienen solche Handlungen nicht als Beyspiele einer unbegrenzten Nächstenliebe aufgestellt zu werden? —

Und warum thaten sie dieß? — vielleicht um des Gewinns willen? — O nein! ihre Liebe war uneigennützig. Uneigennützige Liebe ist diejenige, die nicht von gewissen Privatneigungen und Absichten, nicht aus Hoffnung eines Gewinns oder Furcht eines Verlustes entspringt, sondern die lediglich die reinsten Gesinnungen des Wohlwollens zur Triebfeder hat, sie mag deßwegen gelobt oder gescholten, geliebt oder gehaßt werden,

den, verlieren oder gewinnen. Sie ist zu jeder Vergeltung gleichgültig, und besitzt dabey so viel Großmuth, daß sie sich auch über den gröbsten Undank hinauszusetzen weiß. Diese Liebe predigte Jesus seinen Gläubigen, diese übte er in seinem ganzen Leben. Er that jedermann Gutes, obschon er deßwegen manche niedere Verunglimpfung und harte Verfolgungen auszustehen hatte. Und eben diese uneigennützige Liebe übten die ersten Christen ganz nach seinem Beyspiele.

Oder saget mir, Freunde! was für einen Gewinn konnten die ersten Gläubigen von der Liebe hoffen, womit sie ihren Mitgläubigen begegneten? — Womit sollten ihnen ihre gefangenen Mitbrüder ihre Wohlthaten vergelten, die selbst aller Güter und alles Vermögens, andern zu helfen, beraubt waren, und in der äussersten Noth darben mußten? — Setzten sie sich nicht vielmehr der Gefahr aus, ein ähnliches Schicksal mit den Gefangenen zu haben, und den Tyrannen in die Hände zu fallen? wer weiß es nicht, welch ein wachsames Auge die heidnischen Regenten und ihre Landpfleger auf diejenigen hatten, die einem gefangenen Christen Gutes thaten? — Eine einzige Wohlthat würde den Wohlthäter der Religion verdächtig und des Todes schuldig gemacht haben. Ich wollte es keinem gerathen haben, einen hingerichteten Christen auch nur öffentlich zu begraben — gewiß hätte er für einen solchen Liebsdienst mit seiner eigenen Haut haften müssen. Oder was für eine Vergeltung ihrer Liebe konnten sie von den Heiden erwarten? — Mancher Christ, wie wir oben gehört haben, zeichnete sich durch Liebe gegen die Heiden aus; und was war sein Lohn? — neuer Haß, neue Verleumdungen, neue Verfolgungen, neue Anklagen, neue Marter. Und ungeachtet eines solchen tyrannischen

Un-

Undankes hörten die Christen doch nicht auf, den Heiden wohl zu thun. So uneigennützig war ihre Liebe.

Zweyter Theil.

Sehet, liebe Freunde! dieß ist das Gemälde der Nächstenliebe in den ersten christlichen Jahrhunderten. Sie war, so viel es die menschliche Schwachheit zuließ, ganz nach dem Muster der Liebe Jesu gebildet: sie war herzlich, allgemein und uneigennützig. Ist die Nächstenliebe im achtzehnten christlichen Jahrhunderte auch so bestellt? — Wie sehr wünschten wir es! — Aber so viel man auch heut zu Tage von Menschenliebe spricht, so wenig trifft man sie in der Ausübung mit allen den Eigenschaften an, die wesentlich dazu erfordert werden. Sie ist 1) nicht herzlich, 2) nicht allgemein, 3) nicht uneigennützig.

Was Herzensliebe ist, dieß habe ich bereits schon oben gesagt. Sie ist nämlich innerliche Empfindung der Freude oder des Leids, das dem Nebenmenschen widerfährt, ein aufrichtiger Wunsch, seine Freude zu erhöhen, oder seinem Leide abzuhelfen, eine thätige Mitwirkung zu dem einen, so wie zu dem andern. Aber sagt mirs, wo trifft man heut zu Tage diese redlichen Gesinnungen an? — diese gefühlvolle Theilnehmung an den Schicksalen des Nebenmenschen, diese Thätigkeit in Beförderung seines Wohls — sagt mirs, wo muß man sie suchen? — Hat nicht die Kunst der Verstellung, welche die Christen allmählig in der Schule der Welt erlernt haben, die alte deutsche Redlichkeit aus den Herzen verdrängt? — Man bemitleidet zwar den Unglücklichen mit kläglichen Worten; aber schaut nur

ins

ins Herz hinein, und ihr werdet Schadenfreude hämisch darüber lächeln sehen. Man zeigt äusserliche Freude über den Glücksstand des Nächsten; aber das Herz ist voll Neid und Arglist, den Glücklichen zu stürzen. So pflegt man heut zu Tage seinen lieblosen Charakter unter der Hülle der Gleißnerey zu verstecken, und den Nebenmenschen durch schmeichelhafte Reden, durch leere Betheuerungen und Versprechungen, durch verstellte Höflichkeitsbezeugungen zu hintergehen.

Aber es giebt doch auch Leute, welche nicht blos aus Verstellung, sondern aus wirklicher Empfindung liebreich sprechen? — Ja, freylich giebt es Leute, die, so lange ihre Einbildung erhitzt ist, vor Eifer glühen, alle Menschen glücklich zu machen. Aber wenn die Einbildung erkaltet ist, und es auf die That ankömmt, so sind sie, wie andere Menschen, träge, das zu beweisen, was sie sich in der ersten Hitze vorgenommen haben. Gewiß, manche weiche Gemüther können und wollen nichts abschlagen. Sie sind daher von Herzen geneigt, jedem ihre liebreiche Hilfe zu versprechen. Wenn es aber auf die Erfüllung ihrer Zusage ankömmt — o! dann finden sie tausend Hindernisse, das versprochene wahr zu machen. Und dieß will ich gerne glauben; denn es kostet immer mehr Ueberwindung, Gutes zu thun, als Gutes zu sagen. Sehet, Freunde, dieß ist die herzliche Liebe im achtzehnten christlichen Jahrhunderte! —

Und wie steht es mit der Allgemeinheit der heutigen Nächstenliebe? — Umfasset sie alles, was Mensch heißt? — findet keine besondere Neigung gegen den einen oder den andern statt? — macht keine Verschiedenheit, keine besondere Freundschaft eine Ausnahme in der Liebe? — liebet man auch seine Feinde, wie sich selbst? —

selbst? — O liebe Freunde! diese evangelische Allgemeinheit der Nächstenliebe hat beynahe ganz aufgehört. Die Feindesliebe kennt man gar nicht mehr. Statt dieser herrscht Rachsucht und heimliches Bestreben, seinem Feinde zu schaden, wie, wo und wann man kann. Wenn ich diesen Menschen, heißt es, mit einem Tropfen Wassers retten könnte, so wollte ichs nicht thun — und warum? er hat mir einmal eine böse Rede gethan, er war meinen schiefen Absichten zuwider, er hat mir eine Gefälligkeit versagt — er ist mein Feind, ich muß mich an ihm rächen. O Christ! wo ist dein Glaube? —

Doch so unchristlich es auch ist, wenn man seine Feinde nicht liebt, so ist es doch noch unchristlicher, wenn man seine Liebe auf gewisse Privatneigungen einschränkt, und andere bloß deßwegen davon ausschließt, weil man sie, wie man zu sagen pflegt, von Natur nicht leiden kann. Ich will hier nichts von den Neigungen sagen, welche der Geschlechtstrieb erzeugt. Denn diese sind thierartig und eines vernünftigen Wesens unwürdig. Aber es giebt noch andere Neigungen, die manchen Christen antreiben, diesen vor jenem zu lieben. Wer am besten die Kunst versteht, einen Schmeichler, einen Lobredner, einen Hypokriten auf der grossen Schaubühne der Welt zu spielen, der ist der Mann, dem man geneigt ist, ganz der Mann, der Achtung und Liebe verdient. Aber der alte Biedermann, der den geraden Weg seiner Pflichten geht, der nicht niederträchtig daherkriecht, der in allen Umständen den Ton der Wahrheit liebt, o! der ist unfein, ist grob, ist nicht liebenswürdig. Kein Wunder, wenn mancher ehrliche Mann, der von der Gnade anderer leben muß, aber wegen seines Biedersinns verkennt wird, sich gleichsam nothgedrungen sieht, eine ähnliche Schurkenrolle

zu

zu spielen, damit er doch wenigstens in der Welt sein Fortkommen finden möge. Aber nein, alter Deutscher! verunedle deinen Charakter nicht — schätzen dich die Menschen nicht, so schätzt dich doch Gott. Du wirst bey aller Abneigung der Menschen dennoch gesegnet seyn.

Die heutige Nächstenliebe ist also nebst dem, daß sie nicht herzlich ist, auch nicht allgemein. Ist sie aber uneigennützig? — zeigt sie sich auch gegen diejenigen geschäftig und wirksam, welche die Liebsdienste nicht erwiedern können? — auch da, wo gar kein Ruhm zu gewarten ist, auch gegen Undankbare, auch bey den größten Hindernissen und Beschwerden? — Opfert sie auch im Fall der Noth ihren eigenen Nutzen auf, wenn der Vortheil und Gewinn dem Nächsten viel nöthiger als uns ist? — giebt es einen so großmüthigen Menschenfreund, der den Gewinn für unerlaubt ansieht, welcher einem Armen entgeht, der ihn zu seiner Nothdurft braucht — der dem Armen leihet, wenn er kann, ohne den geringsten Nutzen dafür zu nehmen — der seinem Amte entsagt, welches sein Nebenmensch sucht, der sonst mit einer ganzen Familie darben müßte — der mit Ertragung einer Verspottung den guten Namen seines Nächsten rettet — der sogar sein Leben für seinen Bruder waget — giebt es noch einen solchen Menschenfreund in der christlichen Welt? — eine Frage, die ein jeder selbst mit seinem Gewissen beantworten mag.

Ist aber unser achtzehntes Jahrhundert so glücklich, einen so großmüthigen Menschenfreund unter seinen Zeitgenossen zu verehren, so ist er gewiß in den Augen der Welt der allerdümmste Mensch. Denn seitdem der Eigennutz die allgemeine Triebfeder aller moralischen Handlungen geworden ist, liebt nur derjenige gescheide, der

der um seines eigenen Vortheils willen liebt. Man erweiset daher einem eine Gefälligkeit, aber die Absichten dabey sind keine andere, als dem andern dadurch eine gewisse Verbindlichkeit aufzulegen, sie wieder zu ersetzen. Man rechnet immer bey seinen Liebserzeugungen, und wiegt die Grösse und den Lohn des Dienstes genau gegen einander ab. Man giebt Almosen, man leihet, man steht dem Nächsten mit Rath und That bey; aber warum? — um den Ruhm eines Wohlthäters, eines Gönners, eines Menschenfreundes zu erschleichen, und als solcher in den öffentlichen Blättern bekannt zu werden. Man macht Geschenke an Kranke und Arme; aber wann? — wenn eine Gefahr drohet, wenn man einen vortheilhaften Handel schließen, oder sonst einen Entwurf seines Eigennnutzes ausführen will. Mein! ist denn dieß eine wahre Nächstenliebe? — du lieber Gott! wenn dieß Nächstenliebe ist, so weiß ich nicht mehr, was Eigenliebe seyn soll. Und Paulus lügt, wenn er sagt: **Die Liebe sucht nicht ihren eigenen Vortheil.** (*) —

Beschluß.

Aber Freunde! so gewiß wahr diese Worte des Apostels sind, eben so gewiß ist es, daß wahre Nächstenliebe uneigennützig seyn muß. Denn wer nur um den Gewinn liebt, der thut nicht mehr, als was die Heiden thaten. Und wer nicht herzlich und allgemein liebt, der liebt auch nicht, wie Jesus und die ersten Christen geliebt haben. Denn diese drey Eigenschaften sind von der wahren Nächstenliebe so unzertrennlich, daß die Liebe aufhört, Liebe zu seyn, wenn ihr nur eine einzige derselben mangelt.

Wenn

(*) 1. Kor. XIII. 5.

Wenn es aber also ist, und wir wahre Christen und Brüder in Jesu seyn wollen, o! so lasset uns einander doch lieben — lieben, wie uns Jesus, wie sich unsere alten Glaubensbrüder geliebt haben — herzlich, allgemein und uneigennützig. Amen.

Auf das Fest aller Heiligen Gottes.

Selig sind, die wegen der Gerechtigkeit Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich. Matth. V. 10.

Eingang.

So lange es Menschen giebt, giebt es auch Feinde der Tugend. Schon die ersten zween Söhne unsers gemeinschäftlichen Vaters Adam verfolgten einander der Tugend wegen, und der tugendhafte Abel mußte das Schlachtopfer seines bösen Bruders Kain werden. Die Anzahl dieser Feinde vermehrte sich von Zeit zu Zeit, je nachdem der Sinn der Menschen verkehrter und das Sittenverderbniß einreißender wurde. Gleichwohl könnte man es denjenigen verzeihen, welche die Tugend zu einer Zeit anfeindeten, da ihre Schönheit noch in sehr dunkle Begriffe gehüllet war, und man beynahe alles Tugend nannte, nur die Tugend allein nicht. Aber daß die Tugend ihre Verfolger auch

zu solchen Zeiten hat, da man über ihre Bestimmung und ihren Werth schon längst einig geworden ist, dieß ist unverzeihlich. Wäre es denn ein Wunder, wenn die Tugend bey so vielen Verfolgungen, die sie schon ausgestanden hat, und noch täglich aussteht, auch von denjenigen verabscheut würde, die sich jederzeit als getreue Verehrer derselben bewiesen haben?

Aber ungeachtet alles Muthwillens, den ihre Feinde an ihr verüben, zählt sie doch noch sehr viele Anhänger, die um so mehr für sie eifern, je mehr der Verfolgungsgeist wider sie aufgebracht ist. Sie üben die Tugend nicht, um von der Welt dafür belohnt zu werden; weil sie es nur gar zu wohl wissen, daß die Welt keine würdige Geschenke für sie hat; sondern sie üben sie, um jene überschwängliche Seligkeiten zu erlangen, die unser heutige Text dem um seiner Tugend willen verfolgten Christen in dem Himmel verheißt. Selig sind sie, die mitten unter den Verfolgungen, womit die Feinde des Christenthums und der Tugend wider den frommen Christen losziehen, ihre Anhänglichkeit an Jesum und seine Lehre durch solche Handlungen beweisen, die zwar vor der Welt Aergerniß und Thorheit zu seyn scheinen; aber in Gottes Augen heilig und der seligsten Belohnung würdig sind.

Um aber den Haß der Welt gegen die Tugend in seinem Ursprunge kennen zu lernen, dem frommen Christen einige Verhaltungsregeln gegen seine Verfolger zu geben, und den Lohn näher zu bestimmen, welcher der leidenden Tugend verheißen ist, wollen wir heute untersuchen

I. Aus welchen Quellen der Verfolgungsgeist entstehe,

II. Wie sich tugendhafte Christen dabey zu verhalten, und

III. Welchen Lohn sie einstens im Himmel zu erwarten haben.

Erster Theil.

Was sind es für Leute, welche die Tugend anfeinden? — Leute, die dem Christenthume abhold sind, die nicht nach Gottes Worte, sondern nach ihren Gelüsten wandeln wollen. Solche Leute sind die Verfolger der Tugend. Daher können sie es nicht leiden, daß es noch Christen giebt, welche eine Lehre bekennen, die sie verabscheuen. Aus diesem ergiebt sich von selbst, daß es hauptsächlich zwo Quellen sind, woraus ihr Tugendhaß entspringt, nämlich 1) der Verdruß, daß die Lehre Jesu noch Glauben bey den Tugendhaften findet, 2) der Verdruß, daß sie von den Tugendhaften über ihren sündlichen Wandel beschämt werden.

Leute, die keine andere Gesetze kennen, als die ihnen ihr verderbtes Herz vorschreibt, die nur ihrer Sinnlichkeit fröhnen, die nur nach dem Fleische und nicht nach dem Geiste leben, wie können sie bey einer Religion vergnügt seyn, die lauter solche Gesetze enthält, die dem Gesetze des Fleisches zuwider sind, der Sinnlichkeit wehe thun, die Begierden und Leidenschaften in ihre Grenzen zurückweisen und den Menschen verdammen, wenn er anders als nach der Vorschrift des Geistes wandelt? — Eine solche Religion schickt

sich für sie eben so wenig, als für Juden und Heiden. Jenen, wie diesen, muß sie vielmehr Aergerniß und Thorheit seyn.

In dieser scheinbaren Ueberzeugung, daß die Religion Jesu wirklich nichts anders als Thorheit sey, möchten sie die besser denkende Welt überreden, daß die Lehre Jesu nur noch schwachen Köpfen und dem dummen Pöbel glaubwürdig vorkomme. Sie entrüsten sich daher über alle diejenigen, welche den hohen Werth unsrer göttlichen Religion noch schätzen und bezeugen; welche unwidersprechliche Gründe ihres Glaubens darzulegen wissen, und nicht nur allein so viel Muth besitzen, Christum vor ihnen zu bekennen, sondern auch den wahren Ruhm und die Würde ihres Geistes darein setzen, daß sie Christen sind. Sie entrüsten sich; weil durch den Glauben solcher überzeugten Christen ihr eitles Vorgeben widerlegt wird, als ob es mit der Religion Jesu nichts sey, und die Lügenhaftigkeit ihres stolzen Triumphs in ihrem schändlichen Lichte erscheint.

Nebstdem werden solche Leute, denen die Lehre Jesu mißfällt, ausserordentlich von ihrem bösen Gewissen gemartert. Denn man muß nicht glauben, daß sie wirklich überzeugt sind, als sey es mit der christlichen Religion nichts; sondern sie wünschen es nur, daß es nichts damit seyn möge. So oft sie daher Christen sehen, die wahrhaft von der christlichen Religion überzeugt sind, und bey allen Verfolgungen, die sie deßwegen ausstehen müssen, ihren Grundsätzen getreu fortwandeln, so fällt es ihnen aufs Herz, daß die Lehre, welche sie gerne verwerfen möchten, doch wohl eine schreckliche Wahrheit seyn dürfte. Sie fühlen es, daß sie, wenn sie den Glauben verwerfen, nichts an seine

Stelle

Stelle zu setzen wissen, womit sie sich trösten, woran sie sich halten, und worauf sie hoffen könnten. Verzweiflung bleibt in den mannigfaltigen Schicksalen dieses Lebens ihr Loos, und die Ungewißheit ihrer Zukunft die grausamste Folter ihres Gewissens.

Ursachen genug, meine Freunde! warum sie wahre und tugendhafte Christen hassen, ihnen aus Mangel anderer Mittel mit Spott und Verachtung begegnen, oder sie gar als Heuchler, die ganz ihrer bessern Einsicht zuwider handeln, abschildern. Dadurch wollen sie nun ihren Haß befriedigen, und sich und ihres gleichen in dem thörichten Gedanken, es ist kein Glaube, sicher und ruhig erhalten.

Die zweyte Quelle, woraus der Tugendhaß entspringt, ist der Verdruß, daß schlechte Christen über ihren schändlichen Wandel von den Tugendhaften beschämt werden. Die Tugend hat zwar an und für sich schon Reitze genug, jedem Menschen vom Gefühle Achtung einzuflößen. Ich sage noch mehr: die Reitze der Tugend sind so stark, daß sie Herzen gewinnen können, die entweder gar nie zur Tugend gebildet worden, oder in denen das Laster die schönen Züge derselben verwüstet hat. Dieß sagt uns theils die Geschichte, theils die selbsteigene Erfahrung. Ein klarer Beweis, daß die Neigung zur Tugend schon in unserm Ich liege, und nur der Entwicklung bedürfe, um sie wirksam zu machen.

Allein derjenige, der Gott und Jesum Christum, den er gesandt hat, nicht kennen will, unterdrückt mit allem Fleiße die natürliche Neigung zur Tugend, und widerstrebt der Lehre Jesu, die selbe in uns erweckt, und uns zur Uebung derselben ermuntert, obschon das

Gewissen selbst ihre Wahrheit und Würde bezeuget. So lange also noch ein Gott verkündiget wird, der das Böse verabscheut; so lange noch von unzähligen Menschen laut bekannt wird, daß Unzucht, Verführung, Betrug, Falschheit, Arglist u. s. w. das Herz verwerflich machen; so lange die Bösen hören müssen, daß ein allwissender Gott sey, der die Laster vor Gericht fordern wird — ein Gott, der den Sünder verdammt und den Gerechten selig macht: so lange kann der Religionsverächter nicht ruhig und vergnügt leben. Diese Unruhe — wie beschwerlich muß sie ihm seyn! aber wird er dadurch zum Nachdenken über seine Thorheit gebracht? — nein! er sucht vielmehr sich an denen zu rächen, welche ihm diese Unruhe durch ihr Glaubensbekenntniß verursachen.

Es ist wahr, ein tugendhafter und rechtschaffener Wandel erhält die Achtung von der ganzen Welt; aber eben diese Achtung, die auch der Sünder in seinem Herzen nicht läugnen kann, ist eine Ursache seines Hasses gegen die Tugendhaften. Sey der Mensch noch so ungläubig, noch so verwildert, so kann er sich doch des Gewissens nicht entladen. Es wacht auf, wenn es fromme Handlungen sieht, und gesteht es selbst heimlich, daß es gute und lobenswürdige Handlungen sind. Aber es muß auch zugleich den Vorwurf fühlen, daß die Handlungen des Ungläubigen und Sünders nicht eben so gut und achtungswürdig sind; sondern daß sie vielmehr verworfen und verflucht zu werden verdienen. Und wie kann derjenige, der sich nicht bessern will, zu solchen Vorwürfen so gleichgültig seyn, daß er es demjenigen nicht sollte entgelten lassen, der sein Gewissen dazu aufweckt? — Er hasset ihn also, sucht seine Tugenden zu verkleinern, seine Schwachheiten aufzudecken, und ihn allenthalben mit Hohn und Spott zu belegen,

damit

damit er ihm die verdiente Achtung der Welt rauben, und ihn in die Schande und Schmach einwickeln möge, womit er selbst bedeckt ist.

Zweyter Theil.

Nun sehet, Freunde! dieß sind die Quellen des Tugendhasses. Aber wie soll sich der tugendliebende Christ dabey verhalten? — Soll er etwa seinem Christenthume entsagen, und sich in seiner Denkungsart nach dem Geschmacke seiner Verfolger richten? — O nein! — Es ist vielmehr Pflicht für ihn 1) daß er sich durch den Haß der Welt in seiner Religion nicht wanken machen lasse, 2) daß er desto eifriger sey, das Licht eines untadelhaften Wandels leuchten zu lassen.

Wann hat der Christ seiner Religion wegen mehr gelitten, als eben zur Zeit, da der Saame des Christenthums allmählig aufzukeimen anfieng? — Juden und Heiden setzten dem Wachsthume desselben fast unübersteigliche Hindernisse entgegen, und bothen allen ihren Kräften auf, es sogleich in seinem Keime zu ersticken. Die Verfolgungen, womit sie gegen die Bekenner Jesu loszogen, waren die blutigsten. Was haben sie aber mit allen ihren Grausamkeiten ausgerichtet? — Nichts — kein einziger Christ änderte seine Gesinnungen, und wich von seiner Religion und Tugend ab. Ja, sie bewiesen mehr Muth und Stärke, die Marter auszuharren, als ihre Peiniger, sie zu martern. Die Marter war vielmehr eine Nahrung ihres Eifers, womit sie das christliche Gesetz handhabeten; jeder Blutstrofe, den sie vergossen, war ein fruchttragender Saame neuer Gläubigen. Und muß

man endlich nicht sagen, daß die Lehre Jesu ihre Ausbreitung nur allein dem Verfolgungsgeiste zu danken habe? —

Wie, Freunde! wenn die ersten Christen durch die ausgesuchtesten Verfolgungen sich nicht von ihrer Religion und Tugend abwenden ließen, sollen denn wir so feige seyn, den weit geringern Verfolgungen zu unterliegen, und Glauben und Tugend aus unsern Herzen zu verbannen? — Nein! — wenn nur noch ein einziger altchristlicher Blutstropfe in unsern Adern wallt, so soll uns dieser nicht zu theuer seyn, ihn zur Aufrechthaltung unsers Glaubens zu verspritzen.

Aber dieß ist heut zu Tage nicht mehr zu befürchten. Gott fordert nicht mehr Blut von uns, sondern ist zufrieden, wenn wir unsern Muth und unsre Stärke in jenen Verfolgungen beweisen, mit denen die heutige Welt tugendhafte Christen auf ihrer Laufbahne aufzuhalten sucht. Verachtung, Hohn, Spott, Verleumdung sind ihre Werkzeuge, womit sie auf den guten Christen losgeht. Welcher Christ aber wird so schwach seyn, oder auch nur so wenig Achtung für Religion und Tugend haben, daß er, um einer geringen Verachtung auszuweichen, sich dem schlechtesten Haufen der Menschheit, den Religions- und Tugendfeinden gleich stellen sollte? — Welcher Christ wird so thöricht seyn, für eine Wahrheit, wovon er überzeugt ist, Lüge einzutauschen, und für die Ruhe seines Gewissens, die ihm seine christliche Tugend verschafft, Unruhe zu erkaufen? — Welcher Christ muß nicht vielmehr nach der Anleitung des Apostels fest auf Glauben und Tugend bestehen, wenn er ihren sowohl innern als äussern Werth recht überdenkt, und es oft zu Herzen nimmt,

wie

wie viel Beruhigung, Trost und Hoffnung ihm sein Glaube und seine Tugend in diesem, und welche herrliche Belohnungen sie ihm in dem zukünftigen Leben verschaffe? Selig ist ja der Mann, der die Anfechtung duldet; denn Gott wird ihm nach seinen Prüfungen die Krone des Lebens aufsetzen. (*)

Welcher Christ endlich soll nicht um so eifriger seyn, das Licht eines untadelhaften Wandels leuchten zu lassen, wenn die Schrift ihm die Versicherung giebt, daß sein Lohn in dem Himmel groß seyn werde? (**) Und in Wahrheit ist nichts so geschickt, die Tugendfeinde zu beschämen, als wenn der Christ ungeachtet der Verfolgungen auf der Laufbahne der Tugend immer weiter fortschreitet. Je mehr der gute Christ gelästert und verspottet wird, desto sicherer zeigt er durch einen unsträflichen Wandel, daß er nicht Spott und Lästerung verdiene. Selbst seine Verfolger müssen endlich auf den Gedanken verfallen, daß es doch wohl der Mühe werth seyn müsse, ein guter Christ zu seyn; weil man sich wegen des Christenthums so vielen Verfolgungen aussetzt, und doch dabey auf seinen christlichen Gesinnungen beharrt. Vielleicht werden sie durch die guten Beyspiele frommer Christen mehr überzeugt, daß es einen Gott, einen Christus und eine Tugend gebe, als durch die trieftigsten Gründe der Weltweisheit und Gottesgelehrtheit. Vielleicht kann es auf solche Weise desto gewisser geschehen, daß der Lästerer selbst an seine Brust schlägt, sich bekehrt und den Gott preiset, den er geschändet hat.

(*) Jak. I. 12.
(**) Matth. V. 12.

Daß der Eifer guter Christen so heilsame Wirkungen hervorbringe, hievon haben wir Beyspiele in der ersten Christenheit. Deßwegen ermahnte auch der heilige Petrus die neuen Christen, daß sie unter den Heiden einen guten Wandel führen sollen, damit die, welche arges von ihnen reden, ihre gute Werke sehen, und Gott an dem Tage preisen, da er sie heimsuchen wird. (*) Und gewiß, wenn alle oder wenigstens die meisten Christen in der Gottesfurcht so brünstig, in der Menschenliebe so thätig, in dem Umgange so gewissenhaft, in ihren Geschäften so redlich, in ihren Reden so aufrichtig und treu, kurz, in ihrer ganzen Aufführung so heilig und entfernt von Unrechte und Sünde wären, als sie es nach ihrem Glauben seyn sollten: so würde es kein Religions- und Tugendfeind wagen, wider den Christen aufzutreten; sondern jeder nicht ganz verdorbener Mensch müßte gestehen: Welche weise und verständige Leute sind das und welch ein herrlich Volk! wie ehrwürdig muß der Gott seyn, dem sie gehorchen! (**)

Ueberdieß ist es um so mehr Pflicht für den Christen, mitten in den Verfolgungen tugendhaft zu wandeln, damit seine Mitchristen erbaut, und in der Tugend gestärkt werden. Welch ein edles Beyspiel dieser Pflichterfüllung liefert uns nicht das zweyte Buch der Machabäer an Eliazar! Antiochus wollte die Juden mit Gewalt zur Uebertretung ihres Gesetzes zwingen; aber der alte, ehrwürdige Greise Eliazar wollte lieber eines rühmlichen Todes sterben, als durch Uebertretung des Gesetzes den Jungen ein Beyspiel des Aergernisses hinterlassen.

Eben

(*) 1. Pet. II. 12.
(**) Psalm. XLV. 24.

Eben so bereit muß auch der Christ für die Gesetze seines Glaubens seyn. Mit Aufopferung seiner Ehre, seines Ansehens, seines Habes, ja sogar seines Lebens muß er Anhänglichkeit an Religion und Tugend beweisen, und sich darin um so fleißiger üben, je mehr sie von allen Seiten her verfolgt und unterdrückt wird. Im Gegentheile würde er sich des Aergernisses an seinen Mitchristen schuldig machen, und den Fluch Jesu auf sich laden: Es wäre besser, wenn man ihm einen Mahlstein von einer Eselsmühle an den Hals hienge, und ihn in den Abgrund des Meers versenkte. (*)

Beschluß.

Lassen wir uns daher durch den Haß der Welt nicht dahin vermögen, daß wir Kinder dieses Fluches werden. Vielmehr soll der Haß der Tugendfeinde unser Herz für Christenthum und Gottseligkeit desto fester machen, je schändlicher die Quellen sind, woraus er entspringt. Es ist ja nur Verdruß, daß Jesu Lehre so viel Glauben und Achtung bey uns findet; Verdruß, daß wir sie mit so vieler Treue befolgen. Soll denn dieser Verdruß, so hart wir ihn auch immer fühlen mögen, im Stande seyn, unser Herz so umzustimmen, daß wir Glauben und Tugend verachten, um die Achtung einiger Auswürflinge des Christenthums dafür zu erhaschen?

Nein, Freunde! ewig soll das Gesetz, das Gottes Gnade in unser Herz geschrieben, Jesus mit seinem Blute unterzeichnet und mit seinem Tode versiegelt hat, nicht von uns genommen werden. Je mehr die Feinde desselben sich gegen uns empören, je mehr sie uns ihren Haß

(*) Matth. XVIII. 6.

Haß empfinden lassen, desto lauter wollen wir Jesum bekennen, desto eifriger der Tugend nachstreben, damit die Feinde des Glaubens zu Schanden werden, und wir den Lohn erhalten, der dem um der Gerechtigkeit willen verfolgten Christen im Himmelreich aufbehalten ist. Amen.

Auf den Gedächtnißtag aller verstorbenen Christgläubigen.

Dritter Theil.

Selig sind, die wegen der Gerechtigkeit Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich. Matth. V. 10.

Eingang.

Ich habe euch heute in meiner Vormittagspredigt die zwo Quellen gezeigt, woraus der Haß der Welt gegen tugendhafte Christen entspringt. Ich habe überdieß denjenigen, die um der Gerechtigkeit willen von bösen Menschen verfolgt werden, einige Verhaltungsregeln gegen ihre Verfolger vorgeschrieben. Nun heißt es weiter in unserm Texte: denn ihrer ist das Himmelreich. Dieß soll der Lohn für die Leiden seyn, die der Christ

Christ um der Religion und der Tugend willen hienieden ausgestanden hat. Der Himmel wird einst sein Erbe seyn — der Himmel, ein Ort, der nichts als Seligkeiten für denjenigen enthält, der das Christenthum auch da übt, wo es Ueberwindung kostet, es zu üben.

Aber so groß auch die Verheißung ist, die das Evangelium der leidenden Tugend macht, und so gewiß Gott sein Wort hält: so ist es doch auch ewige Wahrheit, daß dieser Lohn nicht so plötzlich in der andern Welt erfolgt. Denn wenn wir die Seligkeiten betrachten, deren der Christ einst theilhaftig werden soll: so werden wir finden, daß dieselben die allerreinsten sind, und daß derjenige, der sie genießen will, eben so rein seyn müsse, daß zwischen ihm und dem Lohn, den er genießen will, ein genaues Verhältniß sey.

Welcher Christ aber, wenn er auch noch so viel für die Tugend gethan und gelitten hat, tritt so schuldlos in die Ewigkeit hinüber, daß er ohne weitere Zubereitung des Lohns der Seligen würdig ist? — Es muß also nothwendig jenseits des Grabes ein Ort seyn, der die Tugend von den kleinen Schlaken reinigt, wovon sie durch die zeitlichen Leiden noch nicht gereiniget worden ist. Dieser Ort ist allerdings schrecklich, und die Leiden, durch welche der Christ zum Genusse der Seligkeit zubereitet wird, sind weit empfindlicher, als diejenigen, die er hienieden ausgestanden hat.

Und gesetzt auch, es wäre kein wahres Feuer in diesem Reinigungsorte, wie doch durchaus geglaubt wird, so bleibt dieser Ort doch immer ein quaalvoller Ort für den Christen, der auf der Laufbahne der Tugend geringe Fehltritte gethan hat, wofür er der göttlichen Gerechtigkeit in der andern Welt genugthun muß.

Um

Um aber euch von allem, was ich hier nur so ganz kurz gesagt habe, deutlichere Begriffe beyzubringen, so will ich folgende drey Fragen beantworten: 1) Worin besteht der Lohn, welcher der leidenden Tugend versprochen ist? 2) giebt es einen Ort, worin der tugendhafte aber nicht ganz schuldfreye Christ zum Empfange dieses Lohns in der Ewigkeit durch Leiden zubereitet wird? 3) wären diese Leiden erträglicher, wenn in diesem Zubereitungsorte kein Feuer wäre? —

Der Lohn, den der leidende Christ einst in der Ewigkeit erhalten soll, ist der Himmel, so viel sagt unser Text: denn ihrer ist das Himmelreich. Was aber eigentlich dieser Himmel sey, läßt sich mit deutlichen Begriffen nicht darthun; weil die Schrift ausdrücklich sagt: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, noch in eines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. (*) Alles, was wir hievon sagen können, besteht in abgezogenen Begriffen, nach denen wir von diesem Leben auf das zukünftige schließen.

Denket euch einmal nur dieses gegenwärtige Leben, und stellet euch vor, daß es mit gar keiner Art Leiden vermischt wäre: so würde ja das schon ein sehr glückseliges Leben seyn. Wie, wenn in diesem Leben uns keine Schwachheit der irdischen Natur beschwerte, kein Schmerz und keine Krankheit unsern Körper folterte; wenn unser Geist nicht mit Unmuth und Verdruß zu kämpfen hätte, die Bitterkeit der Reue und des Grams nicht fühlen dürfte; wenn kein Hinderniß unsern guten Wünschen entgegenstünde, und weder Mangel noch Be-

(*) I. Kor. II. 9.

Bedürfniß, noch das Gefühl unsrer Ohnmacht uns kränkte; wenn kein Feind uns mehr schaden, keine Bosheit und Ungerechtigkeit unsre Ruhe stören könnte, kurz, wenn dieses Leben eine stete Reihe abwechselnder Freuden und Vergnügungen wäre; mein! sagt mir doch, wer würde mit diesem Leben nicht zufrieden seyn? — Wer würde nicht für den Genuß eines solchen Lebens alles daran wagen? — Wer würde sterben wollen? —

Nun sehet, Freunde! ein solches Leben, welches frey von aller Plage und von aller Art der Leiden ist, hat Gott denen, die hienieden mit Leiden für die Tugend kämpfen, zum Lohne verheißen. Und was den Genuß jenes Lebens noch geschmackvoller macht, so dürfen wir uns nicht grämen, daß es je ein Ende nehmen werde. Denn wenn wir auch einst die seligsten Freuden genießen, aber dabey stets von dem unangenehmen Gedanken geplagt würden, daß diese Freuden auch einmal ein Ende haben werden: so wären wir bey dem Genusse derselben noch immer die Unglückseligsten. Aber jenes Leben dauert immerfort, dauert ewig — ewig! o! dieß Wort verdient unsre ganze Aufmerksamkeit — ewig soll das Leben dauern! —

Wie weit ins Unendliche dürfen dann unsere Begierden hinausstreben! — wie unaufhaltsam können sich unsere Fähigkeiten entwickeln, unsere Kräfte wachsen, unsere Vollkommenheiten und Freuden emporschießen! — Und ein solches Leben, das so gewiß vor unsern Augen dasteht, als gewiß Gottes Wort ist, soll es nicht so viel werth seyn, durch kurze Verfolgungen und Trübsalen, die wir der Tugend wegen auszustehen haben, dahin zu streben? — Ach es ist ja weit mehr werth, als alles, was wir hier durch Leiden einbüssen kön-

können. Denn der Apostel sagt: alle Leiden dieser Zeit sind für nichts zu rechnen gegen das unvergängliche, höchstglückselige Leben, das uns Gott am Ziele dieses vergänglichen und mit so vielen Bitterkeiten vermischten Lebens beschieden hat. (*)

Und doch kann es geschehen, daß der Christ, nachdem er hienieden die bittersten Verfolgungen für Religion und Tugend ausgestanden, nach seinem zeitlichen Hinscheiden doch nicht gleich in jenes Leben eingeht, das Gott ihm zum Gnadenlohne verheißen hat. Vielleicht sitzt noch eine kleine Ungeduld auf seiner Seele, vielleicht ein wenig Unwille gegen seine Verfolger, vielleicht sind noch andere kleine Fehltritte, wofür er Gottes Gerechtigkeit noch nicht genug gethan hat. Wie es immer seyn mag, so kann er nicht zum Genusse der Belohnung gelangen, bis er seine Schuld auf den letzten Häller bezahlt, und das geringste Vergehen abgebüßt hat. Es muß also in der andern Welt ein Ort seyn, der das Mangelhafte an unsrer Zubereitung ersetzt, unsere kleine Unreinigkeiten abwischt, und uns zu würdigen Miterben Jesu umschafft.

Daß es aber einen solchen Zubereitungsort giebt, dafür bürgt uns die Schrift, die Uebergabe, und einigermassen auch die theologische Vernunft. Schon in den Schriften des alten Bundes lesen wir, daß der tapfere Priester und Held Judas, der Machabäer, aus zusammengelegtem Gelde zwölftausend Drachmen Silber nach Jerusalem geschickt habe, damit für die Verstorbenen ein Opfer entrichtet würde; weil er von der Auferstehung recht und gottselig dachte. Denn wenn

(*) Röm. VIII. 18.

wenn er nicht gehofft hätte, daß die Todten wieder auferstehen, wäre das Gebet für sie überflüßig und eitel: nun aber erachtete er, daß denen, welche gottselig entschlafen wären, eine sehr grosse Gnade bevorstünde. Es ist demnach ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von den Sünden gelößt werden. (*)

Sehet, Freunde! dieß war der Glaube der alttestamentischen Kirche. Sagt es aber dieser Glaube nicht deutlich genug, daß es Verstorbene gebe, die zwar noch nicht zum Leben auferstanden, aber doch gewiß auferstehen werden, und zu derer Auferstehung unsere Gebete und Opfer vieles beytragen? — Diese Geister müssen daher vor ihrer Auferstehung in einem andern Orte aufbehalten werden, aus welchem sie ihrer Erlösung mit Sehnsucht entgegen sehen, und zu der wir ihnen durch unsere guten Werke verhilflich seyn können.

Diese Lehre der Synagoge hat Christus nicht nur nicht getadelt, sondern vielmehr bestättiget, wenn er bey Matthäus sagt, daß es Sünden gebe, die weder in dieser noch in der andern Welt nachgelassen werden. (**) Der heilige Augustin macht hierüber seine Bemerkung, und stärkt neuerdings unsern Glauben an ein Reinigungsort: Man könnte nicht mit Wahrheit sagen, sind seine Worte, daß es Sünden gebe, die weder in diesem noch in dem andern Leben nachgelassen werden, wenn es keine Sünden gäbe, die doch wenigstens in dem andern Leben vergeben werden. Zufolge dieser Worte giebt es doch gewisse Sünden, die

---

(*) II. Mach. XII. 43.
(**) Matth. XII. 32.

die der Christ von dieser Welt mit sich in die Ewigkeit hinüberbringt, von denen er erst muß gereiniget, und die ihm erst alsdann, wenn er gereiniget ist, nachgelassen werden.

Uebrigens stehen wir hier bey einer Glaubenslehre, welche ihren Grund besonders in dem ungeschriebenen Worte Gottes, in der Uebergabe hat. Ich könnte hier mehrere Kirchenväter anführen, welche als unverwerfliche Zeugen dieser Wahrheit dienen; aber Kürze halber soll Tertullian die Stelle aller übrigen vertreten. Dieser aber versichert uns ausdrücklich, daß man schon zu seiner Zeit, d. i. im Anfange des dritten Jahrhunderts an einem bestimmten Tage des Jahrs das heiligste Opfer für die Verstorbenen gebracht habe; und fragst du nach dem Gesetze, sagt er, so hat das die Uebergabe eingeführt, die Gewohnheit festgesetzt, der Glaube allzeit beobachtet.

Fragen wir aber hierüber die theologische Vernunft, so wird sie diesen Glaubenssatz eben so wenig umstossen, als die Schrift und Uebergabe, besonders wenn sie unbefangen urtheilen will. Es ist gewiß, daß nicht alle Sünden gleichgroß und verdammlich sind; sondern daß es welche giebt, die zwar die Seele beflecken, aber sie doch nicht tödten. Wenn nun der Christ in einer solchen Sünde dahinstirbt, so wird Gott ihn nicht verdammen. Weil er aber doch als Sünder vor Gottes Gerichte erscheint, und als Sünder gerichtet wird: so kann Gott ihn auch nicht gleich in den Himmel aufnehmen; weil er unrein ist, und nichts unreines in den Himmel kommen kann. Es bleibt ihm also nichts anders, als ein Mittelstand zwischen Seligkeit und Verdammung übrig, in welchem er eine zeitlang harren,

und

und zur Seligkeit zubereitet werden muß, bis es Gott gefällig ist, ihn aus diesem quaalvollen Mittelstande in den Zustand der Seligen zu versetzen.

Aber wie, wenn kein Feuer in diesem Zubereitungsorte wäre, so müßte der Zustand jener Geister, die daselbst wohnen, doch nicht so schmerzhaft seyn. Dem sey, wie ihm wolle, so sagt doch die Schrift ausdrücklich, daß diese Geister auf mancherley Art gepeiniget werden. Wir wissen zwar gar nichts bestimmtes von diesen Peinigungsarten; doch muß die Erkenntniß des letzten Ziel und Endes, und das sehnsuchtvolle Streben nach demselben unstreitig eine der schmerzlichsten seyn.

Alle Geschöpfe sind zwar von Gott, aber nicht alle zu Gott bestimmt. Diejenigen, derer Bestimmung nur in einem sehr kurzen Zeitraum beschränkt ist, verlieren mit ihrem Daseyn auch ihre fernere Bestimmung. Der Mensch allein ist jenes erhabene Geschöpf, das Gott zum Urheber und Zwecke zugleich hat. Der allein hört nicht auf, wenn er hienieden zu seyn aufhört. Der Mensch hat also einen doppelten Zweck, einen zeitlichen und einen ewigen, dessen er sich durch jenen versichern muß, wenn er seiner Bestimmung nachkommen will. Der zeitliche Zweck muß ihm als Mittel zum ewigen dienen. Aber leider! der Mensch pflegt meistens verkehrt zu handeln. Des Menschen Geist, so lange er ins Fleisch gehüllet ist, hängt in seinen Wirkungen größtentheils vom Leibe ab. Die irdischen Gegenstände sind ihm zu nahe, sie umschweben ihn ganz, und machen, daß er seine höhere Bestimmung, seinen endlichen Zweck aus dem Gesichtspunkte verliert, und bey dem irdischen stehen bleibt.

Aber die Sache verhält sich mit dem menschlichen Geiste ganz anders in der Ewigkeit. Sobald der Geist vom Leibe geschieden, und der Nebel irdischer Gegenstände zerstäubet ist, so kann er ohne Zerstreuung auf sich und seinen gegenwärtigen Zustand denken, er ist sich ganz allein überlassen, fühlt sich ganz allein. Er wird den Zweck und den Mittelpunkt seiner Ruhe deutlich erkennen; weil ihn nichts mehr umgiebt, das sein Erkenntnißvermögen auf andere Gegenstände leiten könnte. Was sein Auge in diesem Leben nicht gesehen, sein Ohr nicht gehört, und in sein Herz nicht gekommen ist, das wird sich ihm so klar darstellen, wie die Sonne dem menschlichen Auge, wenn sie von einem dichten Nebeldunst entschleuert wird. Diese Erkenntniß aber muß einer Seele äusserst wehe thun, und sie ganz unzufrieden machen. Sie erkennt und fühlt es innigst, daß sie nicht in dem Orte ihrer endlichen Bestimmung, nicht in dem Mittelpunkte ihrer Seligkeit, nicht in Gott ist. Und dieß — ja dieß muß sie über alles quälen.

Oder wird wohl der Geist des Menschen minder nach seinem Ziele, nach seiner Ruhe verlangen, als jedes andere Geschöpf, das von Natur nach seinem Zwecke getrieben wird? — Der Stein trachtet nach dem Mittelpunkt der Erde, die Flüsse eilen dem Meere zu, alle leblose Dinge befolgen ihre Gesetze, die sie nach einem gewissen Zwecke bestimmen. Wie viel heißer muß nicht das Verlangen des menschlichen Geistes nach seinem Ziele seyn, da er nicht aus mechanischer Kraft, noch aus blindem Naturtriebe, wie andere Thiere, sondern aus Erkenntniß zu seinem Zwecke trachtet! — Wie äusserst schmerzlich muß es ihm daher fallen, wenn er nur einen Augenblick von dem höchsten Ziele, wozu er geschaffen ist, geschieden seyn muß! — Und wie sehr muß ihn

oben-

obendrein noch die Ungewißheit quälen, ob der Zeitpunkt seiner Vereinigung mit Gott nahe, oder noch weit entfernt von ihm sey.

Beschluß.

Es lohnt also gewiß der Mühe, daß wir uns vor solchen Sünden hüten, die uns in diesen quaalvollen Reinigungsort verdammen könnten; es lohnt der Mühe, daß wir denjenigen, die dahin verwiesen sind, mit Opfern und Gebeten zu Hilfe eilen. Wären sie auch von keinem wahren Feuer umgeben, so hätte das Feuer der Sehnsucht nach ihrem letzten Ziele Kraft genug, sie zu martern. Es lohnt der Mühe, daß wir unsern leidenden Mitchristen helfen, die für allzeit ausser Stand gesetzt sind, sich selbst zu helfen. Es lohnt um so mehr der Mühe, daß wir uns besonders für diejenigen verwenden, gegen die wir besondere Verbindlichkeiten haben.

Vielleicht befinden sich daselbst unsere Aeltern, unsere Geschwistrige, unsere Anverwandte, Gesellschafter und Freunde, die vielleicht aus unsrer Schuld leiden müssen, und daher um so gegründetern Anspruch auf unsre Hilfe machen können. Eilen wir ihnen also zu Hilfe, die Kirche fordert uns durch das feierliche Gedächtniß der leidenden Seelen auf. Der Vater bete für seine Kinder, die Kinder für ihre Aeltern, der Freund für seinen Freund. Amen.

Zugabe
zum
zweyten Jahrgang.

Auf das Fest
des heiligen Joseph von Kalasanz.

Wer einen solchen kleinen Knaben in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. Matth. XVIII. 5.

Eingang.

Ich soll heute einem Heiligen eine Ehrenrede halten, der, so lange er im Fleische wandelte, jeden seiner Schritte mit den glänzendsten Tugendbeyspielen bezeichnete; einen Mann soll ich loben, welcher der Nachwelt wegen seinen der Religion und dem Staate so treu geleisteten Diensten ewig unvergeßlich ist; Joseph von Kalasanz dem verdienstvollen Stifter der frommen Schulen soll ich heute an seinem feyerlichen Gedächtnißtage gebührendes Lob sprechen. Freunde! was soll ich sagen, das nicht schon längst beredtsame Männer vor mir gesagt haben? oder wann würde ich fertig werden, wenn ich alles,

alles, was ich Rühmliches von diesem Manne gelesen habe, an das gehörige Licht stellen wollte? —

Der Heilige ward zu Peralta de la sal in Aragonien im Jahre 1556 gebohren, und war die letzte Frucht seiner frommen hochadelichen Aeltern. Schon frühzeitig bemerkte man an ihm die wunderbaren Wirkungen der Gnade, und wie er an Jahren zunahm, so wuchs er auch an Tugend und Weisheit. Sein vortreffliches Talent zu den Wissenschaften, das sich nicht später als die Neigung zur Frömmigkeit in ihm entwickelte, entsprach ganz der Erwartung seines Vaters. Allenthalben, wo er seine Studien fortsetzte, übertraf er bey weitem seine Mitschüler an Fleiß und Geschicklichkeit, und war ihnen zugleich ein nachahmungswürdiges Beyspiel der Tugend.

Als er nun Philolog, Aesletiker, Philosoph, Rechtsgelehrter, Theolog, und in allen diesen Fachen ein ganzer Mann geworden war, dachte er auf eine Standeswahl, die zufolge seines gethanenen Gelübdes auf das hohe Priesterthum hinauslief. Als Priester aber widmete er sich mit voller Thätigkeit allen den Pflichten, die seinem Stande Ehre, und seinem Adel wahres Ansehen machten. Sein Eifer für Gott und seine Kirche, sein Streben nach fremdem Heile, seine Freygebigkeit gegen die Armen, seine ausserordentliche Friedensliebe, seine Geduld in den Verfolgungen, seine Selbstverläugnung in Ausschlagung geistlicher Würden und Aemter, seine Härte gegen sich selbst sind lauter Tugenden, die er auf das vollkommenste übte, nnd die ihn vor Gott und der ganzen religiösen Welt groß und verehrungswürdig machten.

Allein ich denke nicht, daß ich der Erste seyn soll, der Kalasanzen wegen diesen vortrefflichen Tugenden loben soll. Zudem sind ja dieß lauter solche Tugenden, die mehreren und vielleicht allen Heiligen eigen waren, und ihm daher keinen besondern Vorzug verschaffen. Aber sein rastloses Bestreben, nach dem Beyspiele Jesu Christi die arme und verlassene Jugend aufzunehmen, und ihr eine gute Erziehung zu geben, dieß macht Josephen vor vielen Himmelsbürgern groß und verdienstvoll. Denn unser Text sagt: Wer einen solchen kleinen Knaben (desgleichen Jesus in die Mitte seiner Jünger gestellet hatte) in meinem Namen aufnimmt, der macht sich um mich verdient; weil es eben so viel ist, als nähme er mich auf. Sehet, Freunde! das Erziehungsgeschäft der Jugend, für das er nicht ohne grosse Schwierigkeit ein besonderes Institut errichtete, ist es, wodurch Joseph sich bey Gott und der Welt einen ganz besondern Ruhm erwarb, den seine braven Söhne durch ihren fortdauernden Erziehungseifer nicht nur stets in seinem ersten Glanze zu erhalten, sondern von Zeit zu Zeit durch ihre unverkenntbaren Verdienste zu erhöhen suchen.

Um euch aber das Verdienst Josephs um eure Jugend recht schätzbar zu machen, müsset ihr das Geschäft können lernen, dem er sich widmete. Ich sage daher:

I. Joseph widmete sich durch die Erziehung der Jugend dem allerwichtigsten Geschäfte;

II. Joseph widmete sich durch die Erziehung der Jugend dem allerbeschwerlichsten Geschäfte.

Wenn ich alles dieß werde erwiesen haben, Aeltern! was wird alsdann eure Pflicht seyn? — Dankbarkeit

barkeit gegen Kalasanzen, daß er so väterlich für eure Jugend gesorgt hat, und Schätzung seiner rastlosen Söhne, die sich wirklich mit der Bildung eurer Jugend beschäftigen.

Erster Theil.

Joseph von Kalasanz widmete sich durch die Erziehung der Jugend dem allerwichtigsten Geschäfte.

Jenes Geschäft ist allerdings von der allergrößten Wichtigkeit, dessen Folgen sich so weit ausdehnen, daß sie Kinder, Aeltern und ganze bürgerliche Gesellschaften glücklich oder unglücklich machen. Nun sehet, Freunde! ein solches Geschäft ist das Geschäft der jugendlichen Erziehung. Von dieser hängt erstens das Wohl der Kinder, zweytens das Wohl der Aeltern, drittens das Wohl einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft ab.

Von dem Erziehungsgeschäfte hängt das Wohl der Kinder ab. Unsere Handlungen sind es größtentheils, die uns glücklich oder unglücklich machen. Fremde Handlungen tragen nur in so weit etwas zu unserm Glücke oder Unglücke bey, als wir uns durch unsere eigenen um dieselben verdient oder mißverdient machen. Wir selbst sind also allemal entweder die mittel- oder unmittelbare Ursache unsers Glückes oder Unglückes. Alle unsere Handlungen aber haben zunächst ihren Grund in der Bildung unsers Verstandes und Herzens. Jeder Mensch handelt nach seinen Begriffen und Neigungen.

Diese Verstandes- und Herzensbildung erhalten wir durch die jugendliche Erziehung. Die Jahre der

Jugend sind nämlich die Zeit der Saat. Auf der Art, wie die Kinder in der Jugend behandelt werden, beruht die ganze Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Leibes- und Seelenkräfte. Hier sammeln sich die Grundsätze, welche ihre künftige moralische Handlungen bestimmen. Hier erhalten Triebe und Neigungen ihre Richtung. Hier geschieht alles, was den Mann weise oder verkehrt, gut oder böse, tugend- oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich macht. Und in dem ganzen künftigen Leben, ja sogar in dem grauesten Alter geschieht nichts, wozu nicht in den Jahren der Jugend der Grund gelegt worden wäre. Die Handlungen und Schicksale des Alters sind Früchte des Samens, der in das Herz des Kindes gestreut worden ist.

Nun saget mir, liebe Freunde! wenn in das junge Herz statt des guten Samens Unkraut geworfen, dem Verstand böse Grundsätze, den Trieben und Neigungen des Herzens eine schiefe Richtung gegeben wird; wenn das Kind mit diesen verderblichen Grundsätzen, Trieben und Neigungen zum Manne erwächst, was wird es für Früchte bringen? wie werden in den reifern Jahren seine Handlungen beschaffen seyn? gerade so, wie die Grundsätze und Neigungen. Diese sind böse, also werden es auch die Handlungen seyn. Oder habt ihr es jemals gehört, daß die Erde, in die ein schlechter Samen geworfen wird, eine gute Frucht hervorbringe? Wie soll also ein Herz, das in der Jugend zum Bösen gebildet worden ist, gute und rechtschaffene Handlungen erzeugen? — Erzeugt es aber diese nicht, mein! wodurch will ein solcher Mensch sein Glück machen? — Wodurch will er die Leute gewinnen, daß sie sich um sein Wohl annehmen, und ihm zu einem Berufe helfen, in dem er seine irdische und überirdische Glückseligkeit

er-

erlangen kann? — Wird ihn nicht vielmehr jeder Rechtschaffene hassen, verabscheuen, und seinem Glücke entgegenstehen? — Und nachdem er hienieden unglücklich genug war, hat er nicht auch Ursache, an seiner ewigen Glückseligkeit zu zweifeln? — Bahnt nicht das zeitliche Wohl den Weg zu dem ewigen? — Ja, Freunde! ich behaupte es: wer hienieden nicht glückselig ist, wird es dort auch nicht seyn. Sehet, so hängt das Wohl der Kinder von der ersten Erziehung ihrer Jugend ab.

Aber auch das Wohl der Aeltern hängt von der Erziehung der Kinder ab. Aeltern! sagt mirs: worauf beruht das Wohl und die Ruhe euers Alters? Sind es nicht euere Sprossen, auf die ihr euch hintröstet? — Wenn ihr eure Jahre, eure Kräfte, eure Gesundheit, eure Güter und alles, was euch lieb und werth ist, euern Kindern aufgeopfert habt, so zählet ihr in euern grauen Tagen auf die Unterstützung eurer Söhne und Töchtern. Diese sollen der Stab euers Alters, das Labsal eurer Gebrechen, die letzte Glückseligkeit euers Lebens seyn. Und wenn allmählig euer alter Körper zusammenbricht, und die Schmerzen des Alters euch den Tod ankündigen, so soll der Nachruhm, den ihr euch in euern Kindern zu hinterlassen hoffet, euch die bittere Todesstunde versüssen, und bey der Nachwelt in einem ehrlichen Andenken erhalten.

Aber alle eure Hoffnung ist dahin, wenn ihr nicht zugleich den sichern Trost habt, daß eure Kinder eine gute Erziehung erhalten haben. Ihr harret umsonst auf die Hilfe euers Kindes, wenn es in der Jugend die Pflichten nicht gelernt hat, die es euch in euerm unvermöglichen Alter schuldig ist. Ihr harret umsonst, sage ich, auf die Unterstützung euers Sohnes, wenn

er

er ohne Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit und des Mitleidens aufgewachsen ist. Die letzten Tage euers Lebens werden Tage des Schmerzens und Jammers, Tage der Verachtung und Verfolgung seyn. Euere ungezogene Kinder werden mit Ungeduld auf euern Tod warten, und ihn durch tausend zehrende Verdrusse zu beschleunigen suchen, sie werden nach allen Kräften arbeiten, sich eine Last vom Halse zu schaffen, deren Druck mit so vielen Kosten verbunden ist, oder bald zu dem Besitze eurer noch übrigen Mittel zu gelangen, die ihr euch für die äusserste Noth vorbehalten habt. Aeltern! soll dieß euch nicht wehe thun? —

Und wie äusserst beklommen muß euch ums Herz seyn, wenn ihr in eurer letzten Sterbstunde den Trost nicht habt, daß ihr gute Kinder zurücklasset? — Wie schwer muß es euch fallen, wenn ihr um eure Todesbette herum an euern Kindern Taugenichts und Tagdiebe erblicket, von denen ihr euch nicht nur keine Hoffnung machen könnet, daß sie euch jemals durch gute Thaten Ehre machen: sondern das gerechteste Besorgniß haben müsset, daß sie euch durch schlechte Aufführung Schande zuziehen werden? — Ist nicht nach dem Ausspruche des Weisen die Ehre des Vaters auch Ehre für den Sohn? — Ist also nicht auch die Ehre des Sohns Ehre für den Vater; und im Gegentheil die Schande der Kinder Schande für die Aeltern? — Aeltern! die Fessel dieser Schande werdet ihr ewig nicht auflösen, wenn die Schande eurer Kinder auf die Rechnung euers schlechten Erziehungseifers geschrieben werden muß. Ist dieß nicht Unglück genug für euch, wenn ihr gerne verwesen möchtet, aber die Schande eurer Kinder euch nicht verwesen läßt? —

Endlich hängt von dem Erziehungsgeschäfte auch das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft ab. Der Endzweck des bürgerlichen Lebens ist die Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt der Gesellschaft, wozu alle einzelne Glieder der bürgerlichen Gemeinde verhältnißmäßig mitwirken müssen. Die Ehen sind so viele mindere Gesellschaften, die der grössern, nämlich dem Staate untergeordnet sind, und von denen dieser den Zuwachs an Staatsgliedern erhält. Erwägen wir nun den Nutzen, der dem Staate durch die schlechte Erziehung eines jungen Bürgers entfällt, und den Schaden, der ihm dadurch zuwächst.

Setzen wir, ein Kind werde gebohren, das die liebe Mutter, die Natur vor vielen ihrer Kinder mit solchen Fähigkeiten ausgerüstet hat, die, wenn sie durch zweckmäßige Erziehung entwickelt und ausgebildet würden, die jungen Weltbürger entweder zu einer grossen Stütze der Kirche oder des Staats, zu einem tiefdenkenden Gelehrten oder vortrefflichen Künstler, zu einem arbeitsamen Handwerks- oder Ackersmann, zu einem guten Patrioten, zu einem Mann bilden würden, dem nicht nur seine Zeitgenossen, sondern die ganze Nachwelt wegen seiner Verdienste ewigen Dank wissen würde. Läßt man aber ein solches Genie unbearbeitet rosten, so entgeht der Gesellschaft nicht nur allein der Nutzen, den ein solches Kind in seinen reifern Jahren hätte leisten können, sondern es entspringt ihr daraus noch obendrein ein ungemein grosser Schaden.

Ein Kind, das so ganz ohne Erziehung wie ein junger wilder Neger aufwächst, ist das Verderben vieler anderer Kinder. Das Aergerniß seiner Ausschweifungen, zu denen jede rohe Natur geneigt ist, wird

sich

sich allmählig so verbreiten, daß selbst diejenigen Kinder, die eine gute Erziehung haben, von dem Verderbnisse nicht sicher seyn werden. Denn es ist, leider! eine nur zu bekannte Sache, daß immer ein Kind von dem andern lernt; und da das Laster immer etwas Reitzendes für die junge unerfahrne Sinne hat, so wird es durch einen einzigen bösen Menschen in einer Gemeinde so sehr überhand nehmen, daß es sein Gift sogar auf mehrere Geburten ausgießen wird. Es werden Religionsverächter und Staatsfeinde, Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, Empörer wider die Gesetze und Verordnungen, Aufwickler der Unterthanen wider ihre Obrigkeiten, der Bürger wider Bürger, kurz, solche Staatsungeheuer daraus erwachsen, die, wenn es in ihrer Gewalt stünde, ihr Vaterland für einen Schandpfenning verkaufen würden. Freunde! was ich hier rede, davon könnet ihr euch täglich überzeugen, wenn ihr einen unbefangenen Blick auf alle die Begebenheiten hinwerfen wollet, die einige Jahre her unter unsern Augen vorgegangen sind, und noch tagtäglich vorgehen. Saget mir's aber, braucht es mehr, eine ganze Gesellschaft unglücklich zu machen, und die blühendsten Staaten in öde Plätze zu verwandeln, als ein solch Geschmeis in seinem Schooße zu tragen, und noch obendrein zum allgemeinen Verderben zu ernähren? —

Dieses dreyfache Unheil, das aus der Vernachläßigung der jugendlichen Erziehung über Kinder, Aeltern und Gesellschaften kömmt, erwog ohne Zweifel der heilige Mann Joseph von Kalasanz, als er zu Rom auf öffentlicher Gasse einen Schwarm muthwilliger Buben Unfuge treiben sah. Er stand still, und betrachtete die leichtfertigen Knaben, und sein Herz zerfloß vor Mitleiden und Zärtlichkeit. Gerade, als ob er in sich

die

die ausdrückliche Stimme des heiligen Geistes vernommen hätte: Dir ist der Arme überlassen, du wirst des Waisen Helfer seyn, entschloß er sich, das in jeder Rücksicht so wichtige Erziehungsgeschäft der armen Jugend selbst zu übernehmen, nachdem er sich lange vorher theils bey den Viertheilsschulmeistern der Stadt, theils bey dem Senate selbst, theils bey den Vätern der Gesellschaft Jesu vergebens dafür verwendet hatte. Zuerst waren zwar seine Schulen nur Sammelplätze der armen Jugend, aber sein Unterricht war zu vortrefflich, als daß nicht auch adeliche Häuser sich hätten entschließen sollen, ihre Sprossen daran Antheil nehmen zu lassen. Der Zulauf der Jugend von allen Ständen ward allmählig so groß, daß der Heilige sich öfters gezwungen sah, seine Schulen an geräumigere Plätze zu übertragen, und mit Bewilligung des Pabstes Klemens des Achten eine Versammlung der Geistlichen zu errichten, die sich blos mit dem Schulwesen beschäftigen sollten.

Je ausgebreiteter sein Ruhm ward, desto eifriger bestrebten sich auch auswärtige Staaten um die frommen Schulen. Und da Joseph die Früchte seines Erziehungseifers weit herum reisen sah, so faßte er den Entschluß, den unter seiner Leitung eingeführten Versammlungen der geistlichen Lehrer gewisse Satzungen vorzuschreiben, und einen Orden zu stiften, dessen vornehmste Pflicht die Erziehung der Jugend seyn sollte. Anfangs thaten sich zwar seinem gottseligen Vorhaben einige Schwierigkeiten hervor, wie es gemeiniglich bey Geschäften zu geschehen pflegt, die auf Stiftungen neuer Orden hinauslaufen; aber nachdem alles von der Nutzbarkeit dieser Stiftung überzeugt war, gewann er seine Versprecher selbst zu Freunden und Beförderern seines frommen Entschlusses. Pabst Gregor der Fünfzehnte genehmigte

die

die Satzungen, und erwies dem neuen Orden nebst seinem höchsten Wohlwollen auch unzählige Gnaden und Wohlthaten. Dieses in jedem Betracht so gemeinnützige Institut dehnte sich in den Folgen so weit aus, daß Joseph würdige Söhne auch heut zu Tage noch eine sehr beträchtliche Anzahl Schulen in sehr vielen deutschen Städten mit unbeschreiblichem Nutzen der Jugend, der Aeltern und des Staates zu ihrem und ihres Stifters unverweslichen Ruhme besitzen.

Zweyter Theil.

Joseph von Kalasanz widmete sich durch die Erziehung der Jugend dem allerbeschwerlichsten Geschäfte.

Joseph von Kalasanz hat sich also unstreitig dem allerwichtigsten Geschäfte unterzogen, da er so vortreffliche Anstalten zur Erziehung der Jugend gemacht hatte. Aber eben darum hat er sich auch dem allerhärtesten Geschäfte gewidmet. Freunde! was ich von den Beschwerden des Erziehungsgeschäftes sagen werde, verdient so mehr Glauben, weil ich von der eigenen Erfahrung rede. Sieben volle Jahre verwies mich der Ordensgehorsam an dieses Geschäft, und ich mußte gleichsam von Anfang auf dienen. Hier hatte ich Gelegenheit zu erfahren erstens, daß das Erziehungsgeschäft in seiner Natur das beschwerlichste ist, zweytens, daß die Beschwerden desselben durch die Aeltern selbst noch vergrössert werden.

Das Erziehungsgeschäft ist schon in seiner Natur das allerbeschwerlichste. Diesen Satz zu erweisen, könnte ich mich auch auf die Erfahrung solcher Aeltern berufen,

rufen, die pflichtmäßig an der Bildung ihrer Kinder arbeiten. Diese müßten mir es betheuern, daß die regelmäßige Erziehung eines einzigen Kindes mehr Fleiß und Aufmerksamkeit erfodere, als die wichtigsten Hausgeschäfte. Allein die häusliche Erziehung ist bey weitem nicht mit so vielen Beschwerden verbunden, als die öffentliche, die den Kindern auf Schulen beygebracht werden soll. Man hat zu Hause seine eigenen Kinder, die man nach ihrer Naturanlage besser kennt, und leichter übersehen kann, als in einer Schule, wo ein wahres Mengsel von Kindern zusammen zu kommen pflegt.

Denken wir uns nur in eine Schule hinein, wo ein Schwarm Kinder von verschiedenem Stande, Alter, Temperamenten und Fähigkeiten sich versammelt; wie äusserst hart muß es für einen Lehrer seyn, alle auf gleiche Weise gut (dieß erwarten wenigstens alle Aeltern) oder doch so zu bilden, daß aus einem jeden das werde, was es nach dem Verhältnisse seines physischen und moralischen Talentes werden könnte! — Das eine kömmt aus dem Schoose der Mutter mit einer verzärtelten Seele; das andere aus der Kindsstuben mit thörichten Fabeln und Märchen und einer Menge pöbelhafter Alltagssprüche seiner Wärterin; dieses von der Gasse mit verderblichen Grundsätzen und schon ausgearteten Neigungen; jenes vom Lande mit der ganzen Rohheit seiner Natur: einige sind von Natur dumm, und für den Unterricht unempfänglich; andere zu träge, und wollen ihn nicht fassen; viele zu flatterhaft, und behalten ihn nicht. Und damit ich alles kurz zusammenfasse, so stehen unter der bildenden Hand des Lehrers fast eben so viele andere Genies, als Köpfe in der Schule sind.

Nun denke man sich die Beschwerden, die ein Lehrer bey so vielen ungleichen Köpfen und Herzen auszustehen hat! — Wie schwer muß es einem gesetzten Manne fallen, wenn er gleichsam selbst wieder ein Kind werden soll, um nützlich mit Kindern umgehen zu können? — Wie äusserst hart muß es seyn für ihn, sich einer ganzen Schule so mitzutheilen, daß er einem jeden etwas anders, und doch allen alles werde? — Er soll die litterarische und sittliche Naturanlage eines jeden kennen lernen, alle Bedürfnisse jedes Genies erforschen, alle Handlungen beobachten, und die Kunst wohl verstehen, jedes Subjekt nach seinen natürlichen und politischen Verhältnissen zu behandeln.

Freunde! was glaubt ihr wohl, daß dazu erfordert werde? — So viel Einsicht wird wohl ein jeder haben, daß ein gemeiner Fleiß hiezu nicht hinlänglich sey. Nein! er ist es nicht; sondern es wird die genaueste Menschenkenntniß, die feinste Politik, der schärfste Beobachtungsgeist, ein stetes Nachdenken, eine eisene Geduld, recht viel Klugheit und Bescheidenheit erfordert. Und was ein Lehrer sich hauptsächlich muß angelegen seyn lassen, so muß er seinen Zöglingen immer die besten Beyspiele geben — denn diese sind gleichsam der Spiegel, der ihnen das Bild entwirft, das sie sich eigen machen sollen; der Lehrer muß sich daher besonders Gewalt anthun, vor seinen Schülern nie eine Handlung blicken zu lassen, die mit seinem moralischen Unterrichte im Widerspruche steht. Widrigenfalls würden alle seine Worte unwirksam seyn, wenn sie auch an sich die kräftigsten wären.

Ueberhaupt muß ein Lehrer, wenn er anders den Pflichten seines Amtes Genüge leisten will, sich zu vielen Unannehmlichkeiten bequemen, so viele Vergnügungen auf-

aufopfern, so viele Tage in Unruhe und so manche Nächte sogar schlaflos zubringen, daß derjenige, der sich dem Lehramte widmen will, die Stärke seines Geistes, und die Festigkeit seines Körpers wohl prüfen darf, ob er im Stande ist, die Beschwernisse des Erziehungsgeschäftes auszuhalten, oder nicht, besonders da diese durch die Aeltern selbst recht merklich vergrössert werden.

Die Beschwerden des Erziehungsgeschäftes werden durch die Aeltern selbst noch vergrössert. Ja, so ist es, Aeltern! durch euern Unverstand und eure Sorglosigkeit werden die Beschwerden des Erziehungsgeschäftes den Lehrern in unerträgliche Lasten verwandelt. Diesen Vorwurf will ich eben nicht allen Aeltern machen. Denn es giebt auch hier in unserm hochfürstlichen Stifte Aeltern, die ihren Kindern eine recht vortreffliche Erziehung geben, und den Lehrern die Mühe durch ihren Fleiß so ziemlich erleichtern. Aber es giebt doch auch welche, die ihre Kinder zu Hause fast ganz ohne Zucht aufwachsen lassen, und es sogar nicht leiden können, wenn der Lehrer sie nach allen fruchtlos gemachten gütlichen Versuchen mit Ernste behandelt.

Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Lehrer, der sich nebst der moralischen Bildung auch noch mit der litterarischen abgeben muß, in beyden Fachen alles leisten kann, was er leisten soll, wenn die Aeltern ihm nicht unter die Arme greifen, oder wohl gar seinem Unterrichte zu Hause entgegen arbeiten. Es ist unmöglich, sage ich, daß die öffentliche Erziehung, alles Fleißes des Lehrers ungeachtet, den erwünschten Erfolg haben kann, wenn nicht die Privaterziehung genau damit übereinkömmt. Wenn die Aeltern das Gebäude der Sittlichkeit

bey ihren Kindern nicht regelmäßig fortführen helfen, oder wieder einreissen, was der Lehrer aufbaut: so wird es ewig nicht zu Stande kommen, und das jetzt lügenhafte, oder diebische, oder faule, oder zornige Kind wird einst ein Mann in allen diesen Lastern werden.

An solchen Aeltern aber mangelt es der heutigen Welt eben nicht, die den Lehrern ihre Pflichten durch ihre Fahrläßigkeit erschweren. Kömmt das Kind aus der Schule, so machen sich's einige Aeltern sogar zur Pflicht, ihm jede selbst beliebige Unterhaltung zu verschaffen, um, wie sie sagen, den Bogen nicht zu überspannen, wenn sie es immer einschränken würden. Aeltern! ich bin auch nicht der Meynung, daß man die Jugend, wie den Vogel in dem Käfig, immer einsperren, oder im Gängelwagen führen soll. Nein! man muß ihr auch eine mäßige Freyheit, Ergötzung und Aufheiterung gestatten, sonst wird sie schwermüthig, träg, lästig, und zum gesellschaftlichen Leben untüchtig. Aber man muß dabey nicht vergessen, eine solche Auswahl unter den Ergötzungen zu treffen, wodurch das Kind nicht nur nicht schlimmer, sondern vielmehr besser wird. Die Aufheiterung soll zwar den Geist ein wenig zerstreuen, aber zum ersten Denken nicht untüchtig machen; sie soll der Weisheit und Tugend nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr förderlich seyn; sie soll die Gottseligkeit aus dem jungen Herzen nicht nur nicht verdrängen, sondern es vielmehr damit bereichern. Wenn die Aeltern sich alles dieß recht angelegen seyn lassen, so wird dem Lehrer die Bildung ihrer Kinder leicht werden, weil diese täglich von Hause mit neuem Zuwachs an Weisheit und Gottseligkeit in die Schule kommen werden.

Wenn aber die Aeltern das Kind solchen Ergötzungen überlassen, wodurch es täglich zu neuen Unarten und Ausschweifungen verleitet wird, wenn sie es ohne Unterschied an allen Gesellschaften und Zerstreuungen Theil nehmen lassen, wenn sie ihm zu Hause nichts als Beyspiele der Thorheit und des Lasters zeigen, wenn sie es seiner eigenen Leitung oder der Aufsicht schlechtdenkender Personen überlassen, wenn es täglich mit einem Kopf voll schädlicher Grundsätze, und einem Herzen voll gährender Leidenschaften in die Schule kömmt, so ist es ja äusserst verdrüßlich für den Lehrer, wenn er die Früchte seines Schweißes durch die Sorglosigkeit der Aeltern so sehr verwüstet sieht. Es ist eine halsbrechende Arbeit für ihn, wenn er durch seinen einzigen Fleiß alles wieder gut machen soll, was lüderliche Aeltern verderbt haben.

Weil aber auch ein solches Kind nur desto unbeugsamer wird, je mehr es in der Bosheit zunimmt, und der Lehrer doch gerne seine Pflicht thun möchte: so sieht er sich endlich nothgedrungen, es mit Schärfe an seine Pflichten zu weisen. Allein hier greift er den Aeltern ins Herz. Der Knabe kömmt gähling mit weinenden Augen nach Hause, und plötzlich entsteht in dem Busen der Mutter ein so heftiges Feuer, das Niemand zu löschen im Stande ist. Sie schmeichelt, sie liebkoset das Kind, und flucht, und lästert, und raset über den Lehrer, als wenn er sich wider die ganze Menschheit versündiget hätte, weil er dem bösen Buben eine unfreundliche Miene gemacht hat.

Wie, Freunde! soll dieß einem Lehrer nicht wehe thun, wenn sein Erziehungsgeschäft, das schon in seiner Natur das allerbeschwerlichste ist, durch den Unver-

stand und die Sorglosigkeit mancher Aeltern beynahe ganz unerträglich gemacht wird? —

Nun sehet, alle diese Beschwernisse mußte Joseph von Kalasanz nach ihrer ganzen Schwere empfinden. Leset, ich bitte euch, hierüber seine Geschichte, und ihr werdet euch der Thränen kaum enthalten können, wenn ihr alle die Widerwärtigkeiten darin lesen werdet, die der heilige Stifter der frommen Schulen bey einem so heilsamen Geschäfte ausgestanden hat. Ich würde länger als eine Stunde sprechen müssen, wenn ich sie alle nach ihrer Grösse und Verschiedenheit schildern wollte. Denn, so viel ich in einem kurzen Zeitraum von ihr lesen konnte, so waren die Beschwerden, welche die Erziehung roher Jugend von Natur mit sich bringt, zwar groß, aber in Rücksicht derjenigen, die er von aussen auszustehen hatte, doch unbedeutend. Der Neid wegen des guten Fortgangs seines gottseligen Geschäftes streckte allenthalben sein Haupt empor, und suchte durch allerley gleißnerischen Vorwand seine besten und größten Freunde wider ihn aufzubringen, anderer Verläumdungen und Verfolgungen nicht zu gedenken, die er von eigenen Aeltern und Viertheilschulmeistern zu leiden hatte.

Aber was selbst viele seiner Brüder auszuharren nicht im Stande waren, das erwarb Joseph mit einer beyspiellosen Geduld und Standhaftigkeit. Er sah es nur gar zu wohl ein, daß die wichtigsten Geschäfte auch mit den größten Schwierigkeiten verbunden wären. Trotz aller Verleumdungen und Verfolgungen leitete er doch unter Gottes Beystand das so wichtige als harte Geschäft der jugendlichen Erziehung zu dem erwünschten Ziel, an dem seine Brüder, der immer neuaufstoßenden

Be-

Beschwerden ungeachtet, muthig fortarbeiten, und dadurch der ganzen Welt beweisen, daß sie Männer sind, die aus Liebe zu Jesu, aus Zärtlichkeit gegen die Jugend, aus Freundschaft gegen die Aeltern, und aus patriotischem Gefühle für den Staat keine Beschwernisse achten.

Beschluß.

Aeltern! was wird nun eure Pflicht seyn, wenn ihr das grosse Geschäft überleget, das Joseph von Kalasanz um euer und eurer Kinder willen begonnen, und seine rastlosen Söhne mit so warmem Eifer fortsetzten? fühlet ihr sie nicht, die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Mann, der sich aus Liebe zu euch und eure Kinder dem allerwichtigsten und allerbeschwerlichsten Geschäfte unterzogen hat — einem Geschäfte, woran euer und eurer Kinder Wohl, und das allgemeine Beste der ganzen bürgerlichen Gesellschaft abhängt — einem Geschäfte, sage ich, das schon an sich selbst äusserst beschwerlich ist, und durch euch selbst noch beschwerlicher wird? — fühlet ihr sie nicht, die Pflicht der Hochschätzung gegen seine würdigen Söhne, die heute noch so unermüdet in diesem so wichtigen und harten Geschäfte fortarbeiten, und euch gute Kinder, und der Gesellschaft nützliche Bürger bilden? — Erkennet aber auch ihr, Jünglinge! das Wichtige und Beschwerliche eurer Erziehung? — fühlet ihr auch die Pflicht, euern Lehrern ein solches Geschäft durch euer Wohlverhalten leicht und angenehm zu machen? — O ja! gewiß sind Aeltern und Kinder davon überzeugt, daß Joseph von Kalasanz und seine Söhne ihnen durch ihre so schönen Erziehungsanstalten eine solche Wohlthat erwiesen haben, die ein ewiges Denkmal in ihren Herzen verdient.

Nun so leget denn auch heute an dem feyerlichen Gedächtnißtage dieses grossen Kinderfreundes mit möglichster Andacht das Opfer eurer Dankbarkeit auf den Altar; aber vergesset nicht dabey eures gnädigsten Fürsten, der nach dem edeln Beyspiele höchst seiner unsterblichen Vorfahren für eure Jugend väterlich fortsorget, und diese würdigsten Männer da zu euerm und eurer Kinder zeitlichem und ewigem Wohl mit so kostspieligem Aufwande ernähret. Bethet, daß Gott das Hochfürstliche Stift noch ferners segnen wolle, damit die frommen Schulen immerhin aufrecht erhalten, und auch ihr in euern Kindern möget gesegnet werden. Schätzet die braven Männer, die wirklich mit der Erziehung eurer Jugend beschäftiget sind, unterstützet ihre Kräfte zu Hause durch euern Erziehungsfleiß, und wirket nachdrücklich zur Verrichtung eines Geschäftes mit, auf dem eure und eurer Jugend irdische und überirdische Glückseligkeit beruht! — Euch aber, Jünglinge! rufe ich mit den Worten des Weisen zu: Höret den Unterricht eurer Erzieher, und neiget eure Ohren zu ihren Reden. Lasset sie nicht aus euern Augen, behaltet sie mitten in euren Herzen; denn sie sind denen, die sie finden, das Leben, und ihrem ganzen Leibe Gesundheit. Amen.

Auf das Fest des heiligen Benedikts.

Sieh! wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt. Matth. XIX. 27.

Eingang.

Es ist eitel Vorurtheil AA, wenn man glaubt, der Mensch könne nichts zum allgemeinen Besten der Menschheit beytragen, der sich einige Schritte weiter von der Welt entfernt, und sich eine Lebensart wählt, die den Bedürfnissen seiner Seele, und dem Geiste des Evangeliums angemessener ist. Dieses unter den heutigen Weisen der Welt so herrschende Vorurtheil, womit sie sich seither die zügellosesten Ausdrücke wider die evangelischen Stände erlaubten, widerlegt Jesus durch sein selbsteigen Beyspiel. Er stieg zwar vom Himmel auf die Welt hernieder, aber nicht in der Absicht, um sich mit ihr genauer über ihre Geschäfte zu verbinden, oder einen vertrautern Umgang mit ihr zu pflegen. Er entfloh vielmehr in die abgelegensten Wüsteneyen, wenn er merkte, daß die Welt einen gemeinschaftlichern Umgang und eine engere Verbindung mit ihm suchte. Diejenigen, welche seine Jünger und Nachfolger werden wollten, mußten, wie sie es in meinem Texte betheuern, alles verlassen, und sich und ihr ganzes Herz von der Welt losreißen. Und ungeachtet dessen wird doch Nie-

mand behaupten, Jesus und seine Jünger seyen keine gemeinnützige Leute gewesen. Vielmehr wird ein jeder in der Schrift die glänzendsten Züge ihrer Gemeinnützigkeit für die Religion und den Staat finden, so daß man billig sagen kann, Jesus und seine Jünger haben der Welt um so mehr genützt, je weniger sie mit ihr verstanden waren.

Eben dieses, A. A, was ich von Jesu und seinen Aposteln gesagt habe, läßt sich auch von dem heiligen Benedikt sagen, dem grossen Stifter eines der ersten und gemeinnützigsten Ordensstände, zu dessen feyerlicher Verehrung wir uns heute in diesem Reichsfürstlichen Gotteshause befinden. Dieser edle Mann, den mehr seine natürliche Neigung zur Tugend, als sein hohes Geblüt adelte, vergaß ganz auf sein adeliches Herkommen, ganz auf alle Gemächlichkeiten dieses Lebens, ganz auf sich selbst, und wählte sich in der hoffnungsvollesten Blüthe seiner Jahre eine von allem menschlichen Umgange abgesonderte Lebensart, eine wilde Höhle zu seinem Aufenthalte. In einer solchen Entfernung von Menschen und bey der äussersten Dürftigkeit, wer sollte es glauben, daß Benedikt der Welt so viele und grosse Früchte der Gemeinnützigkeit hätte bringen können? — Und doch wird es uns der Erfolg seiner Geschichte zeigen, daß, ungeachtet er auf alles, was Welt heißt, Verzicht gethan hatte, und mit Wahrheit sagen konnte: Sieh, Herr! ich habe alles verlassen, und bin dir nachgefolgt, er in der Einöde der Welt mehr genützt habe, als wenn er in und mit ihr gelebt hätte. Ich werde daher nicht irren, wenn ich sage: Benedikt hat dadurch, daß er die Welt verlassen, und Jesu nachgefolgt ist, der Welt am allermeisten genützt. Und zwar

I. Der Kirche,
II. Dem Staate.

Erster Theil.

Der größte Nutzen für die Kirche wird derjenige seyn, der den weisen Absichten ihres göttlichen Stifters gemäß ist. Seine Absichten aber gehen dahin, daß schon auf Erde nur ein Hirt und ein Schaafstall werde. Er will, daß sein Evangelium allenthalben bekannt, und die Zahl seiner Gläubigen vermehret werde; er will aber auch, daß seine Kirche an vollkommenen Christen wachse, an solchen nämlich, die buchstäblich nach dem Evangelium leben. In dieser Hinsicht erweckte Gott allzeit Männer, welche den Absichten des göttlichen Kirchenstifters gemäß arbeiteten, und worunter der heilige Benedikt allerdings einer der eifrigsten war. Denn durch ihn erhielt die Kirche Gottes 1) Christen, 2) vollkommene Christen.

So weit auch der Schall der Apostel und ihrer Mitarbeiter sich in Ausbreitung des Evangeliums verbreitet hatte, und so sehr auch die Früchte ihres apostolischen Eifers zur Reife gediehen waren, so blieb doch immerhin in allen Weltgegenden ein sehr grosses Stück Arbeit in dem Weinberge des Herrn für ihre Nachkömmlinge übrig. Eben zur Zeit, als Benedikt die Einöde bezog, schmachteten noch die ansehnlichsten Völker der Welt in dem betrübtesten Zustande des Un- und Aberglaubens. Gott! welches Christenherz muß nicht bis zur gefühlvollesten Dankbarkeit für die Gnade des wahren Glaubens gerührt werden, wenn es die Blindheit dieser Völker in der Geschichte liest? — Die gebildete Vernunft muß sich darüber entsetzen, wenn es die

pos-

possirlichen Menschenwerke statt der wahren Gottheit auf ihren Altären erblickt; Schauder muß das Gefühl des wahren Tugendkenners durchströmen, wenn er unter ihrem Bilde die widernatürlichsten Laster, alles als Tugend, nur die Tugend allein nicht, alles als Gott, nur Gott allein nicht, auftreten sieht?

In einer so bedaurungswürdigen Lage traf der heilige Mann den Ort an, wo er die glückseligste Wiege seines Ordens errichten wollte. Wie ward er nicht gerührt, als er bey dem ersten Besuche des Berges einen Tempel, und in diesem einen dem Götzen Apoll geweihten Altar erblickte! — Wie börstete nicht sein Herz, als er die abergläubischen Zeremonien bemerkte, womit die Nachbarschaft dieses Götzenbild verehrte! — Erhitzt vor Eifer für die Ehre des wahren Gottes stürzt er den Götzen zu Boden, zerstört den Altar, und weiht den Tempel der Anbetung der wahren Gottheit. Freylich mußte ein solches Verfahren den Abgöttern fremd vorkommen, und widrige Empfindungen in ihnen verursachen. Aber Benedikt gewann durch sein menschenfreundliches Benehmen ein solches Uebergewicht über ihre Herzen, daß sie ihren Irrthum erkannten, dem Götzendienste abschwuren, und in dem Schoose der Kirche Jesu ihr Heil suchten. Dieß war die erste glückselige Beute, welche Benedikt der Hölle entrissen, und dem Himmel zugeführt hatte.

Wenn wir aber die glücklichen Eroberungen erwägen, welche Benedikt durch seine Söhne sowohl in den mittäglichen als nördlichen Provinzen für die Kirche Gottes gemacht hat, so muß ich eben dieß von Benedikten sagen, was der heilige Paulus einst von sich gesprochen hat, daß er nämlich mehr in den Evangelien gear-

gearbeitet habe, als alle andere. Wem hat unser christliches Schwaben seine gottseligen Triebe der Religion und der Sittlichkeit zu danken, als einem Sohne Benedikts, einem heiligen Sigisbert? — Wer hat in Schweden, Dännemark, Norwegen, Pomern, Preußen die Kirche und das Reich Gottes gepflanzt, als die Söhne Benedikts, die Heiligen Adalrikus, Otto und Gaudentius? — Und heut zu Tage giebt es noch Söhne Benedikts, die das unermessliche Verdienst ihres heiligen Vaters um die Kirche Gottes erhöhen, und durch ihren Seeleneifer das Christenthum in den Herzen der Gläubigen fortpflanzen helfen, daß es also immer wahr ist, daß die Kirche Gottes durch Benedikten auch jetzt noch Christen erhält.

Aber dahin allein ließ sich der Eifer Benedikts nicht einschränken, daß er der Kirche Gottes nur Christen gab, sondern er wollte ihr auch vollkommene Christen geben, die nicht gerade bey den allgemeinen Christenpflichten stehen blieben, sondern noch weiter giengen, und sich auch das zur Verbindlichkeit machten, was Jesus in seinem Evangelium nur rathsweise vorträgt, und seinen Bekennern empfiehlt. Die Vollkommenheit, zu der alle Christen, wessen Standes sie auch immer seyn mögen, verbunden sind, ist noch lange nicht die evangelische Vollkommenheit. Diese hält nicht nur die Gebothe Gottes aufs allerstrengste, sondern sie beobachtet auch die guten Räthe, die in dem Evangelium enthalten sind, oder besser zu reden, sie beobachtet das ganze Evangelium. So unbegreiflich auch diese evangelische Lebensart der verzärtelten Welt scheinen mag, so hatte doch Benedikt nichts geringers in den Plan seines gottseligen Vorhabens eingeschlossen, als sie zum Grunde seines Ordensgebäudes zu legen. Um die Lebensart

der

der Einsiedler, die ganz besondere Geistes- und Leibeskräfte erforderte, und für schwächere Naturen zu hart war, gemeinnütziger zu machen, und den Geist des Evangeliums auf mehrere Herzen zu verbreiten, gab er sich die Mühe, die evangelische Vollkommenheit auf gute und praktische Satzungen zu bringen, die von einer grössern Anzahl Menschen konnten begriffen, und in Ausübung gebracht werden.

Und in der That sah Benedikt in kurzer Zeit die Früchte seines evangelischen Eifers recht segensvoll blühen. Schnell, wie ein Strom, riß diese Lebensart die jungen Leute aus den Palästen und Hütten in die Einöde fort. Jünglinge vom besten Herkommen, die von Jugend auf alle Süssigkeiten eines gemächlichen Lebens geschmeckt hatten, strömten schaarenweise zu Benedikten hin, um unter seiner weisen und geistvollen Führung Schüler des Evangeliums, und vollkommene Glieder der Kirche Gottes zu werden. Wie ein Fluß, der sich in viele Arme theilt, weit und breit alle Gegenden befeuchtet und fruchtbar macht, so theilte, und verbreitete sich der Geist Benedikts, daß nun beynahe weit und breit in der Welt keine Gegend mehr ist, wo nicht eine beträchtliche Anzahl Menschen davon beseelt, und das Wachsthum der Kirche Gottes an vollkommenen Christen befördert wird.

Und wem muß die Kirche Jesu eine so reiche Beute an Christen danken? — wem — als der stillen Einsamkeit? — diese war es, und ist es noch, wo solche Männer zur Ehre und zum Nutzen der Kirche Gottes gebildet werden. Hätte es nicht Leute gegeben, und würde es jetzt keine mehr geben, die um Christi willen alle zeitliche Dinge für Koth achteten, von allen uneigen-

gennützigen Absichten frey wären, und ihren ganzen Gewinn darin suchten, sich für die Kirche und das Heil der Menschen aufzuopfern, so würde es mit der Religion ziemlich finster aussehen. Gewiß, Leute, die mit der Welt leben, in der Welt groß werden wollen, und nur für ihren Speicher und Beutel sorgen, werden sich ewig keinem Geschäfte unterziehen, die ihre zeitlichen Absichten nicht begünstigen. Noch weniger kann sich die Kirche unter dem Geräusche der Welt Christen versprechen, die das Evangelium nach dem ganzen Inhalte seines Geistes beobachten. Denn es steht geschrieben, daß der Geist Gottes und seine Salbungen nicht in das Herz eingehen werden, das in tausend Weltsorgen verwickelt ist. Indessen ist die Welt auch nicht um den evangelischen Geist bekümmert, sondern weist ihn schlechterdings in die vier Mauern der Klöster hinein. Aber eben dieß ist es, über welches ich schon öfters nachgedacht habe, daß nämlich das Evangelium niemals nach seinem ganzen Inhalte wäre beobachtet worden, wenn nicht gleich aus der Wiege des Christenthums Leute aufgestanden wären, die sich der Einsamkeit gewidmet, und das Evangelium nach seiner ganzen Vollkommenheit ausgeübt hätten. Eben dieß ist es, was ich mir in meinem ersten Theile zu beweisen vorgenommen habe, daß Benedikt dadurch, daß er die Welt verlassen, und Jesu nachgefolgt ist, der Welt am allermeisten genützt habe, und zwar nicht nur allein der Kirche, sondern auch dem Staate.

Zwey-

Zweyter Theil.

Ein jedes Staatsglied kann dem Staate auf dreyerley Art nützen, je nachdem es sich einem dem Staate nützlichen Fache widmet. Verlegt sich einer auf solche Gewerbe, wodurch dem Staate ein ergiebiges Nahrungszweige zuwächst, so nützt er im Nährstande; widmet er sich den Künsten und Wissenschaften, und sucht sie unter seine Mitbürger zu verbreiten, so nützt er im Lehrstande; vertheidigt er den Staat wider seine sowohl innerlichen als äusserlichen Feinde, so nützt er im Wehrstande. Benedikt leistete seine Dienste in allen drey Ständen, und verdient daher ein gemeinnütziger Mann genennt zu werden. Er leistete seine Dienste 1) im Nährstande, 2) im Lehrstande, 3) im Wehrstande.

Wie hoch schätzt man nicht den Mann, der dem Staate einige Vortheile verschafft, der z. B. den Ackerbau um ein paar Schuhe erweitert, ein abgetriebenes Wäldchen wieder anpflügen läßt, ein handbreites Moos austrocknet, oder eine steckende Fabrike wieder in den Gang bringt? — Und es ist auch recht, daß man solche Männer schätzt; denn sie haben immer ihr Verdienst um den Staat weit mehr, als diejenigen, die nur von Gemeinnützigkeit schwätzen, aber ihre Hände in den Schoos legen. Indessen sind doch alle diese Verdienste in Vergleichung jener, welche Benedikt und seine Söhne sich um den Staat erworben haben, nur als Kleinigkeiten anzusehen. Gewiß, wenn wir alle die Gegenden von Occident bis Mittag, und von Mittag bis Norden betrachten, so müssen wir sagen, daß Benedikt nicht nur ein Vermehrer, sondern ein Stifter der Staaten war,

war, worin eine unzahlbare Menschenmenge heut zu Tage noch ihr gutes Stück Brod findet. Wie viel unbewohnte Berge, wie viele Wildnisse, wie viele wasserlose und ausgedorrte Strich Landes haben nicht die Söhne Benedikts zuerst bewohnt? wie viele haben sie von schädlichen Thieren gereinigt, und zu Menschenwohnungen gemacht? — wie viele angebaut, und durch den Schweiß ihres Fleißes fruchtbar gemacht? — was war selbst dieser Ort, das Stift, wo jetzt alle Gattungen der Gewerbe, des Handels und Wandels getrieben werden, vor der Stiftung dieses berühmten, reichsfürstlichen Gotteshauses? — Die ganze Lage, so gebildet sie auch jetzt aussieht, erweckt keinen andern Begriff in uns, als daß eben dieser Platz ein tiefes Moos, ein Sumpf, eine mit Distel und Dornen verwilderte Gegend war. Und was ist sie jetzt? — ein bearbeitetes, bepflanztes, und bevölkertes Stück Landes, wo eine ganze Nachbarschaft ihre Nahrung findet? — O! daß doch alle, die da ihr Stückchen Brod genießen, sich bey jedem Bissen mit Dankbarkeit erinnerten, daß sie den Schweiß Benedikts und ihrer Söhne genießen!

Was soll ich erst von der Nutzbarkeit sagen, welche die Stiftungen Benedikts dem Staate in der Hinsicht bringen, daß sie Zufluchtsorte der hilflosen Jugend, und Brodhäuser der Armen sind? — Wie viele Jünglinge finden nicht in diesen Stiftern ihren Beruf und manchmal auch ihren lebenslänglichen Unterhalt! — Unsere Glaubensgegner selbst sehen dieß als einen ausserordentlichen Vortheil für Katholiken an, und bedauern die durch die sogenannte Reformation zerstörten Stiftungen und Klöster bloß deßwegen, weil ihnen dadurch die schönsten Gelegenheiten entrissen sind, ihre Kinder hinlänglich zu versorgen. Wie viele Künstler und Hand-

werker haben nicht da ihr tägliches Verdienst! wie viele Arme stillen nicht da ihren Hunger! — wie viele Wittwen und Waisen finden nicht Unterstützung! — Und doch schreyt und lärmt man so sehr über die vielen Klöster. Und wer sind diejenigen, die sich so sehr darüber abhärmen? — meistens solche Leute, die ihr ganzes Glück und Aufkommen den Klöstern zu danken haben.

Aber auch der Lehrstand muß Benedikten und seinen Söhnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihnen das Verdienst danken, so sie sich im Fache der Wissenschaften erworben haben. Einem Staate ist vorzüglich an der Bildung seiner Jugend gelegen, und er kann nicht zu allen Grundsätzen gleichgültig seyn, welche den jungen Staatssprossen in den ersten Jahren eingeflößt werden. Denn schon in der ersten Erziehung liegt die Hoffnung und das Glück, das sich das Vaterland von dem jungen Bürger verspricht. Deßwegen dringt der heilige Paulus in dem Briefe an die Epheser so sehr darauf, daß sie ihre Jugend in der Lehre und Zucht des Herrn erziehen sollen; weil von der jugendlichen Erziehung nicht nur das Schicksal der Jugend selbst, sondern des ganzen Vaterlandes abhängt.

In dem Erziehungsfache zeichnete sich Benedikt besonders aus, und eine Menge junger Leute wetteiferten um seine Schulen. Die adelichsten Häuser von Rom gaben ihm ihre Kinder zu erziehen, worunter besonders Maurus und Placidus, zween in der Folge seiner eifrigsten Schüler, die merkwürdigsten sind. Freylich war dortmals die jetzige Erziehungsmethode noch nicht gebräuchlich, daß man das Kind zuerst zum Geographen, Mathematiker, Tänzer und Fechter bildete, ehe man einen Christen aus ihm machte; sondern Benedikt hielt

sich

sich genau an die Vorschrift des Weisen, und legte die Furcht Gottes zum Grunde der Erziehung, und bildete aus seinen Zöglingen zuerst gute Christen. Und so findet man heut zu Tage noch allenthalben, wo man Stiftungen Benedikts antrift, auch Erziehungsschulen für Kinder. Selbst das hiesige hochfürstliche Stift ist ein redender Beweis hievon. Die Schulen für den jungen Adel und Kinder von allen Ständen werden hier mit vielen Kosten unterhalten, und einem jeden mit vielem Eifer so viel für seine Jugend beygebracht, als ihm nach seinem Stande zu seiner fernern Bestimmung nützlich, oder nothwendig ist.

Werfe ich endlich einen Blick auf jene finstere Zeiten zurück, wo Unwissenheit sich mehr, als jemals des menschlichen Verstandes bemächtiget hatte, so muß ich sagen, daß die Söhne Benedikts die einzigen waren, die noch hell dachten, und in der Folge Licht über den Verstand verbreiteten. Sie stifteten das Reich der Wissenschaften gegen Norden; sie erhielten solches beynahe ganz allein unter allen Abwechslungen der Zeiten, Sitten und Staaten; sie entrissen dem Raube der Zeiten und schwärmenden Völker die kostbarsten Urkunden sowohl von den goldenen Zeiten des Heidenthums, als von den berühmtesten Jahrhunderten des heiligen Christenthums; sie säuberten diese Schätze der Litteratur vom Unflatze der gothischen Unwissenheit, und gaben ihnen einen neuen Glanz. Kurz, die ganze gelehrte Welt muß diesen Männern heute noch dankbar seyn, daß sie die Quelle offen erhalten haben, woraus alle Gelehrte der folgenden Jahrhunderte geschöpfet haben. Sogar diejenigen selbst müssen dieß bekennen, welche in den Klöstern überhaupt nichts als Dummheit finden wollen. Und die ganze menschliche Gesellschaft muß es

sagen, daß sich Benedikt und seine Söhne unvergeßliche Verdienste um das Fach der Wissenschaften gesammelt haben.

Der dritte Stand, der einer bürgerlichen Gesellschaft wegen des frostigen Mein und Dein zu allen Zeiten nothwendig war, ist endlich der Wehrstand. Für diesen hat Benedikt nicht minder, als für die übrigen Stände sein Verdienst, wenn man ausser den Ueberbleibseln der alten Grausamkeit, ausser dem Morden und Blutvergießen auch noch gelindere Mittel zuläßt, wodurch das Völkerrecht, die Thronen der Fürsten und die Sicherheit der Staaten erhalten werden. Freylich zogen Benedikt und seine Söhne nicht mit Harnisch und Schild ins Feld, sondern bedienten sich vorzüglich nur solcher Waffen, ohne welche selbst das Schwerd des tapfersten Kriegers stumpf wird, und mit denen öfters der schwächste Feind die zahlreichesten Kriegsheere über den Haufen geworfen hat; jener Waffen, sage ich, mit denen Judith den Arm stärkte, womit sie dem Heerführer der Assyrier, dem Holofernes das Haupt abschlug, und Bethulien von der Belagerung befreyte. Der Schild des Glaubens, und die Waffen des Gebeths waren es, womit Benedikt und seine Söhne die Thronen der Könige gestützt, und den Segen des Himmels über ganze Königreiche erfochten haben.

Dazu kam noch ihr Ansehen, welches nicht minder die Tyrannen besänftigt, den schwärmenden Völkern Grenzen gesteckt, und so vielen ansehnlichen Staaten die Ruhe geschenkt hatte. Sehen wir hin, A A, in die Zelle Benedikts, und wir werden einen stolzen Ueberwinder zu seinen Füssen erblicken. Dort liegt er, der Gothenkönig — Totila — wie Saulus durch die

Wol-

Wolkenstimme, so liegt er durch den Anblick Benedikts zur Erde hingestreckt, und hört ehrfurchtvoll die gerechten Vorwürfe seiner Grausamkeiten aus dem Munde des Heiligen. In welche Verwirrungen wurde nicht Europa durch die Zwistigkeiten versetzt, in welche der fromme Ludwig mit seinen Söhnen verwickelt ward? — und der weltberühmte Raban versöhnte die entzweyten Herzen, und verschaffte ganz Europen den goldenen Frieden. So könnte ich noch viele Söhne Benedikts herzählen, die von den verwichenen Jahrhunderten als die beste Gabe der Vorsicht gehalten wurden — Männer, die sich in den betrübtesten Zeiten der menschlichen Ausschweifungen der Empörungssucht der Könige und Völker mit Muth und Standhaftigkeit widersetzten. Aber nun muß ich wieder fragen: wer waren diese Männer? wer sind sie noch, die dem Staate wegen ihrer so treu geleisteten Dienste ewig unvergeßlich sind? — Wo sind sie so nützlich herangewachsen? — lauter Söhne Benedikts waren es, und sind es noch. Die Einsamkeit hat sie der Welt geschenkt, damit sie sich des dummen Vorurtheils entledigen soll, als wären die Mönche nicht auch Leute, die dem Staate in jedem Fache zu nützen, und zwar mehr zu nützen wissen, als tausend andere, die in der Welt gebohren, in der Welt erzogen, in der Welt aufgewachsen sind.

Beschluß.

Bitten wir also nur immer Gott, daß er fortfahren wolle, seiner Kirche stets an solchen Männern Fürsehung zu thun, die nach dem Beyspiele Benedikts und seiner Söhne das Christenthum in den Herzen, in denen es noch ist, erhalten, in jenen aber, in denen Gleichgül-

tigkeit oder wohl gar Unglauben herrscht, wieder einpflanzen, und den Götzen aus den Tempeln des heiligen Geistes verbannen. Bitten wir Gott, daß er alle christlichen Staaten stets mit solchen Männern beglücken wolle, die nach dem Beyspiele Benedikts und seiner Söhne so viel thun, als zur Aufrechthaltung bürgerlicher Staaten nothwendig ist, besonders in der gegenwärtigen Lage, die für uns immer zweifelhafter zu werden anfängt, da sowohl der Nähr- Lehr- und Wehrstand einer sehr kritischen Epoch ausgesetzt ist. Rufen wir zu Gott, daß er sich unser erbarme, und den Gemeingeist in den Herzen derjenigen erwecke, die diese drohenden Uebel von unserm Vaterlande zu entfernen im Stande sind. Ja, Herr! dieß bitten wir dich heute vor unsern Altären, gieb uns unser tägliches Brod, führ uns nicht in Versuchung des Unglaubens, und erlöse uns von dem Uebel des Krieges. Amen.

Von

Von der Zubereitung auf die Tage der Trübsal bey einer gewissen Gelegenheit.

Die Menschen werden vor Furcht und vor Erwartung der Dinge verschmachten, die über den ganzen Erdkreis hereinbrechen werden. Luk. XXI. 26.

Eingang.

Unter dem Bilde der Trübsalen, welche nach dem Buchstaben der heutigen Weissagung über Jerusalem kommen sollten, versteht die Kirche die schrecklichen Vorbothen des allgemeinen Gerichtstages. Ich sollte euch also heute vom letzten Gerichte predigen, und euch sagen, wie ihr euch durch Zubereitung dieses Gericht gnädig machen sollet. Allein die gegenwärtigen Zeiten, welche den Vorbothen jenes Schreckentages nicht viel unähnlich sind, und uns eine Zukunft erwarten lassen, auf die wir uns nicht minder als auf den allgemeinen Gerichtstag vorbereiten müssen, wenn wir ihr unerschrocken entgegen gehen wollen, fordern zuerst unsre Aufmerksamkeit.

Die Sterne fallen zwar noch nicht vom Himmel, die Erde stürzt noch nicht zusammen, der Engel bläst noch nicht zum Gerichte, die Schatten gehen noch nicht aus ihren Gräbern; aber wo wir nur immer hinsehen, stürzt Jammer, Elend und Noth uns entgegen. Allenthalben sehen wir die Menschheit unter dem Drucke natürlicher und sittlicher Uebel. Kriege verwüsten die Länder, die Hungersnoth steigt mit jedem Tage, die Laster greifen um sich, die Nächstenliebe erkaltet, und wenn der Menschensohn kommen wird, so wird er schwerlich mehr einen Glauben finden.

So sieht es jetzt auf dem Erdboden aus. Und wer weiß, ob das Maaß der Uebel, welche über uns kommen sollen, damit schon erschöpfet ist? — Wer weiß, ob die gegenwärtigen Trübsalen nicht Vorbothen noch grösserer sind? — Wer weiß, ob die Menschheit allmählig sich nicht selbst aufreibt und den Gerichtstag beschleuniget? — Ich will eben kein Prophet seyn. Aber die Aussichten in die Zukunft sind schrecklich, und man möchte schier vor Furcht und Erwartung der Dinge verschmachten, welche vielleicht bald über den ganzen Erdkreis hereinbrechen werden.

Aber erschrecken wir nicht, wenn auch noch grössere Uebel uns treffen sollten! — Es kömmt nur allein darauf an, daß wir uns auf die zukünftigen Tage der Trübsal gehörig vorbereiten, um der Zukunft muthig entgegen zu gehen. Diese Vorbereitung will ich heute mit euch vornehmen; indem ich euch zeige

I. Was wir bey unsrer Vorbereitung auf die Tage der Trübsal zu vermeiden,

II. Was wir zu thun haben.

Erster

Erster Theil.

Es giebt Leute, welche mit einem Adlerblicke sich bis in die Rathschlüsse Gottes wagen und vorsehen wollen, welche Schicksale Gott über sie beschlossen habe — Leute, welche vor Furcht zittern und beben, wenn sie sich von der Zukunft nichts gutes versprechen können — Leute endlich, die so ganz sorglos über ihre Schicksale der Zukunft entgegen gehen. Dieses sind drey Fehler, die man bey der Vorbereitung auf die zukünftigen Tage der Trübsal vermeiden muß, und zwar 1) den Vorwitz, 2) die übermässige Furcht, 3) Sicherheit und Sorglosigkeit.

Der Vorwitz über die Zukunft ist jedem Menschen so natürlich, daß man ihn als einen allgemeinen Fehler der Menschheit ansehen darf. Einige Leute sind mehr, andere weniger vorwitzig, und darin besteht auch der Unterschied zwischen Vorwitz und Vorwitz. Freylich will man behaupten, daß der Vorwitz eine besondere Untugend der Weiber sey. So im ganzen genommen scheint dieser Satz nicht ganz ohne Grund zu seyn; weil wir Beyspiele haben, daß sie ihren Vorwitz bis zum schändlichsten Aberglauben treiben, der nicht selten mit der unverantwortlichsten Ehrabschneidung verbunden ist. Indessen will doch jeder Mensch, er mag Mann oder Weib seyn, seine künftigen Schicksale ausspüren, und besonders den Ursachen und Folgen der Uebel nachgrübeln, die ihn über kurz oder lange treffen könnten.

Jesus hat das Schädliche dieses Vorwitzes gar wohl eingesehen. Deßwegen redete er auch nicht oft, nicht zu jedermann und nicht ohne dringende Ursachen von zukünftigen Dingen, um nicht dem Vorwitze der Men-

schen Nahrung zu verschaffen. Und in Wahrheit ist auch nichts schädlicher für uns, als das vorwitzige und neugierige Nachforschen, was in der Zukunft mit uns geschehen werde. Wir verlieren bey dieser Arbeit unsre gegenwärtige Lage aus dem Gesichtspunkte, und versäumen dadurch den nützlichen Gebrauch des Gegenwärtigen, da doch von der weisen oder thörichten Anwendung des Gegenwärtigen unser zukünftiges Glück oder Unglück abhängt. Mancher Mensch würde nicht am Bettelstabe sich schleppen müssen, wenn er sein Habe, das er hatte, fleißiger zusammen gehalten hätte; mancher Krüpel würde weniger auf der Welt seyn, wenn er den gegenwärtigen Gefahren sorgfältiger ausgewichen wäre, in denen er seine geraden Glieder eingebüßt hat; mancher Sünder würde so gar nicht verstockt geworden seyn, mancher nicht verzweifelt haben, wenn er die gegenwärtigen Augenblicke zur Besserung benutzt hätte. Nur der kann also ruhig und getrost auf die Zukunft hinsehen, der es sich bewußt ist, daß er sich nicht selbst durch sein gegenwärtiges Leben ein Elend in der Zukunft bereitet habe; der immer einen guten Gebrauch von dem gegenwärtigen macht, und sein Herz in dem Genusse desselben niemals zerstreuen läßt.

Eben so sehr, als der Vorwitz, schadet übermässige Furcht der Zubereitung auf die zukünftigen Tage der Trübsal. Nichts beunruhiget das Gemüth mehr, und macht es unfähiger zum Nachdenken, nichts überspannt die Phantasie so, und füllt sie mit Schreckenbildern an, nichts macht so leicht aus einer Mücke einen Elephanten, als die übermässige Furcht. So, wie der Furchtsame immer mehr Gespenster sieht, als der Beherzte, stellt er sich seine Zukunft auch weit schrecklicher vor, als dieser. Seine allzugrosse Furcht vergrössert und ver-

viel-

vielfältiget alle Uebel, die in der Zukunft über ihn kommen könnten. Sein Herz wird dadurch so betäubt und verwirrt, daß er ganz unfähig wird, seinen Pflichten ein Genüge zu leisten. Er kann kein Zutrauen zu Gott fassen, er bemerkt die Mittel nicht, wodurch er dem drohenden Unglücke entgehen könnte; und wenn er auch die Mittel weiß, so ist er nicht im Stande, sie zweckmässig zu gebrauchen.

Dieß sind solche Wahrheiten, die gar keines Beweises bedurfen, sondern in der Natur eines jeden furchtsamen Menschen liegen. Indessen will ich euch solche doch zu mehrerer Beleuchtung mit einem Beyspiele aus der Schrift belegen. Sehet, dort schifft Jesus mit seinen Jüngern auf der See nach Genesareth. Es war die angenehmste Witterung, da sie sich einschifften. Aber jetzt entsteht ein solches Ungewitter auf dem Meere, daß die Wellen auch über das Schifflein hineinschlagen. Jesus aber schläft. Seinen Jüngern wird angst und bange. Sie treten hin, wecken ihn auf und sagen: **Herr, rette uns, wir gehen alle zu Grunde.** (*) Jesus wacht auf, und sagt ihnen: **Warum seyd ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?** (**) — Jetzt gebietet er den Winden und dem Meere, und alles wird **ruhig.**

Sehet hier das wahre Portrait eines allzufurchtsamen Menschen! Hätten die Jünger Jesu sich erinnert, daß sie sich in der Gesellschaft desjenigen befänden, der kurz zuvor den Aussätzigen reinigte, und den Knecht des Hauptmanns gesund machte: so hätte es ihnen auch bey=

(*) Matth. VIII. 25.
(**) Ebend. V. 26.

beyfallen müssen, daß eben der, welcher diese Wunder that, auch sie von dem Untergange retten würde; und alle Furcht wäre plötzlich von ihnen gewichen. Allein die übermässige Furcht verscheuchte alle gute Einfälle und alles Zutrauen zu ihrem Meister. Und so, wie die Jünger, werden auch wir betäubt, wenn wir uns von der allzugrossen Furcht wegen den bevorstehenden Uebeln einnehmen lassen.

Am gefährlichsten aber ist derjenige daran, der sich von allem Unglücke sicher zu seyn glaubt, und daher ganz sorglos der Zukunft entgegen lebt. Vor beyden Fehlern warnet Jesus seine Jünger; weil damit unmöglich eine rechtmässige Zubereitung auf die Tage der Trübsal bestehen kann. Ein Mensch, der sich beredet, er habe nichts zu fürchten, es habe weder mit seiner Seele noch mit seinem Leibe Gefahr, geht sorglos und leichtsinnig dahin, und bekümmert sich wenig um Gott und sein Seelenheil, oder übt wenigstens nur sehr nachlässig seine Pflichten aus. Ein solcher Mensch wird sich alsdann allen sinnlichen Lüsten überlassen, und gleichsam mit Gewalt alle für ihn traurige Gedanken an die Zukunft unterdrücken.

Ein Beyspiel hievon haben wir in dem Buche Genesis, welches Jesus selbst zur Bekräftigung seiner Worte anführt, wenn er von der ungewissen Stunde, da der Herr kommen wird, redet. Vor der Sündfluth wurde gegessen, getrunken, geheirathet, und Kinder ausgestattet, bis an den Tag, da Noe in die Arche gieng. Man bemerkte im Wohlleben die Gefahr nicht, bis die Sündfluth kam, und alles zu Grunde richtete. Eben so wird es denjenigen ergehen, die so unbekümmert und sicher dahin leben, sich gute Tage anthun, und ganz

auf

auf die Zukunft vergessen. Wenn sie dann das Verderben, das sie ferne von sich zu seyn glaubten, plötzlich überfällt, wie kann ihre verwilderte, von Fleischeslüsten betäubte und von allen guten Gedanken und Gesinnungen ausgeleerte Seele geschickt seyn, dem Uebel zu begegnen, es standhaft zu ertragen, oder es heilsam anzuwenden? — Alles Trostes, aller Hilfe entblößt werden sie dastehen, und zur Verzweiflung rufen: Du bist mein Gott.

Folgen wir also nur immerhin dem Rathe des Apostels, und reden wir nicht immer vom Frieden und Sicherheit, damit uns nicht unversehens das Verderben, wie die Schmerzen ein schwangeres Weib, überfalle, und wir nicht mehr entfliehen können. Tappen wir nicht in der dunkeln Sicherheit herum, sondern seyn wir Kinder des Lichts und Kinder des Tages, gleichwie wir nicht von der Nacht und von der Finsterniß sind.

Zweyter Theil.

Nun haben wir gehört, was wir zu vermeiden haben, wenn wir der Zukunft gefaßt entgegen gehen wollen. Aber jetzt muß ich euch noch zeigen, was wir bey der Vorbereitung auf die Tage der Trübsal thun müssen. Drey Stücke werden erfordert; 1) Wachsamkeit, 2) aufrichtige Bruderliebe, 3) getroster Muth.

Wir müssen wachsam seyn. Diese Pflicht ist von grossem Umfange, und noch grösserer Wichtigkeit. Wer weiß, was in dem Menschen steckt, wer alle Neigungen, Begierden und Leidenschaften kennt, wer ihren Gang, ihre Wirkungen und ihre Folgen beobachtet, wer die

Ge-

Gefahren einsieht, in welche sie den Menschen stürzen können, der wird es laut bekennen, daß wir wachen müssen. Aber leider! ist dieß der Fehler vieler Menschen, daß sie sich selbst nicht kennen, und sich auch keine Mühe geben, sich kennen zu lernen. Sie würden vieles vermeiden, was sie blindlings begehen, vieles thun, was sie zu ihrem größten Schaden unterlassen. Sie würden sorgfältiger untersuchen, ob nicht diese oder jene Neigung oder Gesinnung, die sie unterhalten, ob nicht diese oder jene Handlung, die sie ausüben, sie künftig in Uebel und Gefahren stürzen möchte.

Eben so sehr, als auf uns selbst, müssen wir auf die Umstände acht geben, in welche uns die Vorsehung Gottes gesetzt hat. Wenn wir diese weis anwenden, so können sie uns in vielen Fällen zu statten kommen, und uns vor vielen Uebeln in Sicherheit setzen, oder wenigstens dieselben erträglich machen. Wir müssen uns immer vorstellen, wie leicht es geschehen könne, daß wir dieses oder jenes Gut verlieren, dieser oder jener Freude beraubt werden können. Sehet Freunde! solche Ueberlegungen werden uns antreiben, unser Herz von der Anhänglichkeit an das Irdische frey zu machen, und uns um überirdische Güter zu bekümmern, die uns für den Verlust des Irdischen schadlos halten: wir müssen ganz nach dem Rathe des Apostels handeln: Liebe Brüder! die Zeit ist kurz; so ist nun übrig, daß diejenigen, die Weiber haben, seyn, als wenn sie keine hätten: die weinen, als weinten sie nicht: die sich erfreuen, als erfreuten sie sich nicht: die kaufen, als besässen sie es nicht: und die sich dieser Welt gebrauchen, als gebrauchten sie sich ihrer nicht. Denn die Gestalt dieser Welt vergeht. (*)

Am

(*) 1. Kor. VII. 29. u. f. w.

Am allerunentbehrlichsten aber ist zur Zeit der Noth ein Freund, der es redlich meynt, und an unserm Schicksale thätigen Antheil nimmt. Der Weise schätzt einen guten Freund höher, als Gold und Silber; aber er sagt auch zugleich, daß die redlichen Freunde zur Zeit der Trübsal die seltensten Erscheinungen auf der Welt sind. So lange wir im Glücke sind, und andern Gutes erweisen können, bestrebt sich jedermann um unsre Freundschaft, schätzt und liebt uns jedermann. Aber sobald unsere Umstände sich ändern, und unsere ehemaligen Freunde ihr Interesse nicht mehr bey uns finden; o! dann hört alle Freundschaft, alle Schätzung, alle Liebe auf, und wir sind ganz allein uns und unserm Schicksale überlassen. In der Noth muß man also wahre Freunde kennen lernen; da muß man sie prüfen, ob sie nur ihres Nutzens wegen lieben, oder ob ihre Liebe sich auch auf unser Wohl erstreckt.

Sind wir aber so glücklich, in unserm Elende einen redlichen Freund zu finden, so ist dieser das einzige Labsal unserer Schmerzen. Kann er auch unsere Umstände nicht ändern, kann er uns nicht thätige Hilfe leisten, kann er uns auch nicht einmal mit einem vernünftigen Rathe beyspringen: so ist dieß schon Linderung genug für uns, wenn wir ihm nur unsre Noth aufrichtig klagen und unser Herz ungestört vor ihm ausschütten dürfen. Und o! wie süß ist die Thräne, die man in den Schoos eines Freundes weint, der sie uns mit theilnehmendem Gefühle von unsern Augen trocknet! — Welch ein Balsam für unsere Wunden ist jedes Wort, das zu unserm Troste von seinen Lippen fließt! — Wir fühlen uns stärker, muthiger und beherzter, die Schläge des Unglücks auszuharren, und unter dem Drucke der Leiden die Stunde unsrer Erlösung geduldig zu erwarten.

Wollen wir aber zur Zeit der Noth solche Freunde finden, die unser Elend zu Gemüthe nehmen, so müssen wir uns jetzt schon darnach umsehen, und durch Liebe die Herzen aller Menschen uns zu verbinden suchen. Sey der Mensch noch so gering, und kann er dir jetzt weder schaden noch nützen: so kann doch eine Zeit kommen, da er dir mehr schaden oder nützen kann, als mancher grosse Freund. Hast du aber einen guten Freund, so halt ihn in Ehren, und vermeid jeden Verstoß, der dein Herz von seinem Herzen trennen könnte. Hast du aber deinen Freund weggeworfen, o! so eile, ihn wieder zu gewinnen, schließ ihn in deine Arme, und drück ihn so lange an dein Herz, bis er dir's aufrichtig sagt: ich bin dir gut — ich bin dein Freund. Dann geh der Zukunft getrost entgegen; und sie mag noch so schaudervoll für dich aussehen: so hast du doch jemanden, der dir zum Stabe deines Elendes dient.

Die dritte Bedingung endlich ist, um uns gegen die herannahenden Uebel der Zukunft zu befestigen, daß wir ihr mit getrostem Muthe entgegen gehen. Dieß kann aber nur allein der wahre Christ. Nur der weiß es, daß der Gott, den er liebet, und von dessen Gnade er durch Jesum versichert ist, zwar Leiden, aber keine wirklichen Uebel in der Zukunft über ihn verhängen werde. Gesetzt, daß er also Leidenstage zu erwarten hätte, so beunruhiget diese Vorstellung sein Herz nicht, da er sich schon in guten Tagen darauf zubereitet hat. Wie gut ists also auch in dieser Absicht, ein Christ zu seyn! —

Nur der Christ hat die Versicherung, daß Gott sein Freund und Vater ist. Nur er weiß es, daß er auch auf die Zeit der Noth Hilfe bey ihm finden werde:

darum

darum ermahnet uns der heilige Paulus in dem Briefe an die Hebräer, daß wir mit Vertrauen zu dem Throne seiner Gnade hinzu treten, auf daß wir Barmherzigkeit erlangen, und gnädige Hilfe zu rechter Zeit finden. (*) Nur er ist gewiß, daß kein Uebel, wenn es auch noch so fürchterlich seyn sollte, ihn von Gott und seiner Gemeinschaft scheiden kann: Weder der Tod noch das Leben, sagt Paulus abermal, weder die Engel noch die Fürstenthümer, noch die Kräfte, weder das Gegenwärtige, noch das Künftige, noch die Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch einiges Geschöpf kann uns von der Liebe Gottes trennen, die in Jesu Christo unserm Herrn ist. (**) Nur er hat die untrügliche Hoffnung, daß, wenn er alle Uebel dieses Lebens überstanden haben wird, ihn ein ewiges und seliges Leben bey Gott erwarte: Der Herr hat mich von allen bösen Werken errettet, sind wieder die Worte des heiligen Paulus, er wird mir auch in sein himmlisches Reich helfen. Ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. (***)

Beschluß.

Mit solchen Gesinnungen, liebe Freunde! lasset uns der Zukunft, so dunkel und traurig sie auch für uns seyn mag, entgegen gehen. Um auf der einen Seite die übermässige Furcht, auf der andern die sorglose Sicherheit zu vermeiden, lasset uns nach der Anweisung Jesu wachen und beten, und uns in guten Tagen auf die

(*) Hebr. IV. 16.
(**) Koloss. I. 15. u. f. w.
(***) Hebr. XIII. 21.

die Stunden des Mangels, des Unglücks und der Traurigkeit einen Schatz des Trostes und der Hoffnung sammeln.

Vielleicht wartet auf viele unter uns eine Zukunft, die noch weit trauriger ist, als unser gegenwärtiger Zustand. Der Leidensbecher ist wirklich bitter genug, den uns die gegenwärtigen Zeitumstände darreichen. Zwey der alles aufzehrenden Uebel herrschen wirklich schon über uns, Krieg und Hunger. Nur das dritte, die Pest, ist noch nicht über uns hereingebrochen. Aber vielleicht steht es schon an unsrer Grenze, und wartet nur, bis der Krieg und der Hunger uns den letzten Lebenssaft ausgesogen hat.

Doch gesetzt, unsere zukünftigen Tage stelleten sich heiterer ein, als wir glauben; gesetzt, sie wären ganz vom Unglücke frey, so sehen wir doch zwoen Begebenheiten entgegen, die entscheidende und in Ewigkeit sich erstreckende Folgen für uns haben werden. Der Tod und das Gericht sind für uns alle unvermeidlich. Auf diese beyden Schicksale muß sich ein jeder von uns sorgfältig zubereiten, damit sie nicht Uebel, sondern Seligkeiten für ihn werden mögen. Amen.

Auf das

zweyte Osterfest

bey

Gelegenheit einer Primiz.

Während da sie miteinander sprachen, und einer den andern fragte, nahete sich ihnen Jesus, und gieng mit ihnen. Luk. XXIV. 15.

Eingang.

Wie unverdrossen Jesus an der Begründung seiner heiligen Kirche arbeitete, davon zeuget seine ganze Lebens = und Leidensgeschichte. Ohnerachtet sich seinem Unternehmen die mächtigsten Feinde widersetzten, ihn und seine Lehre abscheulich verlästerten, und bey jedermann verhaßt zu machen suchten: so konnten doch alle diese menschenfeindlichen Versuche ihn in dem Geschäfte nicht hindern, das ihm von seinem Vater aufgetragen war. Gleichwohl glaubten seine Feinde, sein gottseliges Werk zu unterbrechen, und die schwache Kirchengemeinde, die er bereits durch seine Lehre errichtet hatte, zu vernichten, wenn sie ihm am Kreuze den Garaus machten. Allein mit ihm starb nicht sein strebender Eifer, das heilbringende Werk, das er in seinem Leben angefangen, auch nach seinem Tode fortzusetzen.

Hievon giebt uns heute die evangelische Geschichte den überzeugendsten Beweis. Die zween Jünger, die miteinander nach Emaus giengen, wußten nicht recht, wie sie daran wären, daß ihr Meister, den sie für den Messias hielten, eines so schmachvollen Todes starb. Sie waren betrübt, fiengen allmählig an, an seinem Ansehen und an seiner Lehre zu zweifeln, und, wie wir in der Folge hören werden, fehlte nicht viel, daß sie nicht gar von dem Glauben abgewichen wären. Aber plötzlich gesellete sich Jesus in der Gestalt eines Fremdlings zu ihnen, legte ihnen die Schrift aus, lösete ihre Zweifel, und stärkte sie im Glauben.

Eben diese Sorgfalt beweiset Jesus noch bis auf diese Stunde für seine Kirche, und wird sie immerhin beweisen, so lange es Gläubige auf Erden giebt. Denn so brünstig und thätig er die Seinigen liebte, so lange er in der Welt war, so liebt er sie bis in Ewigkeit. Dieß, meine Freunde! werden wir erkennen, wenn ich euch heute die grosse Sorgfalt Jesu für die Gläubigen seiner Kirche zeigen werde; und zwar

I. Die Sorgfalt Jesu für die ersten Gläubigen seiner Kirche,

II. Die Sorgfalt Jesu für die jetzigen Gläubigen seiner Kirche.

Erster Theil.

Die erste Kirchengemeinde bestand aus den wenigen Fischern und Frauen, welche Jesu und seiner Lehre anhiengen. Wir bleiben also nur bey denjenigen Beweisen der Sorgfalt Jesu für seine erste Kirche stehen, welche

welche er nach dem Zeugnisse unsers Textes den nach Emaus reisenden Jüngern gegeben. Es liegen darin hauptsächlich drey Beweise, welche von seiner liebreichen und thätigen Sorgfalt für seine Kirche zeugen: 1) er suchte seine betrübten Jünger auf, 2) er stärkte sie in ihrem Glauben, 3) er war bey ihnen gegenwärtig.

Es war der dritte Tag nach seinem Tode, als die zween Jünger Jerusalem verlassen hatten, um sich nach Emaus zu begeben, wo sie vielleicht auf immer, oder doch wenigstens so lange würden geblieben seyn, bis sie sich von dem ersten und heftigsten Schmerzen, den sie über den Tod ihres lieben Meisters fühlten, würden erholt haben. Man muß es den guten Jüngern verzeihen, daß sie den Ort, wo der Liebling ihres Herzens getödtet wurde, verließen. Mit ihm starb daselbst ihre ganze Freude, und das Andenken an die gemordete Unschuld machte die Stadt Gottes, wo am allerwenigsten Eifersucht, Haß, Verleumdung und Mord herrschen sollte, zum Scheusale ihres Herzens.

Auf dem Wege redeten sie natürlich von dem, wovon ihr Herz voll war, von dem Leiden und Tode ihres Meisters, wodurch ihre ganze Hoffnung vereitelt worden war. Dieses Gespräch war für sie eine Linderung ihres Schmerzens; weil sie als redliche Freunde miteinander sprachen, und einer dem andern seinen Kummer sicher anvertrauen konnte. O Freundschaft — du heilige Tochter des Himmels — du Labsal leidender Seelen! möchtest du doch stets unter Menschen wohnen! Tausende würde der Kummer nicht verzehren, wenn sie ihn in den Schoos eines treuen Freundes ausweinen könnten. — Aber man verbannt dich aus der Mitte der Menschheit unter allerley Vorwand, und wirft dir

Laster vor, die du zu begehen nicht fähig bist, um den Geplagten auch noch dadurch zu quälen, daß der Schmerz in ihm verschlossen bleibt, und sein Herz langsam durchfrißt.

In dem Augenblick der tiefesten Schwermuth gesellt sich Jesus zu den zween Jüngern. Damit sie aber über seine Gegenwart nicht so gleich aus aller Fassung kommen möchten, so nimmt er durchaus die Gestalt eines fremden Reisenden an. Liebreich erkundigte er sich nach dem Inhalte ihres ernsthaften Gespräches und nach der Ursache ihres Kummers. Und dieß gab Gelegenheit, daß sie ihm offenherzig ihr ganzes Herz entdecken, und er stuffenweise ihnen Unterricht und Trost ertheilen konnte. Welche herablassende Güte bewies hier der erstandene Erlöser! Er kannte den Gemüthszustand dieser seiner Geliebten, er wußte, daß jetzt gerade ihr Herz des Unterrichtes und der Ueberzeugung fähig war. Deßwegen säumte er nicht, diesen schönen Augenblick zu benutzen.

Aber mit ihrem Kummer waren auch verschiedene Zweifel über Jesum und seine Lehre verbunden, und sie waren schon der Gefahr nahe, diesen Zweifeln zu unterliegen. Sie wußten sich gar nicht darein zu finden, daß ihr Meister, der durch Thaten und Lehren sich so mächtig bewiesen, und von ihnen für den Messias gehalten wurde, auf eine so schmähliche Art hingerichtet worden. So wankten diese redlichen, aber schwachen Seelen zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Glauben und Unglauben. Es war ihnen also in diesem Zustande Unterstützung nöthig, welche ihnen Jesus der Auferstandene eben zur rechten Zeit leistet.

Nach-

Nachdem sie ihm ihre Zweifel und Bekümmernisse eröffnet hatten, sucht er sie mit sanftem Ernst zu unterrichten und zu belehren. Er erinnert sie an den Inhalt ihrer göttlichen Schriften, in welchen die Schicksale des Messias gerade so beschrieben werden, wie sie wirklich erfolgten. Durch seinen Unterricht wurde ihr Verstand erleuchtet, und ihr Herz erwärmet. Und Jesus hatte nach seiner Auferstehung die erste Freude, zwo Seelen, die vielleicht ein Raub des Kummers und des Unglaubens geworden wären, getröstet und in ihrem Glauben gestärkt zu haben.

Die Jünger dachten freylich an nichts weniger, als daß ihr Meister sich in ihrer Gesellschaft befinden sollte. Denn ihre Augen waren gefesselt, daß sie ihn nicht erkannten. Und doch war er bey ihnen; sie sprachen von ihm als einem Abwesenden, und er war es selbst, der sich mit ihnen unterredete. Er offenbarte sich ihnen zu der Zeit, die zu ihrer Ueberzeugung die bequemste war, und zeigte dadurch, wie viel ihm daran gelegen war, sie von der Wahrheit seiner Auferstehung zu überzeugen, und in ihnen richtige Vorstellungen von der Absicht seines Leidens und Sterbens zu erwecken.

Aller Kummer, und alle Zweifel verließen sie plötzlich, und sie fühlten sich gerade so, als ob sie von einer schweren Last befreyt, nun leichter Odem schöpften. Mit Freuden giengen sie nach Jerusalem zurück, und sagten es ihren Mitjüngern: wir haben den Herrn gesehen. Und diese Freude bemächtigte sich ihrer Herzen so, daß sie in der Folge alle Leiden und Freuden dieser Welt gegen ihren lebendigen Erlöser geringschätzten. Diese selige Gemüthsfassung der Jünger war eine Wirkung der gnädigen Sorgfalt Jesu für die Gläubigen seiner ersten Kirche.

Zweyter Theil.

Aber glaubet nicht, meine Freunde! daß Jesus für uns unbekümmerter sey, als für seine Jünger. Täglich sorgt er noch für die Gläubigen seiner Kirche. Ist es gleich nicht er selbst, der persönlich mit uns redet, so sind es doch seine Gesandten, seine Priester, die er besonders dazu weihen läßt, daß sie sich euers Gemüthszustandes annehmen, und euch nach der Beschaffenheit desselben thätige Hilfe leisten sollen. Diese vertreten hienieden sein Amt, und durch sie sucht er 1) die Irrenden auf, 2) befestiget die Wankenden im Glauben, 3) ist bey uns gegenwärtig.

Es giebt für uns nur einen einzigen Weg zum Himmel, den Weg des christlichen Gesetzes. Alle andere Wege, die der Christ dahin einschlägt, sind Irrwege, auf denen er unter die Mörder seiner Seele geräth. Jesus allein ist der Weg und die Wahrheit, die uns der Zukunft sicher entgegen führt; er ist die Thüre, durch welche wir zu ihm in sein Reich eingehen. Er hat uns diesen Weg durch Lehren und Thaten so deutlich vorgezeichnet, daß derjenige, der ihn wandelt, nicht im Dunkeln herumtappt, sondern dem Lichte des Lebens nachwandelt.

Aber leider! sind wir so unbesonnen, daß wir die von Jesu vorgezeichnete Bahn verlassen, und uns auf Wege begeben, die nur zum Verderben führen — auf Wege, die ringsumher mit Mördern besetzt sind, welche unserm Geiste nachstreben, und ihn tödten. Diese Wege sind zwar auch Wege des Gesetzes, aber eines Gesetzes, über das sich Paulus längst beklagte, daß es dem Gesetze Jesu schnur gerade widerstrebe — Wege des Gesetzes

setzes der Sinnlichkeit, auf denen böse Neigungen, Begierden und Leidenschaften der Seele Tod und Verderben drohen. Ach, Freunde! wir alle wissen es, in welche Gefahren, Nachstellungen, Sünden und Laster sich diejenigen stürzen, die sich der Leitung dieses verderblichen Gesetzes überlassen. Die Reue, die wir über unsere Fehltritte in uns empfinden, ist Zeuge davon, daß wir irregegangen, und von dem Wege, der zum Leben führt, auf Wege, die zum Tode leiten, gerathen sind.

Wie, wenn du, o Christ! so eine Weile auf den Sündenwegen fortgewandelt bist, und plötzlich, gleich einem Blitzstrahle, der Gedanke in dein Herz dringt: Die Wege, die ich wandle, sind nicht die rechten — ich bin abgewichen von den Wegen des christlichen Gesetzes — ich habe Jesum verlassen; ich will zurückkehren und ihn suchen. Wo wirst du ihn finden? — Wer wird dir die Wege zeigen? — Wer wird deine verwundete Seele heilen? — Zeige dich dem Priester, (*) dieß wird der zweyte Gedanke, der zweyte Schritt zu deiner Bekehrung seyn. Vom Irrthume verblendet, von Leidenschaften betäubt, mit Wunden bedeckt, flehest du den Gesalbten des Herrn, daß er dein Hirt, dein barmherziger Samarit seyn wolle. Der soll dich wieder auf die Himmelsstrasse zurückführen, deine Leidenschaften in ihre Grenzen zurückweisen, und die Wunden deiner Seele heilen.

Und sieh! wie bereitwillig findest du ihn! — Er zeigt dir, wie weit du von dem Wege deines Heils abgegleitet, welche gefährliche Begleiter du auf den Wegen

(*) Matth. VIII. 4.

der Sinnlichkeit hattest, wie unbarmherzig sie mit deiner Seele verfuhren. Durch die heiligsten Vorschriften bezeichnen sie dir die Bahn, die du in der Folge wandeln sollst; mit den siegreichesten Waffen rüsten sie dich aus; die du gegen die Mörder deiner Seele gebrauchen sollst; die heilsamsten Mittel geben sie dir an die Hand, deinen zerrütteten Gemüthszustand wieder herzustellen. Und wenn du der Gnade getreu mitwirkest, so kömmst du wieder auf den Weg zurück, von dem du abgewichen — auf den Weg des christlichen Gesetzes — auf den Weg Jesu — auf den Weg deines Heils.

Die Priester sind es also, welche Jesus an seiner Statt zurückgelassen, die irrenden Gläubigen seiner Kirche auf die Wege seines Gesetzes zurückzuführen. Aber auch die Priester sind es, durch die Jesus den wankenden Christen in seinem Glauben stärket und befestiget. Es pflegt häufig zu geschehen, besonders in unsern Tagen, wo das Aergerniß des Unglaubens immer allgemeiner wird, daß auch diejenigen, welche Jesu und seiner Lehre vom Herzen zugethan sind, mit Religionszweifeln überfallen werden. Denn die Ungläubigen strengen alle ihre Kräfte an, ihre glaubensschänderischen Grundsätze zu verbreiten, und besonders diejenigen zu verführen, denen die Religion Jesu über alles schätzbar ist. Sie suchen dem gemeinen Mann, bey dem fast allein die Religion noch einen Werth hat, Schriften in die Hände zu spielen, in denen der Unglaube in der gemeinsten Volkssprache geprediget wird, um ihn um so gewisser auf ihre Seite zu lenken. Man trifft allenthalben im Umgange Leute an, die sich nicht scheuen, es frey herauszusagen, es habe mit der Religion nichts zu bedeuten, ein ehrlicher Mann werde selig, er möge übrigens glauben, was er wolle; gerade als ob ohne

Re-

Religion ein ehrlicher Mann auch nur gedacht werden könnte.

Bey diesem Schwalle der Verführung ist es nichts seltenes, daß der Christ, wie jene zween Jünger, zwischen Glauben und Unglauben schwanket, und sich in seinem zweifelhaften Gemüthszustand einen Rathgeber wünschet, auf den er vertrauen darf. Er kennt den richtigen Zusammenhang seiner Religionslehren nicht, die Schrift, die er etwa in Händen hat, ist ihm zu dunkel, die entscheidenden Ausspräche der Kirche sind ihm unbekannt, und das Gewicht und die Beweiskraft dieser Ausspräche fremd. Wohin soll er sich nun in seiner zweifelhaften Lage wenden? — Wer soll ihm den Irrthum benehmen? — Wer Stärkung und Befestigung im Glauben verschaffen? — Ihm steht in einem solchen Falle kein anderer Weg offen, als jener zum Priester, zum Seelsorger. Diesem traut er es kraft seines Standes und Amtes zu, daß er seinem zweifelhaften Zustande abhelfen, und sein Gemüth in der wichtigsten Angelegenheit seines ewigen Heils beruhigen werde. Und wenn er da neue Gründe für seinen Glauben erhält, wie getrost und gestärkt fühlet er sich nicht! wie freudig kehret er, gleich jenen zween Jüngern, zurück, um mit neuem Eifer sich in seinem Glauben und in seiner Tugend zu üben! —

Und welche unaussprechliche Wohlthat erweist Jesus dem Christen durch seine Priester, da er sich durch sie vom Himmel bis auf die Erde herabziehen läßt, und uns so gegenwärtig wird, als er es den zween nach Emaus reisenden Jüngern war. Der Priester spricht die Worte aus, deren Jesus sich bey Einsetzung des heiligen Abendmahls bediente, und Jesus ist bey uns;

das

das Brod ist nicht mehr Brod, sondern der wahre Leib Jesu Christi. Er wohnt unter uns, so wie er zur Rechten seines Vaters im Himmel sitzt, mit Fleisch und Blut, als Gott und Mensch zugleich; wohnt bey uns bis ans Ende der Welt, als Freund, als Bruder, als Vater, und versagt keinem seiner Gläubigen, er sey gleich Herr oder Sklav, den Zutritt zu sich. Jeder kann mit ihm über sein Anliegen sprechen, jeder wird getrost von ihm entlassen. Ja, er ist sogar unzufrieden mit uns, wenn wir nur selten, nur in der äussersten Noth, nur so ganz kaltsinnig vor ihm erscheinen; er will einen öftern, einen vertrauten, einen herzlichen Umgang mit uns haben; weil es seine Freude ist, sich mit den Menschenkindern zu unterhalten.

Und was bey diesem Besuche das sonderbareste ist, so dürfen wir unsere Anliegen nicht in eine lange Rede einkleiden, und sie ihm vortragen. Er kennt schon vorläufig alle unsere Zweifel, unsere Kümmernisse, unsere Gefahren; er zählt alle unsere Thränen, die wir über unsere Sünden weinen, er hört jeden Seufzer, den uns etwa unsre Noth auspreßt; und aus seinem Tabernakel sendet er uns Trost und Ruhe zu. Ist es uns darum zu thun, mehr Inbrunst in der Liebe zu unserm Erlöser, mehr Entschlossenheit in seiner Nachfolge zu erhalten: durch ihn wird es uns zu Theil werden, der ehemals seine Jünger stärkte, und in der Stunde der Versuchung bewahrte. Er wacht dort in seinem Tabernakel über unsere Seelen, damit sie nicht muthlos werden, über unsern Glauben, daß er nicht aufhöre, über unsre Tugend, damit sie immer fester werde. Beunruhigen uns Zweifel, so ist er unser Lehrer; sündigen wir, so ist er unser Fürsprecher; kämpfen wir, so ist er unser Mitstreiter; ermatten wir, so ist

er

er unser Ermunterer; leiden wir, so ist er unser Tröster; sterben wir, so ist er die Auferstehung und das Leben.

Beschluß.

So, meine Freunde! sorget Jesus für die Gläubigen seiner Kirche heut zu Tage nicht minder, als gleich nach seinem Tode für seine Jünger. Suchte er diese auf ihren Irrwegen auf, und befreyte ihr Herz von dem Kummer über seinen Tod: so sucht er jetzt den irrenden Christen durch seine Priester, und führt ihn wieder auf den Weg seines Heils zurück. Löfete er den zween Jüngern ihre Zweifel auf, und stärkte sie durch seinen Unterricht in dem Glauben an ihn und seine Lehre: so stellt er uns jetzt seine Priester als Lehrer auf, die, wenn wir im Glauben wanken, uns an sein Wort hinhalten, und vom Abfalle des Christenthums bewahren. War er bey den zween Jüngern in der Gestalt eines Fremdlings wahrhaft gegenwärtig, so läßt er sich durch seine Priester bis zu uns herab, und wohnt unter den Brodesgestalten bey uns bis an das Ende der Welt.

Ihr aber, meine jungen Freunde! die ihr heute das erstemal als Priester auftretet, schätzet die Gnade eurer Auserwählung, und erfüllet die Pflichten, die mit euerm priesterlichen Charaktere verbunden sind: Seyd würdige Stellvertreter Jesu, seyd richtige Wegweiser der Irrenden, und leitet sie sicher auf dem Wege der Tugend; aber irret nicht selbst im Dunkeln herum, sondern wandelt im Lichte, damit die Irrenden eure guten Werke sehen, und sich erbauen. Handelt jederzeit so, daß ihr euch bey der strengsten Prüfung euers

Ge-

Gewissens keine Vorwürfe machen müsset; kehret euch an die schiefen Urtheile der Welt nicht, die nur aus pharisäischer Bosheit entspringen, und unterlasset keine Handlung, die in jedem Betracht unschuldig ist. Seyd eifrige Lehrer des Volks, unterweiset die Unwissenden im Glauben und in der Tugend; unterstützet die Wankenden mit überzeugenden Gründen, führet die Abtrinnigen wieder in den Schoos unsrer heiligen Mutter, der Kirche zurück. Aber sammelt euch auch in den Jahren, die euch zur Bildung euers Verstandes und Herzens verliehen sind, die nöthigen Kenntnisse, die euer Beruf erfordert. Erhaltet die gute Meynung, welche die vernünftige Welt von uns hat, daß nämlich in unsern Klöstern die Wissenschaften noch blühen, die heut zu Tage beynahe ganz in Abfall kommen. Seyd wahre Priester des Allerhöchsten! tretet jedesmal mit reinem Herzen an den Altar, und opfert daselbst das unbefleckte Lamm, welches sich für die Sünden der ganzen Welt zum Versöhnungsopfer hingegeben hat. Amen.

Auf

Auf das Fest der Reinigung Mariens.

Es ward ihm von dem heiligen Geiste geoffenbaret, daß er nicht eher sterben würde, bis er den Gesalbten des Herrn gesehen hätte. Luk. II. 26.

Eingang.

Bey Durchlesung der heutigen evangelischen Geschichte unterhielt ich mich besonders mit dem achtzigjährigen Greisen Simeon, so wie ich überhaupt gerne mit alten Leuten, wenn sie verträglich sind, umzugehen pflege; weil sie das lebendige Register der Vorzeit sind, woraus die Jungen manchen Unterricht zum Guten ziehen können.

Diesem alten gottesfürchtigen Manne offenbarte Gott durch den heiligen Geist die Zeit seiner Auflösung, und ließ ihn wissen, daß er nicht eher sterben würde, als bis er den Gesalbten des Herrn gesehen hätte. Guter Alter! dachte ich, wie glücklich warst du, daß dir Gott die Stunde deines Hinscheidens durch ein solches Merkmal offenbarte, das du zugleich als einen sichern Vorboten deiner künftigen Seligkeit ansehen konntest! — Hierauf entfiel meinem Herzen auch der Wunsch: O, wäre ich doch eben so glücklich, wie du, die Stunde meines Todes vorher zu wissen! —

Und

Und vielleicht, liebe Freunde! bin ich nicht der einzige, der dieses wünscht — vielleicht sind noch viele — vielleicht alle, die hier gegenwärtig sind, welche diesen Wunsch in ihren Herzen hegen. Denn wenn man auch noch so gut lebt, so ist die ungewisse Stunde des Todes doch immer ein Gegenstand, der uns bange macht, und wir können den Wunsch nicht bergen, sie bestimmt zu wissen; weil wir uns noch besser darauf vorbereiten würden, wenn wir sie wüßten. Und es wird viel seyn, ob nicht schon mancher über Gott ungehalten war, daß er seine Todesstunde sich allein vorbehalten hat.

Aber nein! Gott hat uns über diese so wichtige Angelegenheit in keiner gänzlichen Unwissenheit gelassen. Er giebt uns Anzeigen des Todes genug. Aber wir sind entweder zu blind, und sehen sie nicht; oder zu leichtsinnig, und beherzigen sie nicht.

Zweifelt ihr, ob ich die Wahrheit rede, so merket heute auf! ich will euch

I. Die Anzeigen des nahen Todes genauer bestimmen,

II. Euch belehren, wie ihr sie heilsam anwenden sollet.

Erster Theil.

Um die Anzeigen eines nahen Todes zu erkennen, braucht es kein so übernatürliches Licht, als der alte Simeon hatte; sondern man darf nur auf sich selbst und seine ganze Lage Acht haben: so wird man Merkmale genug entdecken, daß der Tod nicht mehr ferne ist.

Derley

Derley Todesanzeigen lassen sich 1) nicht nur in unsrer hinfälligen Natur; sondern 2) in dem gesundesten Zustande antreffen.

Betrachten wir zuerst den gebrechlichen Zustand unsrer Natur, und wir werden die Annäherung unsrer letzten Stunde ohne viele Mühe wahrnehmen. Kaum haben wir unser Wachsthum erreicht, und so viel Lebenskraft eingesogen, daß wir unsern Berufsgeschäften vorstehen können; so sinken wir allmählig wieder in jene Schwächen zurück, aus denen wir uns erst gewunden haben. Täglich verliert sich von selbst ein merklicher Theil unsrer Lebenskraft, täglich befördern wir diesen Verlust durch unsre zweckwidrige Lebensart, täglich mischen sich eine Menge Erdtheile in die Masse unsers Körpers, woraus Schwächlichkeiten und Entkräftung entsteht. Und da die Kräfte der Seele so sehr von den Kräften des Leibes abhangen; so ist es eine ganz natürliche Folge, daß mit der Entkräftung des Körpers auch der Geist geschwächt werden muß.

Dieß, o Christ! wirst du vielleicht von Zeit zu Zeit selbst fühlen, wie sehr deine Geistes- und Körperkräfte abnehmen, wenn du in deinen Gliedern nicht mehr jene Festigkeit, in deinen Sinnen nicht mehr jene Schärfe bemerkest, die du in deinen jüngern Jahren fühltest; wenn Verdrossenheit und Unmuth deinen Geist einnimmt; wenn alle Erquickungen der Natur und Kunst fruchtlos sind. Wie kannst du bey diesem Zustande auf viele Jahre oder Monate rechnen? — Sagt es dir Gott durch deine hinfällige Natur nicht deutlich genug, daß dein Grab da ist? —

Oder sag mir: befindest du dich nicht bey der immerwährenden Abnahme deiner Natur in einem beständigen

digen Zustande einer Krankheit? — Und was ist denn jede Krankheit anders, als eine Ankündigung des Todes? — Es ist wahr, nicht immer erscheint der Tod zugleich mit seinem Vorboten der Krankheit. Aber er lauert gleichsam im Hinterhalte, und zeigt sich oft alsdann, wenn man ihn am wenigsten in der Nähe vermuthet. Wie oft machen unvorhergesehene Unfälle auch die leichteste Unpäßlichkeit tödtlich! — Wie oft wird in wenigen Tagen der ganze Körper so zerrüttet, daß er endlich, trotz allen Mitteln, ihn aufrecht zu erhalten, hinsinken muß! — Unsre Krankheit mag beschaffen seyn, wie sie will, so ist sie für Menschen, deren Körperbau so zerbrechlich ist, immer ein Wink des Todes, und es ist nur ein einziger Schritt vom Krankenbette zum Grabe.

Doch es mag seyn, daß viele ihre Schwachheiten als Vorboten des nahen Todes erkennen. Aber im gesunden Zustande lassen sie sich schwerlich Merkmale des Todes träumen; ja sie würden den für einen Thoren halten, der ihnen sagte: Freund! die Stunde deines Todes ist nahe. Und doch lassen sich auch bey voller Gesundheit solche Todesanzeigen entdecken.

Es giebt gewisse Lebensarten, die mit augenscheinlichen Todesgefahren verbunden sind, und wo diejenigen, die sich denselben widmen, immerwährende Merkmale ihres nahen Todes vor sich sehen. Ist dieß nicht der Fall bey denen, welche ihr Brod auf der See gewinnen müssen? — Jede Welle, die an ihr Schiff schlägt, jedes Ungewitter, welches die See aufthürmt, und so manche Gefahr, der sie sich in ihrem Berufe aussetzen müssen, ist eine Anzeige ihres nahen Untergangs. Jede Leitersprosse, worauf der Maurer oder Zimmermann ein hohes Gebäude ersteigt, erinnert ihn an den tödt-

lichen

lichen Sturz, wenn sie zerbricht. Und so giebt es noch verschiedene Berufsgeschäfte, welche handgreifliche Anzeigen des nahen Todes mit sich führen.

Was soll ich erst von denen sagen, welche zwar ein gesundes, aber hohes Alter erreicht haben, oder schon über die Jahre hinaus sind, welche nach Mosis Ausspruch die gewöhnliche Lebensdauer der Menschen ausmachen, nämlich über siebzig? — Freunde! alles, was um und an euch ist, alles ist für euch eine Ankündigung des nahe bevorstehenden Todes. Ihr könnet nicht sicher auf viele Tage, geschweige auf viele Wochen und Monate rechnen. In jeder Stunde, die ihr zurückleget, muß euch der Gedanke des alten Barsilai beyfallen: **Was ist noch, das ich zu leben habe?** — (*)

Doch ich will nicht weiter vom Alter reden, das ohnehin selbst schon eine Krankheit ist; weil es von unzähligen Schwächlichkeiten begleitet wird. Aber auch die gesundeste Jugend kann in gewisse Umstände versetzt werden, welche ihr einen nahen Tod verkündigen. Eine leichte Verletzung eines Gliedes, die du gar nicht achtest, kann ein Vorbothe deines nahen Todes seyn. Ein einziger Verdruß, den dich der Verfolgungsgeist hineinzufressen zwingt, kann dir in der schönsten Blüthe deiner Jahre dein Grab eröffnen. Und so könnte ich euch noch manche Umstände erzählen, welche in den gesundesten Tagen als Anzeigen der nahen Todesstunde angesehen werden können.

Du siehst also schon, mein Christ! daß keine ausserordentlichen Todeszeichen nothwendig sind, dich an das Sterben zu erinnern. Die Gebrechlichkeit deiner

(*) 1. B. Kön. XX. 48.

Natur, dein Beruf, dein Alter, deine ganze Lage enthält Merkmale genug, die dir sagen: Mensch, du wirst bald sterben. Ja, es würde eine Versuchung Gottes seyn, wenn du verlangtest, daß dir Gott die Stunde deines Todes auf eine ausserordentliche Weise z. B. durch Erscheinungen oder Träume bekannt machen möchte: so wie es leichtgläubige Thorheit ist, gewisse natürliche Begebenheiten zu Vorbedeutungen des Todes zu machen. Gieb nur fleißig auf das Acht, was in und ausser dir vorgeht; so wirst du immer einen Schluß auf deine nahe oder ferne Todesstunde machen können.

Zweyter Theil.

Was haben wir nun aus dem, was ich bisher gesagt habe, zu lernen? — Wie haben wir uns zu verhalten, wenn wir solche Anzeigen bemerken, die uns sagen, daß es mit uns bald aus seyn werde? — Sollen wir uns deßwegen abkümmern, und durch Kummer die wenigen Tage, die wir noch zu leben haben, abkürzen? — O nein, liebe Freunde! dieß wäre eine Schande für uns, die wir Christen sehn wollen. Vielmehr sollen wir uns 1) darüber freuen, wenn wir die Stunde unsrer Auflösung heranrücken sehen; aber 2) vorher so leben, daß wir Ursache haben, uns darüber zu freuen.

Simeon erschrack nicht, als er die Anzeige seines nahen Todes sah; vielmehr war sie ihm höchst erwünscht, so erwünscht, daß er Gott pries, und voll Freuden aufrief: Itzt Herr! entlassest du deinen Diener deinem Worte gemäß im Frieden, (*) als wollte er sagen: Itzt

(*) Luk. II. 29.

Jtzt sterbe ich mit Vergnügen, denn meine Wünsche sind nun erfüllt; weil ich dein Heil, d. i. dich, meinen Heiland, gesehen habe. Er sah den Tod als eine Entlassung aus einer elenden Sklaverey an; deßwegen war er so wenig unruhig und bestürzt, daß er vielmehr mit Seynsucht dem Augenblick seiner Auflösung entgegen sah. Und von einem Manne, der noch in der Entfernung vom Tode so gottesfürchtig lebte, läßt sich wohl nichts anders erwarten, als daß er, je gewisser er jeden Tag sein Ende vermuthen konnte, desto ernstlicher sich darauf zubereitet haben werde.

Liebe Freunde! eine solche Gemüthsfassung, wie jene des alten Simeons bey der Annäherung des Todes war, wünschte ich mir und euch, wenn wir etwa die Kennzeichen und Vorboten des nahen Todes an uns bemerkten. Nicht Bestürzung, sondern Freude, nicht Furcht, sondern Hoffnung muß uns der Anblick unsers Abschiedes verursachen. Je näher wir die letzte Lebensstunde heranrücken sehen — die weder früher noch später kömmt, als Gott will, desto mehr müssen wir Muth fassen. Und wenn sie da ist, so lasset uns mit ruhiger Gelassenheit, wie Jakob, als er seinen Sohn Joseph wieder gesehen hatte, sprechen: Nun will ich gerne sterben.

Aber dazu wird freylich auch erfordert, daß wir uns diese Welt unter einem ganz andern Bilde vorstellen, als sie uns die Sinnlichkeit abmalet. Wir müssen hier die Vernunft zur Sprache kommen lassen, sonst werden wir uns hart davon losreißen. Wir müssen sie, wie Simeon, als einen Sitz des Elendes, als ein Reich der Drangsalen und als ein Meer des Jammers, den Tod hingegen als eine Befreyung vom Elende, als einen

Hingang in das Reich der Freuden und des Trostes, als eine Vereinigung mit Gott vorstellen. Nur unter dieser und keiner andern Vorstellung wird uns unsre Sterbstunde erwünscht, und der Tod willkommen seyn.

Allein bey allen diesen Vorstellungen bleibt der Tod für die meisten doch noch schrecklich — und warum? — Ja, ich wollte gerne sterben; aber es ist mir auf die Hinfahrt bange. So aufs Ungewisse dahin fahren, da man nicht weiß, obs rechts oder links, hinauf oder hinab geht, dieß ist eine bedenkliche Sache. Der alte Simeon konnte wohl im Frieden dahin fahren; er wußte, daß es den geraden Weg in den Himmel gehen würde. Aber hievon habe ich keine Gewißheit; sondern muß mich zu einer Reise entschließen, von der ich lediglich nicht weiß, wie sie ausfallen wird.

Es ist wahr, wenn man glaubt, noch so fromm zu leben, so hat man am Ende doch keine Gewißheit einer seligen Hinfahrt. Denn da wir nie wissen, ob wir der Liebe oder des Hasses Gottes würdig sind, so können wir auch keine zuverlässige Gewißheit haben, ob wir glücklich am Porte der Seligkeit anlangen werden, oder nicht. Der heilige Paulus lebte, wie er als Christ leben sollte, und war sich keines Unrechts bewußt; ich habe mir nichts vorzuwerfen, sagt er von sich selbst, aber nichts desto weniger bin ich vor Gott noch nicht gerecht. (*) Diese Worte erinnern uns, daß wir, so gerecht wir uns auch zu seyn dünken, unsrer Gerechtigkeit wegen doch immer in grossen Sorgen stehen müssen.

Aber

(*) 1. Kr. IV. 4.

Aber seyn wir nur deßwegen gutes Muths! — Eben dieser Apostel sagt ja an einem andern Orte: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, meinen Lauf vollendet, und meinen Glauben bewahrt; übrigens ist mir die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten, welche mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage aufsetzen wird. (*) Diese Worte machen uns neue Hoffnung und frisches Vertrauen, daß, wenn unser Gewissen uns das Zeugniß giebt — es muß freylich ein richtiges, und kein durch Eigenliebe betrogenes oder perplexes Gewissen seyn — daß wir stets in unserm Leben durch den Glauben mit Jesu vereinigt waren, und uns durch einen gottseligen Wandel bey Gott auszeichneten, wir unsre Pilgerschaft auf Erden selig vollenden werden.

Sey es auch, daß wir allem unserm Streben nach Frömmigkeit ungeachtet ohne besondere Gnade Gottes es nicht so weit bringen können, daß Gott am Ende unsers Lebens gar nichts an uns zu richten haben sollte; so können wir uns doch damit beruhigen, daß Gott sich unsern guten Willen, und unsern heissen Eifer, womit wir alle Hindernisse unsers Heils zu bekämpfen suchten, gefallen lassen, und uns nicht mit richterlicher Strenge, sondern mit väterlicher Nachsicht behandeln werde. Er ist ja nicht Tyrann seiner Sklaven, sondern Vater seiner Kinder; er weiß, was er an den Menschen erschaffen hat, schwache Moosrohre, zerbrechliche Geschirre, die seiner Gnade und Erbarmung bedürfen, und die er uns in seinem Worte wohl hundertmal zugesagt hat.

Freuen

(*) 2. Tim. IV. 7.

Freuen wir uns also nur immer auf die Stunde unsers Abschiedes, wenn wir uns, so viel mit der Gnade Gottes an uns liegt, auf diesen Abschied, wie Simeon, vorbereitet haben.

Beschluß.

An dieser Vorbereitung aber werden wir um so fleißiger arbeiten, wenn wir auf die Vorboten unsers Todes ein wachsames Auge haben; wenn wir die Veränderungen unsers hinfälligen Körpers, und die Ereignisse in unserm gesunden Zustande genau beobachten.

Um aber durch solche Todesanzeigen nicht in Furcht und Schrecken versetzt zu werden, so muß ihr Anblick eben das für uns seyn, was der Anblick der nahen Vaterstadt einem Wanderer, der Anblick des Hafens dem Schiffer, der Anblick des nahen Ziels dem Wettläufer ist, eine dringende Ermunterung, unverrückt unsre Reise zum Himmel fortzusetzen, und unabläßig zu laufen, damit uns das Kleinod zu Theil werden möge. Amen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bey Verleger dieses sind folgende Bücher zu haben:

Batz, J. F., Lehrbuch der christkatholischen Religion in Fragen und Antworten. Ein Geschenk für Kinder. 8. Bamberg. 802. 36 kr.

Christenthum, das im hellen Lichte der Wahrheit strahlende. 3 Bde. 8. 802. 3 fl. 40 kr.

Feder's, J. M., zehn Festpredigten. 8. Augsburg. 802. 36 kr.

Fischer, A., die Religion Jesu in Gesängen. 8. Ulm. 802. 54 kr.

Früchte des Friedens von Karl von B. 8. Frankfurt. 802. 1 fl. 20 kr.

Gerstner's, M. K. F., Grabreden. 8. Stuttgardt. 802. 48 kr.

Gesetzbuch, das, der Christen. Aus ihren heiligen Schriften wörtlich zusammengesetzt. 8. München. 802. 40 kr.

Heeger, G., der Sinn und Wandel des Seelsorgers, wie er seyn soll; in Betrachtungen über Lektionen der heiligen Schrift. gr. 8. Bamberg. 802. 2 fl.

Pithan's,

Pithan's, C. L., Grundriß der Glaubenslehren und Lebenspflichten nach Anleitung biblischer Beweisstellen für Confirmanten. 8. Frankfurt. 1 fl. 12 kr.

Predigten, katechetische, über die ganze christliche Sittenlehre mit Hinsicht auf die Sonn- und Festtagsevangelien. 8. München. 802. 1 fl. 48 kr.

Scherer's, Dr. J. L. W., neue Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs, zur edlen Bildung des Geistes und Herzens. 1ster Thl. Nürnberg. 802. 1 fl. 48 kr.

Weiler's, K., Erbauungsreden für Studierende in höhern Klassen. 1stes Bdchen. 8. München. 802. 36 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franz, Gerard,

Predigten auf die Festtage des Herrn, der Mutter Gottes und anderer Heiligen, derer Feste in der katholischen Kirche noch gefeiert werden

Bd.: 2

Augsburg (1802)

Hom. 536 z-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10459125-8